

comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin),
Hartmut Elsenhans (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig),
Marc Frey (Bremen), Eckhardt Fuchs (Braunschweig),
Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell (Leipzig),
Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig),
Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Global and European Studies Institute
Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D-04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230

Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61

E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de

Internet: www.uni-leipzig.de/comparativ/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €. Für
Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonnement im Mitgliedsbeitrag
enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/comparativ/>

Wissenschaftlicher Beirat

Gareth Austin (London), Carlo Marco Belfanti (Brescia), Jerry Bentley (Honolulu), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris / Berlin), Michael Geyer (Chicago), Giovanni Gozzini (Siena), Regina Grafe (Evanston / Chicago), Margarete Grandner (Wien), Michael Harbsmeier (Roskilde), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill), Hartmut Kaelble (Berlin), Markéta Křížová (Prag), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Barbara Lüthi (Köln), Attila Melegh (Budapest), Alexey Miller (Moskau), Patrick O'Brien (London), Diego Olstein (Jerusalem), Juan Carmona Pidal (Madrid), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Peer Vries (Wien), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel. / Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis

**Herausgegeben von
Martina Winkler**



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 22, H. 4. 1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis – 2012

1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis. Hg. von Martina Winkler – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2012

(Comparativ; Jg. 22, H. 4)

ISBN 978-3-86583-713-4

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2012

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 22 (2012) 4

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-86583-713-4

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

<i>Martina Winkler</i> Einleitung: 1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis	7
<i>Martina Winkler</i> „Wie schwer war dieses Jahr“ – Chaos und Ordnung, Besitzverlust und Eigentumskonzeptionen in Erinnerungen des Adels an 1812	14
<i>Alexander M. Martin</i> “It Was the Lord’s Will that I Should Not Leave Moscow”: J. A. Rosenstrauch’s Memoir of the 1812 War	31
<i>Stephen M. Norris</i> Boney, the Transnational Agent of Nationhood: Visual Culture and Total War in 1812	46
<i>Liliya Berezhnaya</i> Apokalyptische Gestalt oder „Feind Russlands“? Napoleon in russischen Karikaturen zu Anfang des 19. Jahrhunderts	71

Buchbesprechungen

Rudolf Agstner/Elmar Samsinger (Hrsg.): Österreich in Istanbul. K. (u.) K. Präsenz im Osmanischen Reich, Wien 2010	97
<i>Andreas Rathberger</i> Vejas Liulevicius: The German Myth of the East: 1800 to the Present, Oxford 2009	100
<i>Annemarie Sammartino</i> John D. Garrigus: Before Haiti. Race and Citizenship in French Saint-Domingue, New York 2011	102
<i>Benjamin J. Landsee</i> Jochen Kemner: Dunkle Gestalten? Freie Farbige in Santiago de Cuba, 1850–1886, Münster 2010	104
<i>Ineke Phaf-Rheinberger</i> Ori Preuss: Bridging the Island. Brazilians’ Views of Spanish America and Themselves, 1865–1912, Madrid 2011	107
<i>Sebastian Dorsch</i>	

Michael Zeuske: Simón Bolívar. Befreier Südamerikas. Geschichte und Mythos, Berlin 2011 <i>Andrés Otálvaro</i>	110
Heinz Duchhardt (Hrsg.): Russland, der Ferne Osten und die „Deutschen“, Göttingen 2009 <i>Kristina Küntzel-Witt</i>	113
Karl Schlögel (Hrsg.): Mastering Russian Spaces. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte, München 2011 <i>Denis Sdvizkov</i>	117
Charlotte E. Henze: Disease, Health Care and Government in Late Imperial Russia: Life and Death on the Volga, 1823–1914, London 2011 <i>Lutz Häfner</i>	120
Wayne Dowler: Russia in 1913, DeKalb 2010 <i>Lutz Häfner</i>	123
Iris Schröder: Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790–1870, Paderborn 2011 <i>Isabel Voigt</i>	126
Beate Weghofer: Cinéma Indochina. Eine (post-)koloniale Filmgeschichte Frankreichs, Bielefeld 2010 <i>Frederik Holst</i>	130
Stephan Truninger: Die Amerikanisierung Amerikas. Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte, Münster 2010 <i>Susanne Hilger</i>	134
Stefan Paulus: Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945–1976, München 2010 <i>Mitchell Ash</i>	136
Mark Mazower: Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, München 2009 <i>Juliane Wetzel</i>	140
Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock, Köln 2011 <i>Felicitas Söhner</i>	142
Andrea Glauser: Verordnete Entgrenzung. Kulturpolitik, Artist-in-Residence-Programme und die Praxis der Kunst, Bielefeld 2009 <i>Juliane Scholz</i>	145
Autorinnen und Autoren	150

Einleitung: 1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis

Martina Winkler

Kollektive Symbole führen zuweilen ein sehr eigenwilliges Leben. Wenn die Bostoner New England Patriots einen *touchdown* oder einen *extra point* erzielen, rückt eine Gruppe von etwa zehn Männern, gekleidet im Stil der Revolutionszeit, auf das Feld. Sie feuert Schüsse ab – begleitet nicht nur von donnerndem Beifall, sondern vor allem von Petr Iljič Čajkovskijs Ouvertüre „1812“. American Football bietet bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, bei der amerikanischer Patriotismus mit dieser russischen, ihrerseits hochpatriotischen Komposition verbunden wird. Eine Werbekampagne der Firma „Quakers Oats“ machte das Werk schon in den späten 1960ern populär und schuf so eine kaum mehr zu lösende mentale Verbindung von Frühstücksflocken und Kanonenschüssen; heute steht die Ouvertüre als eines der „Most Popular Classical TV Themes“ zum download bereit. Im Jahr 1974 suchte Alfred Fiedler, Dirigent des traditionsreichen Boston Symphony Orchestra, nach Ideen, um das Publikumsinteresse am alljährlichen Konzert zum Unabhängigkeitstag zu optimieren. Ein Freund schlug ihm Čajkovskijs dramatisches und martialisches Werk vor, und Fiedler war begeistert: „just let all hell break loose at the end of the piece“¹. Tatsächlich wurde Čajkovskijs Ouvertüre zum festen Bestandteil der 4. Juli-Feierlichkeiten in vielen amerikanischen Städten und stand bald in einer Reihe mit dem unvermeidlichen Feuerwerk, hot dogs und „mom’s homemade apple pie“². Angesichts solcher Umnationalisierung ist es nicht weiter verwunderlich, dass viele US-Bürger den Titel „1812“ als Bezug auf den amerikanisch-britischen Krieg verstehen und keine Verbindung zu Napoleons Feldzug gegen Russland ziehen.

1 Zitiert nach Carey Goldberg, A Revolution in Fourth of July Concerts Also Started in Boston, The New York Times, 4.7.1998.

2 Mark Walter, Russia’s Successful 1812 Invasion of America, in: The Bedford Community Orchestra, http://www.bedfordcommorch.org/index.php/bco/articles/russias_successful_1812_invasion_of_america/ (28.6.2012).

Seit einigen Jahren nun wird dieses „Missverständnis“ alljährlich erneut aufgeklärt. In Printmedien und Blogs hat sich auch eine kleine Debatte um diese erfundene Tradition entwickelt, und ganz nebenbei ist im Verlauf dieser Dekonstruktion der amerikanischen 1812-Tradition eine neue Erzählung geschaffen worden: das Narrativ von der Offenheit und Flexibilität der amerikanischen Identität und der puren Freude an Musik.³

Diese Anekdote zeigt nicht nur, auf welcher originellen Weise künstlerische Werke ein Eigenleben entwickeln können. Sie verweist auch auf die Grenzen – und gleichzeitig das Potential – der historischen Forschung zur Konstruktion nationaler Identitäten, kollektiver Erinnerung und so genannter „narrativer Abbrüchungen“. 1812 ist eindeutig eine „narrative Abbrüchung“ und gehört damit zu den Chiffren, die auf Geschichten verweisen, „ohne selbst Geschichten zu sein“⁴. Wenn diese Abbrüchungen von den Mitgliedern einer kulturellen Gemeinschaft reflexartig mit Erzählungen verknüpft werden, so kommt ihnen eine zentrale Rolle in der kollektiven Bewusstseinsbildung, der Werteökonomie und der symbolischen Repräsentation zu. Sie „dienen der schnellen Verständigung über historische Voraussetzungen, Hintergründe, Erklärungen und Implikationen einer Aussage“⁵ und fungieren damit als unersetzliche Werkzeuge jeglicher Andersonscher Gemeinschaftsbildung.⁶ Dabei sind sie aber geprägt von einer starken, spannungsvollen Dynamik dieser gemeinschafts- und ordnungsbildenden Funktion einerseits und einem sehr offenen Interpretationspotential andererseits. Denn die Nutzung von Čajkovskijs Overture in amerikanischen Unabhängigkeitsfeiern und patriotisch gesättigten Footballspielen ist kein Missverständnis und keine Fehlinterpretation, sondern eine Basis für eigene, offenbar sehr gut funktionierende Auslegungen von kulturell und emotional wirksamen Elementen. Und so steht 1812 als narrative Abbrüchung in den USA für das Pathos der Unabhängigkeitsfeiern, die Freuden eines Familienausflugs, das warme Bauchgefühl nach einem sättigenden Frühstück und einen wichtigen Konflikt im Prozess der Loslösung von Großbritannien oder aber – auch diese Interpretationen gibt es – für das zu beklagende Fehlen einer genuinen amerikanischen Tradition⁷ sowie „our love affair with guns“⁸.

3 Siehe z.B. Andrew Druckenbrod, How a rousing Russian tune took over our July 4th, in: Pittsburgh Post-Gazette, 4.7.2003. 1812 Overture and Independence Day <http://contrapuntist.wordpress.com/2008/07/04/1812-overture-and-independence-day/> (28.6.2012). Caitlin Mc Devitt, Musical Mismatch. Who cares if a popular 4th of July tune has nothing to do with America?, in: Newsweek, 3.7.2008, <http://www.thedailybeast.com/newsweek/2008/07/03/musical-mismatch.html> (25.6.2012). Jane Morse, U.S. July 4th Celebrations Often End with a Russian Bang <http://blogs.america.gov/bythepeople/2010/07/06/us-july-4th-celebrations-of-ten-end-with-a-russian-bang/> (28.6.2012). John Reese, 1812 Overture on the 4th of July <http://johnmreese.net/1812.html> (27.6.2012). Jacob Stockinger, The Well-Tempered Ear, 4.7.2010, <http://welltempered.wordpress.com/2010/07/04/classical-music-survey-more-american-classical-music-becomes-available-on-recordings-but-what-american-classical-music-should-be-played-on-fourth-of-july/> (28.6.2012).

4 Jens Kistenfeger, Historische Erkenntnis zwischen Objektivität und Perspektivität, Heusenstamm 2011, S. 124.

5 Jörn Rüsen, Historische Orientierung: über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden, Köln 1994, S. 11.

6 Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Berlin 1998.

7 In diesem Tenor argumentiert eine 2010 gegründete Facebook-Seite: <https://www.facebook.com/pages/No-1812-Overture-this-July-4th/278368181547>.

8 J. Stockinger, The Well-Tempered Ear (Anm. 3).

Im europäischen Kontext wird 1812 natürlich weniger mit Haferflocken oder *touchdowns* als mit dem Grauen des russischen Winters und dem tiefen Fall der napoleonischen Hybris assoziiert. Doch sind hier nicht weniger deutlich Elemente ritualisierter Erinnerung zu erkennen. Dass das vorliegende Themenheft sich im Jahre 2012 in ausgesprochen guter Gesellschaft befindet, dass zahlreiche Tagungen und Symposien zu „1812“ stattfinden und Dossiers in Zeitschriften erscheinen, und dass schließlich Adam Zamoyskis ebenfalls mit der magischen Zahl überschriebenes Buch ins Deutsche übersetzt wird, hochkarätige Rezensenten findet und innerhalb eines Jahres (bisher) drei Auflagen erlebt, ist zweifellos der Anziehungskraft der narrativen Abbeviatur „1812“ geschuldet.⁹ Natürlich stellt sich die Frage, wie mit dieser Jubiläumssituation umzugehen ist, oder auch: was machen Historiker mit einem solchen Ereignis wie 1812?

Welche Probleme auch immer sich ergeben mögen; ein Mangel an Quellen gehört sicher nicht dazu, ebenso wenig wie ein Mangel an öffentlichem Interesse. Das Geschehen wird erzählt als Wendepunkt der napoleonischen Kriege, Geburtsstunde des russischen Nationalbewusstseins, blutige Zuspitzung des ersten „totalen Krieges“ der Geschichte¹⁰, und bildet damit, was man gern als „historischen Meilenstein“ bezeichnet. Die Sakralisierung des Geschehens und die damit verbundene patriotische Legende begann offiziell mit dem Manifest vom Dezember 1812, in dem Kaiser Alexander I. Gott für die Rettung Russlands dankte und die Kraft der Vaterlandsliebe [Ljubov k Otečestvu] beschwor.¹¹ Einen wichtigen Höhepunkt fand die Legende in Lev Tolstoj's „Krieg und Frieden“ mit der melancholisch-fröhlichen Tanzszene der bezaubernden Nataša im Zentrum. Diese Szene wurde nicht zufällig erneut von dem an großem Publikum interessierten Orlando Figes zu einem Dreh- und Angelpunkt für das historische Verständnis Russlands gemacht.¹² Noch heute begegnet der Besucher russischer Städte auf Schritt und Tritt einschlägigen Denkmälern und Triumphbögen, die an den Feldzug, die Kämpfe und den Brand Moskaus erinnern. 1812 ist Gegenstand unzähliger fiktionaler und autobiographischer Narrative, bildlicher Darstellungen sowie, natürlich, historiographischer Studien. Dieser Krieg wurde öfter und emotionaler beschrieben und gemalt als die meisten der vorangehenden Konflikte und als manche der folgenden. Nikolaj Alekseevič Troickij spricht von über 5000 Büchern und mehr als 10.000 Artikeln, die allein in Russland zwischen 1812 und 1912 zum Thema erschienen sind¹³ – von den französischen, englischen und deutschen Publikationen einmal ganz abgesehen. Die historische Forschung hat in den

9 Adam Zamoyski, *1812: Napoleons Feldzug in Russland*, München 2012. Ebenfalls erschienen: Daniel Furrer, *Soldatenleben: Napoleons Russlandfeldzug 1812*, Paderborn 2012 sowie Dominic Lieven, *Russland gegen Napoleon: die Schlacht um Europa*, München 2011.

10 David A. Bell, *The First Total War: Napoleon's Europe and the Birth of Modern War*, London 2007.

11 Manifest O prinesenii Gospodu Bogu blagodarenija za osvoboždenie Rossii ot našestvija neprijatel'skago. Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj imperii, 25.12.1812, Nr. 25.295. Band 32, S. 486-487.

12 Orlando Figes, *Natasha's dance. A cultural history of Russia*, London 2002.

13 Nikolaj A. Troickij: *Otečestvennaja vojna 1812 goda i russkaja literatura XIX veka*, Moskva 1998, S. 3. Speziell zum Genre der Memoiren siehe Andrej Grigor'evič Tartakovskij, *1812 god v vospominanijach sovremennikov*, Moskva 1995 sowie Andrej Grigor'evič Tartakovskij, *1812 [Tysjača vosem'sot dvenadcaty] god i russkaja memuaristika: opyt istočnikovedčeskogo izučenija*, Moskva 1980.

letzten Jahren aus den verschiedensten Richtungen heraus versucht, sich einen neuen Reim auf das Geschehen und seine Rezeption zu machen. Zamoyski problematisiert die schiere Masse der Publikationen und sucht nach dem Geschehen „dahinter“: „From the very beginning, studies of the subject have been driven by a compulsion to interpret and justify that admits of no objectivity, while their sheer volume [...] has helped only to cloud the issue“¹⁴. Doch ist es alles andere als eindeutig, was denn „the issue“ überhaupt ist, denn die Menge der Quellen weist viele mögliche Wege. Eine eher traditionell anmutende, gern Clausewitz zitierende, deshalb aber nicht weniger ergebnisreiche Militärgeschichte diskutiert Strukturen und Leistungen der Armeen. Die große Bedeutung nationaler Schwerpunktsetzungen für die Resultate ist hier kaum zu übersehen. Insbesondere Dominic Lieven rückt die Analyse der russischen Armee und ihrer Strategien ins Zentrum und beklagt sowohl das bisher vorherrschende Interesse an Frankreich als auch die traditionelle „Tolstojsche“ Überbewertung von Raum, Kälte und damit dem Schicksal.¹⁵ Interessanterweise werden aber gleichzeitig diese „Mythen“ von 1812, nämlich Raum und Kälte, nun von Umwelt- und Raumhistorikern erneut zu historischen Faktoren gemacht. Insbesondere Julia Herzberg fragt nach den Wirkungen und Wahrnehmungen von „Frost“ und baut so in die florierende Kulturgeschichte des Krieges neue Dimensionen ein.¹⁶ Hier ebenso wie in anderen Projekten zur Biographieforschung, Gewaltgeschichte oder auch Geschlechtergeschichte spielt die Erfahrung eine entscheidende Rolle – die Erfahrung des Krieges nicht nur durch Soldaten, sondern durch Menschen verschiedener sozialer, nationaler und regionaler Herkunft, unterschiedlichen Geschlechts und Glaubens.¹⁷ Die zahllosen und in großen Teilen edierten Erinnerungstexte der Zeitgenossen bieten hier Material en masse und eröffnen immer wieder neue Forschungsfragen. Methodisch werden Wahrnehmung und Geschehen in solchen Ansätzen zunehmend aufeinander bezogen und nicht als verschieden und gar gegensätzlich betrachtet. Insbesondere dann, wenn es nicht nur um die zeitlich unmittelbare Wahrnehmung des Geschehens geht, sondern auch um die chronologisch versetzte und mehr oder weniger elaborierte und inszenierte Erzählung, so bietet sich das Konzept des *Ereignisses* an, um die Quellen sinnvoll in den Griff zu bekommen. Fraglos ist „1812“ als ein Ereignis zu begreifen, und zwar sowohl im Sinne des allgemeinen Sprachgebrauchs als auch im theoretisch reflektierten Kontext der Sozial- oder auch Kulturgeschichte des Ereignisses.

14 Adam Zamoyski, *1812: Napoleon's Fatal March on Moscow*, London 2005, S. xv.

15 Dominic Lieven, *Russia Against Napoleon. The Battle for Europe, 1807 to 1814*, London 2009, S. 10f.; Dominic Lieven, *Russia and the Defeat of Napoleon (1812–14)*. Review Article, in: *Kritika* 7 (2006) 2, S. 283–308.

16 Aus diesem Forschungsprojekt ist bisher erschienen: Julia Herzberg, *The Domestication of Ice and Cold: The Ice Palace in Saint Petersburg 1740*, in: Rachel Carson Center. *Perspectives* (2012) 2, S. 53–63. Siehe auch den Tagungsbericht zu *Frost, Ice, and Snow: Cold Climate in Russian History*: <http://hszokult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4184>

17 Siehe z. B. Dietrich Beyrau (Hrsg.), *Der Krieg in religiösen und nationalen Deutungen der Neuzeit*, Tübingen 2001. Karen Hagemann, *Gender, war and politics. Transatlantic perspectives, 1775–1830*, Basingstoke, Hampshire 2010. Alan Forrest (Hrsg.), *Soldiers, citizens and civilians: experiences and perceptions of the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1790–1820*, Basingstoke, Hampshire u. a. 2009. Julia Murken, *Bayerische Soldaten im Russlandfeldzug 1812: ihre Kriegserfahrungen und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2006. Anka Muhlstein, *Der Brand von Moskau. Napoleon in Rußland*, Frankfurt am Main 2008.

In einer Aufarbeitung des Wunsches nach einer „Rückkehr zum Ereignis“, wie er seit den 1990er Jahren zu spüren war, hat Andreas Suter¹⁸ drei Kriterien für die Bestimmung von Ereignissen definiert und sie damit vom einfachen Handlungsgeschehen unterschieden: Ereignisse sind, erstens, überraschend, gar erschütternd für die Zeitgenossen und fallen so aus der Tradition, dem Zeitkontinuum, dem Gewohnten heraus. Zweitens muss diese Überraschung kollektiver Natur sein – es sind gemeinsame und allgemein anerkannte Maßstäbe und Werte, die erschüttert werden. Es folgt eine Verständigung über den Bruch und seine Bedeutung: „In der diskursiven Verarbeitung verständigt man sich über den ‚Sinn‘ eines Ereignisses, konstruiert seine Bedeutung und setzt Begriffe.“ Schließlich, drittens, sind Ereignisse durch ihre „strukturverändernden Folgen“ definiert. Sie „fügen dem strukturellen Kontext, aus dem sie entstanden sind, etwas Neues hinzu“, sie sind, wie Koselleck schreibt, durch ein „Vorher und Nachher“¹⁹ definiert.

Interessant und methodisch nützlich ist diese Definition vor allem durch die in ihr erhaltenen Dynamiken. Struktur und Ereignis, oder, in eher Rüsenscher Terminologie, Kontinuität und Kontingenz gehören zusammen. Ereignisse fallen aus dem Erwarteten heraus und schaffen Brüche; gleichzeitig verlangen und ermöglichen sie neue Deutungsmuster und historischen Sinn. Ereignisse „geschehen“ demnach nicht nur, sondern sie werden auch gedeutet und erzählt, und diese Erzählung – Frank Bösch spricht von „Sichtbarmachung“²⁰ – ist nicht nur eine gewissermaßen heilende, kontingenzverarbeitende Folge, sondern gehört genuin zu den *konstituierenden* Elementen des Ereignisses. Erschütterung und Kontinuität ebenso wie Geschehen und Erzählen gehören also zusammen und kristallisieren sich im Ereignis, das auf diese Weise zu einem Katalysator, Kondensat und zugleich Prisma der Geschichte wird.

Ganz in diesem Sinne wird in den Studien dieses Themenheftes das Geschehen nicht von seiner Verarbeitung getrennt. Vielmehr fragen die Autoren und Autorinnen gerade nach den Wahrnehmungen und Deutungen individueller wie kollektiver Art und verstehen diese als integrale Elemente des Ereignisses 1812. Zum „Vorher“ von 1812 gehören Entwicklungen, die Russland längst an einen historischen Scheideweg gebracht hatten.²¹ Nicht nur die europäischen Kriege und die sich entwickelnden nationalen Bewegungen schienen neue Wege zu eröffnen. Auch die internen Auseinandersetzungen um grundlegende gesellschaftliche Strukturelemente wie vor allem die Leibeigenschaft sowie Reformansätze durch den als zukunftsverheißender Engel idealisierten Kaiser Alexander versprachen gesellschaftlichen Wandel.²² Das „Nachher“ aber war dann doch beherrscht von der Bestürzung über die Radikalität des Ereignisses. Quellen der un-

18 Andreas Suter, Struktur und Ereignis – Wege zu einer Sozialgeschichte des Ereignisses, in: ders., Manfred Hettling (Hrsg.), Struktur und Ereignis. Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 19, Göttingen 2001, S. 7-32, S. 24ff.

19 Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft: zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, S. 144f.

20 Frank Bösch, Ereignisse, Performanz und Medien in historischer Perspektive, in: ders. (Hrsg.), Medialisierte Ereignisse. Performanz, Inszenierung und Medien seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2010, S. 7-29, S. 8.

21 So Alexander M. Martin, Russia and the legacy of 1812, in: Dominic Lieven (Hrsg.), The Cambridge History of Russia. Imperial Russia, 1689–1917, Cambridge 2006, S. 145-161, S. 145.

22 Richard S. Wortman, Scenarios of power, Myth and ceremony in Russian monarchy, Princeton 1995.

terschiedlichsten Genres spiegeln den Versuch, diese Bestürzung auszudrücken – und damit das Ereignis selbst zu konstruieren – und sie gleichzeitig zu heilen. Dabei werden starke Dualismen deutlich, eine Rhetorik, die Gut und Böse, Ordnung und Chaos, „wir“ und „die anderen“ klar gegeneinander stellt. Totalität und Dezisionismus des modernen Krieges spiegeln sich auf diese Weise in den Erzählungen. Um die gestörte Ordnung wieder herzustellen, – oder eine neue zu schaffen – werden unterschiedliche Prinzipien entwickelt und eingesetzt. Zentral ist natürlich das göttliche Moment und sein Gegenpart: In der von Alexander Martin untersuchten Quelle, den Erinnerungen Johannes A. Rosenstrauchs, sind die individuellen Versuche der Kontingenzaufarbeitung von einem starken religiösen Bezug bestimmt: Gottes Wille als Garant für Stabilität im Chaos und als verlässlicher Wegweiser für den persönlichen Lebenswandel. Zahlreiche der von Liliya Berezhnaya und Stephen Norris analysierten Karikaturen zeichnen Napoleon als Dämon, und viele Memoiren greifen das Motiv von der Kirchen plündernden und Ikonen schändenden Grande Armée auf. Wohl kein anderes zeitgenössisches Motiv hätte eine vergleichbare Kraft entwickeln können, um „den Feind“ als solchen zu definieren. Entsprechend nahe liegend wäre die Schlussfolgerung, aus diesem Feindbild sei unmittelbar ein neues „wir“ hervorgegangen: die Nation.

Doch so intuitiv zutreffend aus historischer Sicht und so prominent in vielen Quellen die nationale Kategorie auch zunächst erscheint, so ambivalent zeigt sie sich doch bei genauerer Betrachtung. Zwar stellt die seit den 1830ern übliche Bezeichnung des Krieges als „Vaterländischer Krieg“ (Otečestvennaja vojna) die Nation, die Entstehung eines starken nationalen Bewusstseins gerade in den Schmerzen und Wirren des Krieges ins Zentrum der Rezeption. Fraglos gehörte „1812“ im Nation bildenden 19. Jahrhundert, und mindestens ebenso stark in der patriotischen Sowjetunion Stalins, zu den nützlichsten Erzählungen. Auch in unseren Auseinandersetzungen mit den Quellen spielt das Konzept der Nation eine wichtige Rolle, die Studien machen jedoch auch deutlich, dass es für die Zeitgenossen kein absolutes Unterscheidungs- und Bewertungskriterium bildete. Stephen Norris zeigt die flexible Übertragbarkeit von scheinbar sehr eindeutigen „russischen“ Bildmotiven auf die englische Karikatur. Karikaturen, diese weithin wirksamen Instrumente nationaler Identitätsbildung, waren Norris zufolge „truly collaborative“, und die Konzepte des Nationalen und Transnationalen überschneiden sich hier in unerwarteter Weise. Auch Liliya Berezhnaya findet in den von ihr untersuchten russischen Karikaturen Elemente, die uns reflexhaft an „nation-building“ denken lassen, macht aber deutlich, dass die Sakralisierung des Volkes nicht unbedingt als Konstruktion einer Nation verstanden werden kann. Gleichzeitig betont sie bei allen Überschneidungen und Ähnlichkeiten europäischer Karikaturen doch auch die Besonderheiten einer russischen Bildsprache. Alexander Martin eröffnet anhand des Außenseiters Rosenstrauch Einblicke in die Strukturen der Moskauer Gesellschaft, die von nationalen, aber mindestens ebenso stark auch sozialen und religiösen Hierarchien und Identitäten bestimmt war. Er weist ebenso wie Martina Winkler in ihrer Analyse des Quellenmaterials zu Eigentumsvorstellungen die Bedeutung konkurrierender kollektiver Identitäten

nach, in denen soziale Zugehörigkeit und Bildung oft eine größere Rolle spielen konnten als die Nation.

Die Texte zeigen also, wie das Entsetzen angesichts der zerstörten ideellen, sozialen und materiellen Ordnung zwar reflexhaft in eine Feindschaft gegenüber „dem Fremden“ übertragen wurde. Doch wer dieser „Fremde“ war, erscheint weniger eindeutig: die feindliche „Grande Armée“, die französische Nation, – die bisher als Höhepunkt an Kultiviertheit gegolten hatte – oder nur die Person Napoleons? Sollte man den eigentlichen Feind womöglich in den kollaborierenden Polen sehen oder waren es die rebellierenden und plündernden russischen Bauern?

Wie unterschieden sich die verschiedenen Akteure in ihrer Haltung gegenüber Frankreich und Napoleon? „Russland“ (Rossija) wurde seit langem verstanden als ein Kollektiv, das durch fremden Einfluss vor allem aufgewertet und nicht unbedingt bedroht wurde, und eine am Konzept des Volkes orientierte Identität war gerade erst im Entstehen begriffen. Die Kategorien, welche man zur Aufarbeitung des Geschehens schuf und nutzte, überschritten sich also; individuelle Erfahrungen spielten eine Rolle, aber selbstverständlich auch unterschiedliche, im Wandel begriffene Nationskonzepte sowie intertextuelle, genrebildende Topoi, russische und europäische Diskurse. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Konstruktion eines Fremden nicht automatisch auch immer als feste Definition einer „eigenen“ Identität funktioniert, wie die gern benutzte Doppelung von „Alterität“ und „Identität“ zuweilen vermuten lässt.

Der Versuch, das Tolstojsche Klischee von der Russischen Nationsbildung im Moment von 1812 zu hinterfragen, muss sich also nicht allein auf das „Geschehen“ konzentrieren. Erfahrungen und Erzählungen tragen ebenso zu einer sehr komplexen Gesamtstruktur des Ereignisses 1812 bei, und die verschiedenen Wege der narrativen Abkürzung verdienen ein genaueres Hinsehen.

Ich danke den Autoren und der Comparativ-Redaktion herzlich für die Zusammenarbeit; für das sorgfältige Redigieren der Texte danke ich Katarina Marej.

„Wie schwer war dieses Jahr“ – Chaos und Ordnung, Besitzverlust und Eigentumskonzeptionen in Erinnerungen des Adels an 1812¹

Martina Winkler

ABSTRACT

The article is based on the premise that in many Russian memoirs, the loss of property during the events of 1812 appears in more prominent and dramatic ways than, for instance, physical violence. This suggests not only a certain modesty in the narratives, but also a strong concept of ownership and property. It also situates 1812 within the Russian process of propertization. In the memoirs, the experience of losing property is presented mostly as a problem of forfeited traditions and as emotional loss rather than as pure material damage. The analysis of these narratives of loss also leads to the question of how “the enemy” was described: on the one hand, members of the Grande Armée were perceived not only as adversaries, but also as preservers of justice. Russian peasants, on the other, could act either as allies within the emerging national community or as troublemakers who vandalized the nobility’s rightful property and disrupted the social order.

Wenn das Jahr 1812 als Einschnitt und Wendepunkt der russischen Geschichte betrachtet wird,² so ist es nicht zuletzt das Genre der persönlichen Memoiren, das zu dieser Bedeutung beigetragen hat. Die Kultur des Erzählens individueller Erinnerungen begann im Russland des frühen 18. Jahrhunderts mit so genannten Dienstmemoiren, welche

- 1 Für kritische Lektüre und nützliche Hinweise zu diesem Text danke ich Alexander Martin und Alexander Kraus.
- 2 Marc Raeff, *At the Origins of a Russian National Consciousness: Eighteenth Century Roots and Napoleonic Wars*, in: *The History Teacher* 25 (1991) 1, S. 7-18; Sergej Šeremetev, *Vospominanija dectva*, St. Peterburg 1896, S. 42; Alexander M. Martin, *Russia and the legacy of 1812*, in: Dominic Lieven (Hrsg.), *The Cambridge History of Russia. Imperial Russia, 1689–1917*, Cambridge 2006, S. 145-161.

„große“ Ereignisse – in erster Linie sind hier Feldzüge zu nennen – aus persönlicher Sicht eines Beteiligten schilderten. Gegen Ende des Jahrhunderts begannen dann zunehmend Mitglieder der adligen Elite, ihre als *eigene* Lebensgeschichte verstandenen Erlebnisse niederzuschreiben – persönliche Erfahrungen ohne einen zwingenden und unmittelbaren Bezug zu politischen Ereignissen und Herrscherfiguren.³ Im 19. Jahrhundert wuchs die Zahl der autobiographischen Schriften weiter; die Erlebnisse und Erzählungen, die mit der Chiffre „1812“ verknüpft waren, spielten in vielen Schriften dieses klassischen Zeitalters russischer Memoiren eine entscheidende Rolle.⁴ Zahlreiche Autoren und Autorinnen beschrieben intensiv ihre Erinnerungen als Teilnehmer des Vaterländischen Krieges;⁵ andere jedoch, und diese sollen im Folgenden im Mittelpunkt stehen, erzählten von den Erfahrungen der Zivilbevölkerung. Sie machten den Napoleonfeldzug zu einem der Kriege, welche zu Elementen kollektiver Erinnerung wurden oder, wie Claus Scharf formuliert: „Dieser Krieg konnte erzählt werden“⁶.

Wie wurde dieser Krieg erzählt? Das zentrale Motiv der Narrative ist das erlebte Chaos. Die Ereignisse werden als beängstigend und verstörend geschildert; letztlich konzentrieren sich die Erzählungen vor allem auf den Umsturz der bekannten Ordnung. 1812 gilt als Jahr, in dem „alles, alles in Aufruhr war“⁷, als „barbarische Zeit“, und Sergej Glinka erinnerte sich später nicht zufällig ausgerechnet während eines Sturmes an die Erlebnisse.⁸ Die autobiographischen Schilderungen von Aufruhr, Barbarei und Chaos beziehen sich jedoch auffällig selten auf Gewalttaten gegen Menschen⁹ und stellen bemerkenswert häufig Übergriffe gegen Eigentum ins Zentrum. Diese relativ unblutige

3 Zum Genre der Memoiren in Russland siehe z. B. U. Schmid, *Ichentwürfe - die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gercen*, Zürich, Freiburg 2000; Alois Schmücker, *Anfänge und erste Entwicklung der Autobiographie in Russland (1760–1830)*, in: Günter Niggel (Hrsg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Darmstadt 1989; S. 415–458; Julia Herzberg, Christoph Schmidt (Hrsg.), *Vom Wir zum Ich: Individuum und Autobiographik im Zarenreich*, Köln 2007. Zu den Anfängen bürgerlicher Autobiographik in Russland siehe z. B. David Ransel, *The Diary of a Merchant: Insights into Eighteenth-Century Plebeian Life*, in: *Russian Review* 63 (2004) 4, S. 594–608.

4 Aleksandr G. Tartakovskij, *1812 god i Russkaja memuaristika. Opyt istoričnikovedčeskogo izučenija*, Moskva 1980, S. 15.

5 Nur einige Beispiele von vielen: Iz žurnala učastnika vojny 1812 goda, in: *Russkaja starina* 43 (1912) 2, S. 271–283, R.M. Zotov, *Razskazy o pochodach 1812-go i 1813-go godov, praporščika Sanktpeterburgskago opolčenija*, St. Peterburg 1836; Aleksandr Ivanovič Michailovskij-Danilevskij, *Opisanie otečestvennoj vojny 1812 goda*, St. Peterburg 1843.

6 Claus Scharf, *Eine Einführung*, in: Claus Scharf (Hrsg.), Anton Wilhelm Nordhof: *Die Geschichte der Zerstörung Moskaus im Jahre 1812*, München 2000, S. 7–84, S. 7.

7 *Zapiski moskovskogo žitelja*, in: Andrej Grigor'evič Tartakovskij (Hrsg.), *1812 god v vospominanijach sovremennikov*, Moskva 1995, S. 51.

8 Sergej Nikolaevič Glinka, *Zapiski*, St. Peterburg 1895, S. 302. Zur Sturmmetapher siehe auch Aleksandr S. Puškin, *Povesti pokojnago Ivana Petroviča Belkina*, Praga 1920.

9 Natürlich gab es solche Berichte, siehe z. B. *Zapiski moskovskogo žitelja*, in: Andrej Grigor'evič Tartakovskij (Hrsg.), *1812 (Anm. 6)*, S. 52f.; E.A. Charuzin: *Melkie epizody iz vidennogo i slyšannogo mnogo i iz moich detskich vospominanii*. in: Andrej Grigor'evič Tartakovskij (Hrsg.), *1812 god v vospominanijach sovremennikov*, Moskva 1995, S. 163–169, S. 167 und Afim'ja Stepanova, zitiert bei A. M. Martin, *Russia and the legacy of 1812 (Anm. 2)*, S. 155. Auch Gavriil Dobrynin konzentriert sich auf Hunger und die Leiden von Frauen und Kindern; *Materielles ist ihm explizit „nicht so wichtig“*: Gavriil Dobrynin, *Istinoe povestvovanie ili Žizn Gavriila Dobrynina, im samim pisannaja. 1752–1823*, in: *Russkaja Starina* 4 (1871) 10, S. 305–378, S. 355ff.

Szenerie der Memoiren widerspricht den Realitäten von 1812, wie sie beispielsweise aus zeitgenössischen Briefen deutlich werden,¹⁰ und ist damit ein Hinweis darauf, wie schwierig die Texte in Bezug auf ihre „Authentizität“ zu bewerten sind. Doch geht es in den folgenden Überlegungen auch nicht um die Realitäten der aktuellen Kriegssituation, sondern vielmehr um die Wahrnehmung, Darstellung und Konstruktion des Topos „1812“. Wenn moralische Skrupel und gesellschaftliche Konventionen verhinderten, dass Morde und Vergewaltigungen zum zentralen Element der Erinnerungskultur wurden,¹¹ so ist dies kein „Quellenproblem“, sondern vielmehr eine ernst zu nehmende Aussage der Quellen.¹² Eigentumsverlust durch Plünderungen und Brände passte offenbar besser in die Erinnerungskonstruktion des russischen Adels als das Erleiden körperlicher Gewalt. Welche Funktion die Auseinandersetzung mit Besitzverlust in den Memoiren spielte, ist Thema dieses Aufsatzes. Wie erzählen die Memoiren vom Eigentumsverlust, und welche Ordnungen, welche Werte werden gerade durch das Motiv der Zerstörung konstruiert? Denn es ist im Kern die erzählte Erfahrung des Chaos, die eine einheitsstiftende Bedeutung des Jahres 1812 ausmachte, die Zerstörung von Ordnungen, welche die Konstruktion von Orientierungspunkten ermöglichte. Wenn 1812 als ein entscheidender Ausgangspunkt für die Konstruktion russischer nationaler Identität im 19. Jahrhundert gilt,¹³ so bildet gerade die Zerstörung eine Basis für den Aufbau, die Destruktion eine Grundlage für die Entstehung neuer Identitätskonzepte. Identitätskonzepte bewusst im Plural gehalten: denn diese Konstruktion war keinesfalls eindeutig, sondern gestaltete sich ausgesprochen spannungsvoll und vielfältig. Der Topos 1812 erscheint bei genauem Hinsehen nicht als klare historische Weiche; vielmehr werden unterschiedliche, zuweilen widersprüchliche Identitätskonzepte konstruiert. Dieser Prozess von Auseinandersetzung und Konstruktion soll hier mit besonderem Blick auf die Memoiren des Adels und deren Interesse am Ordnungs- und Identitätskonzept „Eigentum“ analysiert werden. Denn alte und neue Eigentumsordnungen, Vorstellungen von Recht und Ordnung sowie Legitimationen für Besitz spielten in den Orientierungsprozessen des Adels eine zentrale Rolle.

Alexander Herzen beginnt seine Memoiren mit seinem Geburtsjahr, und in seinem Fall kommt dies einem Beginn mit einem Paukenschlag gleich. Denn er wurde 1812 inmitten der Kriegswirren geboren. Wenn er nun immer wieder seine Kinderfrau bittet: „Vera Artamonovna, erzählen Sie mir doch noch einmal, wie es war, als die Franzosen nach Moskau kamen“¹⁴, so sind in diesem Satz gleich mehrere Elemente der Tradition von 1812 enthalten: Es sind *die Franzosen*, die nach Moskau kamen – eine nationale Ka-

10 Siehe zu diesem Widerspruch Alexander M. Martin, *Lost Arcadia: The 1812 War and Russian Images of Aristocratic Womanhood*, in: *European History Quarterly* 37 (2007) 4, S. 603-621, S. 612-614.

11 A. M. Martin, *Lost Arcadia* (Anm. 10), S. 612-614.

12 Zu einem solchen textorientierten Ansatz siehe Ann Rigney, *Imperfect histories: the elusive past and the legacy of romantic historicism*, Ithaca 2001, S. 126-127.

13 So beispielsweise explizit bei Natal'ja Petrovna Grot, *Iz Vospominanija Natal'i Petrovny Grot*, in: *Russkij Archiv* 40 (1902) 7, S. 460-476, oder Nikolaj Maksimovič Raspopov, *Iz vospominanii Nikolaja Maksimoviča Raspopova*, in: *Russkij Archiv* 17 (1879) 9, S. 36-44.

14 Aleksandr I. Gercen, *Byloe i dumy*, Moskva 2001, S. 27.

regorie. Das rituell-narrative Element, die ständige Wiederholung des eigentlich längst Bekannten, aber dennoch immer wieder Erzählenswerten, bildet das nächste Element: *noch einmal*. Diese Erzählung schließlich wird weitergegeben von einer Generation an die nächste, erscheint so auch den eigentlich nicht unmittelbar Beteiligten lebendig und aktuell und schafft eine Einheit von Vergangenen und Künftigem. Herzen spielt allerdings mit dieser Traditionsbildung, er konstruiert gewissermaßen die Konstruktion und ironisiert sie zugleich – denn in seinen Memoiren hört er die dramatische Geschichte, während er selbst sich in sein Bettchen kuschelt, das mit Leinen umspannt ist, damit er nicht herausfalle. Als Vera Artamonovna erwähnt, dass Herzen als Säugling bei der Flucht mitgetragen wurde, „lächelte ich stolz, zufrieden, dass auch ich am Krieg teilgenommen hatte.“ Sicherheit, Bequemlichkeit und angenehmes Gruseln kontrastieren die dramatischen Ereignisse. Ein weiteres Element der 1812-Tradition ist die Verbindung verschiedener sozialer Schichten. Es ist die vermutlich leibeigene Kinderfrau, welche dem kleinen Adligen von den *gemeinsamen* Erlebnissen erzählt – und es ist wohl nicht nur Herzens individuell sozialkritischer Haltung geschuldet, dass ausgerechnet diese Frau die erste längere wörtliche Passage des Buches bestreiten darf, wenn auch erst auf Aufforderung des kleinen Adligen. Und so beginnt die Kinderfrau die bereits so oft erzählten Geschichten nochmals zu schildern: von der lange hinausgezögerten Flucht der Familie, vom Chaos in der Stadt und der Angst. Und von der Illusion der Sicherheit durch Eigentum: „Wir wohnten damals im Seitengebäude bei der Prinzessin; das Haus begann zu brennen; da sagte Pavel Ivanovič: ‚Kommt zu mir, mein Haus ist von Stein, es steht weit hinten im Hof und hat feste Mauern.‘ Wir machten uns auf, die Herrschaft und das Gesinde, da war kein Unterschied, als wir hinaus kamen auf den Tverskoj-Boulevard, da fingen die Bäume auch schon an zu brennen. Endlich erreichten wir das Golochvastovsche Haus, aber das brannte lichterloh, das Feuer schlug aus allen Fenstern. Pavel Ivanovič erstarrte, er wollte seinen Augen nicht trauen.“

Die Motive dieser Erzählung können unter den – sich überlappenden – Schlagwörtern Zerstörung, Orientierung, Einheit zusammengefasst werden und werden im Folgenden die Überlegungen strukturieren. Die zentrale Rolle des brennenden Hauses findet sich nicht nur bei Alexander Herzen, sondern auch bei vielen anderen Autoren. In der Erinnerung der Zerstörung werden Häuser und Landgüter zu Schlüsselementen des Erlebten und zu Fixpunkten kollektiver und individueller adliger Identität. Der Schock angesichts des brennenden Hauses, die zerstörte Illusion eines sicheren Heims kommt in zahlreichen Memoiren in vergleichbarer Weise vor. Dabei ist bemerkenswert, dass die pragmatische Ebene des Besitzverlustes in den Memoiren eine ausgesprochen geringe Rolle spielt. Hier Diskretion als Grund zu vermuten, wäre irreführend: Vermögensverhältnisse waren in der adligen Gesellschaft keine Privatsache, und detaillierte Informationen über die Höhe von Mitgiften oder die Preise verkaufter Stadtpaläste waren durchaus üblich.

Doch in den Erinnerungen an 1812, in denen die Zerstörung von Eigentum häufig von zentraler Bedeutung war, ging es nicht um finanzielle Schäden, sondern um emotionale

Verluste.¹⁵ Sergej Glinka beschreibt einen Kontrast von blühender Gutswirtschaft und dem 1812 brennenden Haus;¹⁶ in ähnlicher Weise konstruieren beispielsweise Elizaveta Jan'kova¹⁷ und Marija Sergeevna Nikoleva einen scharfen Gegensatz zwischen familiärer Idylle und ungeahnter Zerstörung. Nikolevas Kindheit erscheint als ein Märchen voller Familienfeiern und rosa Kleider; die kleine Marija verlässt das Haus mit einer großen Puppe im Arm und der einzigen Sorge, wer die saftigen Kirschen des Sommers ernten werde – und kehrt nach mehr als einem Jahr zurück zu einer verbrannten und ausgeplünderten Ruine.¹⁸ Das Haus steht in diesen Schilderungen für Wohlstand, aber auch und vor allem für Heimat, Familie, Tradition, Sicherheit. Die prominente Bedeutung der Häuser in den Erinnerungen und der hier hergestellte enge Bezug zwischen Besitzer und Haus sind kaum zu übersehen. Dies wirft die Frage auf, wie eine solche Darstellung zum traditionellen Bild vom wurzellosen russischen Adligen passt, der zu Haus und Gut keine persönliche Beziehung hatte und keine Vorstellung von Eigentum.¹⁹ Tatsächlich ist hier ein Wandel zu beobachten, der im späteren 18. Jahrhundert begann und im Jahr 1812 – vor allem aber in den späteren Erinnerungen daran – einen Höhepunkt erlebte. Die Quellenlage für das Moskauer Reich ist problematisch, doch kann man davon ausgehen, dass im 16. und 17. Jahrhundert russische Adlige in ihren Häusern tatsächlich weder Machtbasis, noch emotionale Heimat oder dauerhaften Familiensitz sahen. Diese berüchtigte Wurzellosigkeit fand traditionell ihre Grundlage in einem ausgesprochen lebendigen und aktiven Markt für Häuser und Güter.²⁰ Häuser und Ländereien wurden – ganz oder in Teilen – verkauft, vererbt, versetzt oder als Mitgift vergeben. Netzwerke, die durch dieses Zirkulationssystem entstanden, waren entscheidend für die Machtposition einer Familie; Eigentumstraditionen dagegen spielten keine Rolle. Anders als in vielen westeuropäischen Gesellschaften wurde entsprechend auch das Töchtererbe als Chance und weniger als Problem gesehen.²¹

15 Die materiellen Einbußen wurden im Detail in zahlreichen Petitionen aufgelistet, mit denen die Betroffenen um Entschädigungen für Häuser, Ikonen, Kleidung, Geschirr und viele weitere Dinge baten. Siehe Pl. Ščukin (Hrsg.), *Bumagi, odnosjaščijasja do Otečestvennoj vojny 1812 goda*, Moskva 1897–1908; E.G. Boldina, *O dejatel'nosti Komissii dlja rassmotrenija prošennii obyvatel' Moskovskoj stolicy i gubernii, poterpevščih razorenije ot našestvija neprijatel'skogo*, in: dies. (Hrsg.), *Moskva v 1812 godu. Materialy naučnoj konferencii, posvjaščennoj 180-letiju Otečestvennoj vojny 1812 goda*, Moskva 1997, S. 45-51.

16 S. N. Glinka, *Zapiski* (Anm. 8), S. 3.

17 D. D. Blagovo: *Razskazy babuški iz vospominanii pjati pokolenii*. Leningrad 1989, S. 117.

18 Marija S. Nikoleva, *Čerty starinnogo dvorjanskogo byta*. *Vospominanija*, in: *Russkij Archiv* 31 (1893) 9-12, S. 107-120, S. 129-196. M. S. Nikoleva, *Čerty starinnogo dvorjanskogo byta* (Anm. 18), S. 132.

19 Vladimir Osipovič Ključevskij, *Evgenij Onegin i ego predki*, in: *Sočinenija 7: Issledovanija, recenzii, reči, 1866–1890*, Moskva 1959, S. 403-422. Priscilla R. Roosevelt, *Life on the Russian Country Estate: A Social and Cultural History*, New Haven, Conn. 1995, S. 126. Die Folie, auf der Russland beschrieben und beurteilt wird, ist, wie in vielen anderen Fällen, so auch hier natürlich England. Die Bedeutung von Häusern und Landgütern für den russischen Adel wurden untersucht beispielsweise von John W. Randolph, *The House in the Garden: The Bakunin Family and the Romance of Russian Idealism*, Ithaca 2007.

20 Valerie A. Kivelson, *Autocracy in the Provinces. The Muscovite Gentry and Political Culture in the Seventeenth Century*, Stanford, Ca. 1996; Edward L. Keenan, *Muscovite Political Folkways*, in: *Russian Review* 45 (1986), S. 115-181, S. 134f.

21 Zu Westeuropa z. B. Susan Staves, *Married Women's Separate Property in England, 1660–1833*, Cambridge, Mass. 1990. Zu Russland: V. A. Kivelson, *The Effects of Partible Inheritance: Gentry Families and the State in Muscovy*, in: *Russian Review* 53 (1994) 2, S. 197-212.

Dies änderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts, und es setzten sich zunehmend neue Eigentumsvorstellungen durch.²² Bezeichnenderweise werden diese Vorstellungen vor allem im neu aufkommenden Genre der persönlichen, oft emotionsbetonten Memoiren deutlich. Denn es ging nicht nur um eine Veränderung und Professionalisierung juristischen Denkens, sondern mindestens ebenso sehr um Emotionen, Werte und Assoziationen, die an den neu entstehenden Begriff „Eigentum“ (sobstvennost') geknüpft wurden. Ein zentrales Element bildete dabei die entstehende Verbindung von Eigentum, Haus und Familie: das sich verzweigende Kommunikations- und Tauschsystem des 17. und frühen 18. Jahrhundert wurde nun ergänzt und teilweise ersetzt durch eine zeitlich lineare, räumlich auf ein Haus oder Gut fixierte Vorstellung von Tradition. Andrej Bolotov verknüpfte das Haus seiner Kindheit mit starken Gefühlen, Geborgenheit und Traditionsbewusstsein und begründete damit einen Topos der Memoirenliteratur: das Motiv der Rückkehr nach Hause, die Verknüpfung von Erinnerungen mit einem Haus und das Ideal einer an ein Zuhause gebundenen Familie.²³ Ekaterina Daškova bemerkte in ihren Memoiren zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ein Hauskauf sei in seiner Bedeutung ähnlich der Wahl eines Ehemanns.²⁴ Daškova betonte die Verantwortung für und die Bindung zu ihrem Gut und machte so auf vielfältige Weise deutlich, wie sehr ein *eigenes* Haus für Dauerhaftigkeit, Bindung, Tradition und Sicherheit stand. Philipp Filippovič Vigel' wiederum recherchierte intensiv die an das Familiengut geknüpfte Tradition und zeigte sich enttäuscht vom Ergebnis: der Besitz reichte „nur“ bis zum Urgroßvater zurück.²⁵ Dieser Wertewandel, den man betrachten kann als Prozess der Propertisierung,²⁶ steht in Verbindung zu ökonomischen und politischen Transformationen sowie zu einer Funktions- und Identitätskrise des russischen Adels. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist ein solcher Wandel zu beobachten, verursacht unter anderem durch die Dienstbefreiung von 1762, die beginnenden Debatten über eine mögliche Bauernbefreiung und die Konkurrenz des sich neu etablierenden Bürgertums. Der Wegfall der Dienstverpflichtung stärkte einerseits die Bedeutung der materiellen Privilegien als Definitions- und Abgrenzungsmerkmal des Adels und problematisierte andererseits gerade diese Privilegien, die nun neu legitimiert werden mussten. Eine neue Eigentumsideologie musste

22 Siehe dazu z. B. Martin Aust, *Adlige Landstreitigkeiten in Rußland. Eine Studie zum Wandel der Nachbarschaftsverhältnisse 1676-1796*, Wiesbaden 2003; Martina Winkler, *Eigentum! Heiliges Recht! Seele der Gesellschaft! Adel, Eigentum und Autokratie in Russland im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: Walter Sperling (Hrsg.), *Jenseits der Zarenmacht. Dimensionen des Politischen im Russischen Reich 1800-1917*, Frankfurt a.M. 2008, S. 71-98.

23 Andrei Timofeevič Bolotov, *Žizn' i priklučenija Andreja Bolotova, opisannye samim im dlja svoich potomkov, 1738-1795*, Tom II, St. Peterburg 1871, S. 304ff. Für die daraus entstehende Tradition siehe z. B. Michail Aleksandrovič Dmitriev, *Glavy iz vospominanii moej žizni*, Moskva 1998, S. 80. Anna Aleksejevna Olenina, *Dnevnik. Vospominanija*, St. Peterburg 1999. Faddej Bulgarin, *Bulgarins Memoiren. Abrisse von Geschehenem, Gehörtem und Erlebtem*, Jena 1850-1860, S. 133; S. Šeremetev, *Vospominanija dectva* (Anm. 2).

24 Ekaterina. R. Daškova, *Mémoires de la princesse Daschkoff, dame d'honneur de Catherine II. impératrice de toutes les Russies avec la correspondance de cette impératrice et d'autres, lettres. Tome II*, Paris 1859, S. 147

25 F. F. Vigel', *Zapiski I*, Moskva 1891, S. 7, S. 13.

26 Zu diesem Begriff: Hannes Siegrist, *Die Propertisierung von Gesellschaft und Kultur. Konstruktion und Institutionalisierung des Eigentums in der Moderne*, in: *Comparativ* 16 (2006) 5-6: *Entgrenzung des Eigentums in modernen Gesellschaften und Rechtskulturen*, S. 9-52.

her, die den Verdacht eines ungerechtfertigten adligen Egoismus widerlegen konnte. Dabei spielten vor allem Traditionen, Emotionen und Gerechtigkeitsvorstellungen als Assoziationen von „Eigentum“ eine zentrale Rolle. Werte und Verpflichtungen waren in der adligen Selbstdarstellung wichtiger und für das Narrativ nützlicher als ökonomische Privilegien oder das Konzept von Rechten. Es handelt sich bei dieser „moralischen Propertisierung“ somit um einen Prozess, der parallel, zuweilen auch in Widerspruch zur sich gleichzeitig entwickelnden rechtswissenschaftlichen Diskussion und der legislativen Kodifizierung von Eigentumsbegriffen verlief.

Dieser Prozess erlebte einen tiefgreifenden Bruch und gleichzeitig eine Beschleunigung durch das Geschehen von und vor allem die Erinnerungen an 1812. Die Bedeutung von Eigentum – insbesondere von Häusern und Landgütern – wurde zu einem zentralen Element der Erzählung und der adligen Identitätskonstruktion. In kaum einem Text wird die Bedeutung dieses Moments so deutlich wie in Fürst Fedor Nikolaevič Golicyns Memoiren: Golicyn hält sich in seinen Erinnerungen durchgehend sehr zurück, was seine Eigentumsverhältnisse allgemein und seine Landgüter im Besonderen angeht. Er konzentriert sich auf die Geschichte seines Dienstes und seiner sozialen Beziehungen. Doch in den dem Text später beigefügten Gedanken zu 1812 ändert sich dies schlagartig: es wäre entsetzlich gewesen, so ein auffällig emotionaler Golicyn, wenn er sein „friedliches Nest“ (*svoego pokojnago gnezda*) verloren hätte.²⁷ Die Gefahr des Besitzverlustes durch die Erlebnisse von 1812 erzeugte ein Bewusstsein für die persönliche, sehr emotionale Bedeutung des Eigentums. Das Chaos von 1812 wurde in der Memoirenliteratur zu einem Topos, der die Grundlage bot für adlige Selbst- und Fremdzuschreibungen und die Entwicklung von Ordnungen und Werten.

Das dabei entwickelte Eigentumskonzept war kein ausschließlich individuelles. Die zerstörten und brennenden Häuser stehen in den Erzählungen nicht allein, und neben der Bindung einer einzelnen Familie an ein Haus sind noch weitere Bedeutungsebenen zu erkennen. Wenn Besitz verloren ging, dann war dabei nicht nur das Eigentum des Einzelnen im Spiel, sondern es ging ebenso um größere soziale Kontexte und Ordnungen und eine kollektive Identität des Adels. Die geschilderte Zerstörung von Häusern spiegelt somit auch einen starken Orientierungsverlust und macht deutlich, wie wichtig die Orientierungsfunktion des Eigentums für den russischen Adel war bzw. im Verarbeitungs- und Erinnerungsprozess nach 1812 wurde. Die im 18. Jahrhundert mit Bolotov, Daškova und anderen begründete Tradition der Identifikation von Familie und Haus wurde aufgegriffen und verstärkt und sollte im 19. Jahrhundert zu einem zentralen Element vieler Memoiren werden. Die Ordnung, welche die Häuser repräsentierten, war jedoch nicht nur auf die lineare Familientradition fokussiert. Sie enthält auch eine andere Komponente: die einer verzweigten Topographie adliger Kultur und Macht, welche durch die Häuser repräsentiert wurde und mit der Zerstörung verloren ging.

27 FN. Golicyn, *Zapiski*, in: *Russkij Archiv* 12 (1874) 5, S. 1272-1335, S. 1333.

Viele Autobiographien und Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts erwähnen Häuser und Paläste – ob innerhalb der Stadt oder auf dem Land – nicht nur nebenbei und als Schauplatz des Geschehens, sondern stellen sie in einen sozialen und oft auch zeitlichen Zusammenhang, als Fixpunkte einer sozialen Topographie. Typisch sind Formulierungen wie die folgende: „Ich wurde geboren am 9. Mai des Jahres 1806 in Moskau, nahe dem Sucharev-Turm, in einer bürgerlichen Straße im Hause meines Vaters, das nun dem Kaufmann Perlov gehört“²⁸. Ein Haus wird lokalisiert, indem die Straße, Nebenhäuser oder Gebäude gegenüber bezeichnet werden: das Resultat ist eine räumliche und zugleich soziale Orientierung. Darüber hinaus werden häufig frühere und künftige Besitzer benannt, der Weg eines Hauses durch die Gesellschaft fixiert: wer kaufte, erbe, renovierte das Haus, wer erhielt es als Mitgift?²⁹ Auf diese Weise entstand in den Narrativen eine Topographie von Häusern, Besitzern, Reichtum und den Netzwerken des Adels. In einer solchen Perspektive waren Häuser und Paläste keine festen, Jahrhunderte überdauernden Grundlagen familiären Zusammenhaltes und adliger Macht wie beispielsweise in England; ihre Geschichten, wie sie in Memoiren geschildert wurden, fungierten vielmehr häufig als Protokoll für Bewegungen, Kommunikation, Auf- und Abstieg adliger Familien. Genau diese Topographie und damit die in den Häusern repräsentierten traditionellen Kommunikationszusammenhänge des Adels gingen 1812 verloren: „eine Rückkehr zu diesem Aschehaufen war nicht möglich“³⁰. Auch der saisonale Rhythmus von Winterwohnung und Sommergut war ebenso erschüttert wie die Möglichkeit, Verwandte und Bekannte in regelmäßigen Abständen zu besuchen – Marija Nikoleva beispielsweise betont, dass ihre Familie gezwungen war, sich bei Smolensk einen ganz neuen Freundeskreis aufzubauen. Auch Elisaveta Jan'kova beklagt die neue Isolation: „jeder denkt nur mehr an sich selbst“³¹.

Der Adel als Gruppe verlor an Zusammenhalt, er verlor letztlich seine soziale und kulturelle Grundlage. In den Memoiren wurde diese Beobachtung nicht zuletzt festgemacht an symbolisch aufgeladenen Gegenständen. Und wenn der Verlust von Identität und sozialem Zusammenhalt symbolisiert wurde durch Besitzobjekte, so überrascht es nicht, dass die Neukonstruktion des Adels sich ebenfalls an solchen Objekten orientierte. Eigentumsobjekte hatten für den russischen Adel – wie vermutlich für jede Gesellschaft³² – auch starke repräsentative Funktion. Bestimmte Gegenstände wiesen auf soziale Zuge-

28 Aleksandr Ivanovič Košelev, *Zapiski* (1812–1883 gg.), Berlin 1884, S. 3.

29 E. A. Sabaneeva, *Vospominanija o bylom. Iz semejnojchroniki 1770–1838 gg.*, St. Peterburg 1914, S. 370f.; Evgraf Fedorovič Komarovskij, *Zapiski*, Moskva 2003, S. 324; Ivan Ivanovič Nepljuev, *Zapiski*, in: A. Liberman, V. Naumov (Hrsg.), *Imperija posle Petra 1725–1765*, Moskva 1998, S. 385–448, S. 430; *Zapiski S. I. Mordvinova*, in: V. A. Bil'basov (Hrsg.), *Archiv grafov Mordvinovych*, tom vtoroj, St. Peterburg 1901, S. 7–55, S. 10f.

30 Vladimir A. Sollogub, *Vospominanija*, Moskva 1998, S. 25.

31 M. S. Nikoleva, *Čerty starinnogo dvorjanskogo byta* (Anm. 18), S. 141f. und S. 150. und D. D. Blagovo: *Razskazy babuški* (Anm. 17), S. 271. Siehe auch A. I. Košelev, *Zapiski* (Anm. 28), S. 3 sowie F. V. Rostopčin, *Tysjača vosemsot Dvenadcatyj god v zapiskach grafa F.V. Rostopčina*, in: *Russkaja starina* 64 (1889) 12, S. 643–725, S. 661.

32 Aus der umfangreichen Forschung seien hier nur genannt: Annette B. Weiner, *Inalienable Possessions: The Paradox of Keeping-while-Giving*, Berkeley 1992; Russell W. Belk, *The Ineluctable Mysteries of Possessions*, in: *Journal of Social Behavior and Personality* 6 (1991), S. 17–55; Aydan Gulerce, *Transitional Objects: A Reconsideration of the Phenomenon*, in: *Journal of Social Behavior and Personality* 6 (1991) 6, S. 187–208.

hörigkeiten hin. Wenn also Aleksandr Ivanovič Košelev³³ ausführlich erzählte, dass seine Familie nach der Rückkehr auf ihr Landgut im Dezember 1812 von den Holztellern der Hausdiener essen musste, so symbolisiert dieses Detail die Umkehr der bekannten sozialen und kulturellen Ordnung, in denen Holz-, Kupfer- oder Porzellanteller ihre besondere Bedeutung hatten.³⁴ Traditionell repräsentierten natürlich auch Landgüter, aber ebenso Gegenstände wie Schmuck, Medaillen und – im 18. Jahrhundert besonders beliebt – Tabakdosen die soziale Stellung und zeigten die Wertschätzung der Kaiser und Kaiserinnen für einzelne Personen oder Familien.³⁵ Der Verlust solcher Gegenstände und damit der Verlust von Orientierung verdiente dann zuweilen auch einen besonderen Platz in Erzählungen zu 1812: Nach der Plünderung des Hauses von Petr Krisanovič Obljanov vermisste die Familie vor allem ein kleines Tischchen aus Malachit – ein Geschenk des Kaisers Paul.³⁶ Ein ganzes Jahr später fand man genau dieses Möbel im Hause eines Moskauer Bürgers, kaufte es zurück und nahm die Geschichte in das Familiennarrativ auf. Der Wert des Gegenstandes war durch eine Familientradition sowie natürlich durch den Bezug zum Herrscherhaus bestimmt: es ging hier eindeutig um emotionale Werte, nicht um den materiellen Preis.

In Bezug auf Besitzobjekte fällt ein Gegenstand besonders auf, der in den Erinnerungen an 1812 ganz eigene Bedeutung erlangt: die Ikone. Das Heiligenbild blieb zentral in der orthodoxen Liturgie, wurde im 18. Jahrhundert aber zunehmend aus der adligen Selbstdarstellung verdrängt. Obwohl wir davon ausgehen können, dass Ikonen in allen adligen Haushalten vorkamen,³⁷ wurden sie generell in Memoiren auffällig selten erwähnt und auf den westlich inspirierten Portraits oder der später beliebten Interieurmalerei üblicherweise nicht abgebildet. Die Accessoires des gebildeten Adligen waren nun eher Orangerien, Schoßhunde oder chinoisierende Möbel. Im aufklärerischen Kontext wurde die Ikone entweder ignoriert oder assoziiert mit dem Traditionellen, Bäuerlichen, und damit aus der Kultur des Adels verbannt. Andrej Bolotov beispielsweise nutzte Ikonen als Symbole für das Leben seiner Eltern und Großeltern: in gewisser Weise sicher verehrungswürdig, vor allem aber staubig und primitiv.³⁸ Hinzu kam eine rituelle Funktion,

33 A. I. Košelev, *Zapiski* (Anm. 28), S. 5.

34 Lindsey A. J. Hughes, "The Crown of Maidenly Honour and Virtue": Redefining Femininity in Peter I's Russia, in: Wendy Rosslyn (Hrsg.), *Women and Gender in 18th-Century Russia*, Hampshire, 2003, S. 35–49, S. 38; F. F. Vigel', *Zapiski I* (Anm. 25), S. 22; D. D. Blagovo: *Razskazy babuški* (Anm. 17), S. 23.

35 V. N. Golovina, *Memuary grafini Golovinoj uroždennoj Golicynoj (1766–1821)*, Moskva 1911, S. 47, S. 207.

36 D. D. Blagovo: *Razskazy babuški* (Anm. 17), S. 131.

37 Dafür sprechen die Rechtsprechung zur Herstellung und Nutzung von Ikonen, die Tatsache der Massenproduktion sowie die regelmäßige Erwähnung von Ikonen in Testamenten und Mitgiften. Siehe auch Leonid Ouspensky, *Theology of the Icon*, New York 1992, S. 331 und passim sowie Ann M. Kleimola, "In accordance with the Canons of the Holy Apostles": Muscovite Dowries and Women's Property Rights, in: *Russian Review* 51 (1992) 2, S. 204–229, S. 206; Robin M. Bisha, *The Promise of Patriarchy: Marriage in Eighteenth-Century Russia*. Dissertation Indiana University 1994, S. 93; Lindsey A.J. Hughes, *Between Two Worlds: Tsarevna Natalia Alekseevna and the "Emancipation" of Petrine Women*, in: Maria di Salvo, Lindsey Hughes (Hrsg.), *A Window on Russia: Papers from the Fifth International Conference of the Study Group on Eighteenth-Century Russia*, Gargagno, 1994, Rome 1996, S. 29–36, S. 31.

38 A. T. Bolotov, *Žizn'i priklučeniya Andreja Bolotova* (Anm. 23), S. 305f.

die der Ikone zugestanden wurde: als Symbol für *rites de passage* und Krisensituationen.³⁹ So kam Ikonen eine ausgesprochen ambivalente Position zu: ubiquitär und doch aus dem Selbstbild verdrängt, bedeutend und doch von der Elite abgelehnt. Auch als Besitzobjekt besonderer Art ragten Ikonen aus dem Feld des Normalen heraus. Sie wurden – gemeinsam mit wichtigen, den adligen Status sichernden Familiendokumenten – als erstes aus einem brennenden Haus gerettet, in Testamenten, Mitgifts- und Verlustlisten wurden sie gesondert aufgeführt und so aus der gewöhnlichen Besitzmasse herausgehoben.⁴⁰ Darüber hinaus erscheinen Ikonen oft nicht als Eigentum eines Einzelnen, sondern als Heiligtum und Symbol, das verwahrt und weitergereicht, nicht jedoch individuell besessen wird.

Angesichts dieser komplexen symbolischen Bedeutung ist es nicht weiter verwunderlich, dass Ikonen 1812 wieder einen Platz in den Quellen erhielten: ganz pragmatisch auf Verlustlisten,⁴¹ aber auch als Element der emotionalen und Identität schaffenden Erzählung. In den Narrativen stehen Ikonen zunehmend für „das Russische“⁴², und ihr Verlust symbolisiert die Tragödie des Krieges. Diese Aussage wird zuweilen gestützt durch den Topos des gierigen und grausamen Franzosen, welcher jeglichen Respekt für sakrale Objekte der orthodoxen Kirche vermissen lässt. In seinen Erinnerungen an 1812 betont F. Bekker die Leere des zerstörten Landes, symbolisiert durch ein verlassenes Haus. Und es sind die Ikonen, die er explizit als fehlend erwähnt: der für sie vorgesehene Platz gegenüber dem Herd ist leer.⁴³ P. A. Suchanin beschreibt sich selbst: betend vor der Muttergottesikone von Smolensk; eine in anderen Kontexten kaum denkbare – oder vielmehr erzählbare – Memoirenszene.⁴⁴ Ikonen hatten in den Memoiren des aufgeklärten Adels eigentlich keinen Platz – und tauchen doch in der Traditionsbildung von 1812 auffällig häufig auf. Ikonen symbolisieren sowohl Tradition als auch Veränderung und übernehmen eine rettende und versöhnende Funktion angesichts des Orientierungsverlustes.⁴⁵ All dies machte die Ikone zu einem Symbol für Krise und Zusammenhalt zugleich, für

39 Beispiele: Ivan Michajlovič Dolgorukij, *Povest o roždenii moem, proischoždenii i vsej žizni*, St. Peterburg 2004. Aus der Bildenden Kunst: Pavel Fedotov, *Vdovuška*, 1851/52.

40 Z. B. in Sergej Šeremetev, *Otgołoski XVIII veka: Pridanoe knjagini N. B. Dolgorukovoj*, in: *Russkij Archiv* 36 (1897) 11, S. 433-440. *Duchovnaja Ivana Vasileviča Ščelkalova*, in: N. L. Lichačev (Hrsg.), *Sbornik aktov sobrannyh v archivach i bibliotekach. Vypusk I: Duchovnyja i sgovornyja gramoty*, St. Peterburg 1895, S. 79ff. *Akty juridičeskie, ili sobranie starinnogo deloproizvodstva*, St. Peterburg 1838, No. 415, 419, 461; Richard Hellie, *Great Wealth in Muscovy: The Case of V.V. Golitsyn and Prices of the 1600–1725 Period*, in: *Harvard Ukrainian Studies* 19 (1995), S. 226-270, S. 227. Siehe dazu auch Brenda Meehan-Waters, *Autocracy and Aristocracy: The Russian Service Elite of 1730*, New Brunswick, N.J. 1982, S. 221.

41 P. I. Ščukin (Hrsg.), *Bumagi* (Anm. 16).

42 Eine Wahrnehmung, die sich lange gehalten hat, siehe z. B. James Hadley Billington, *The icon and the axe; An interpretive history of Russian culture*, London 1966; Joanna Hubbs, *Mother Russia: The Feminine Myth in Russian Culture*, Bloomington, Ind. 1988, S. 103.

43 F. Bekker, *Vospominanija Bekkera o razzorenii i požare Moskvy*, in: *Russkaja starina* 14 (1883), S. 507-523, S. 512.

44 *Iz žurnala učastnika vojny 1812 goda* (Anm. 5).

45 *Iz žurnala učastnika vojny 1812 goda* (Anm. 5), S. 278; E.A. Sabaneeva, *Vospominanija o bylom* (Anm. 29); N. N. Mordvinova: *Vospominanija ob admirale, grafe Nikolae Semenoviče Mordvinove i o semejstve ego. Zapiski dočeri ego grafini N.N. Mordvinovoj*, St. Petersburg 1873, S. 3f; Vera Shevzov, *Miracle-Working Icons, Laity, and Authority in the Russian Orthodox Church, 1861–1917*, in: *Russian Review* 58 (1999) 1, S. 26-48, S. 33; siehe auch Andrew Jenks, *Russia in a Box: Art and Identity in an Age of Revolution*, DeKalb 2005, S. 21.

Vergangenheit und Zukunft, und – im autobiographischen Rückblick – natürlich für die russische Nation.

Diese symbolische Aufladung der Nation ist jedoch gleichzeitig gebrochen: Geschichte von schützenden und rettenden Ikonen werden fast niemals aus erster Hand erzählt, erscheinen nicht als eigenes Erlebnis. Vielmehr verbleiben die Ikonen in ihrem Kontext des Bäuerlichen und Traditionellen: vorzugsweise Großmütter oder ältliche, halbverrückte Tanten vertrauen der Kraft der Ikonen. Ekaterina Sabaneeva beschreibt die Sturköpfigkeit der Urgroßmutter, welche 1812 die Flucht vom Landgut verweigerte und darauf beharrte, dass die Ikone Vasilij des Großen sie beschützen werde.⁴⁶ Der Kontext, in den Sabaneeva die Episode einbettet, zeigt Identifikation mit der Geschichte ebenso wie Distanz; Ikonen sind auf diese Weise eingebettet in ein narratives, nicht unbedingt auf seinen Wahrheitsgehalt nachprüfbares Umfeld. Hier wird die Geschichte als Familientradition an die Tochter weitergegeben, mit beträchtlichem Identifikations- aber auch Unterhaltungspotential. Sabaneeva selbst hat die Geschichte über die Vermittlung ihres Ehemannes („Deines Vaters“) „geerbt“, gemeinsam mit der Vasilij-Ikone.⁴⁷ Dies ist eine sehr bewusste, im Text deutlich gemachte und damit gebrochene Traditionsbildung – das typische narrative Umfeld für Ikonengeschichten im 19. Jahrhundert.⁴⁸

Direkt in Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse an den „echt russischen“ Ikonen steht eine weitere Verbindung, eine zusätzliche Einheit, die in den 1812er Memoiren erzählt und zugleich problematisiert wurde: das Verhältnis von adligen Gutsbesitzern und leibeigenen Bauern. Das Jahr 1812 gilt als entscheidender Moment für die Konstruktion einer russischen Nation durch die Darstellung von Krieg, Zerstörung und schließlich Sieg. Die Bauern spielten in diesem neuen Einheitsdenken eine wichtige Rolle. Die aufklärerisch-romantische Hinwendung zum „edlen Bauern“, wie sie in Gemälden und literarischen Werken⁴⁹ zelebriert wurde, fand nun eine Fortsetzung im Narrativ „1812“. Die Krise wurde zum Gründungsmythos stilisiert, die Gefahr als Gemeinschaft stiftende Katharsis: klassisch sind Geschichten, in denen Bauern oder Hausdiener – der Dramatik halber vorzugsweise ehemalige Trunkenbolde – durch den Krieg geläutert wurden und nun entschlossen den Besitz ihrer Herren verteidigten.⁵⁰ Marija Nikoleva bezog die Bauern in ihre Kindheitserinnerungen ein und beschrieb ausführlich die traditionellen Feiern, bei denen die Gutsherren ihre treuen Leibeigenen mit *kulič* und Piroggen bewirteten. Wenn dieses idyllische Bild dem frühromantischen patriarchalen Ideal entsprach, so gesellte sich angesichts des Krieges noch ein neues Element

46 Vgl für eine ähnliche Schilderung auch: „Razskazy očevidec o dvenadcatom gode: Razskaz kupčichi Anny Grigor'evny Kruglovoj, Šeremetevskoj bogadelenkoj,“ in: Moskovskija Vedomosti (13 marta 1872). (Für diesen Hinweis danke ich Alexander Martin)

47 E. A. Sabaneeva, Vospominanija o bylom 1770–1828, in: Vera Bokova (Hrsg.), Istorija žizni blagorodnoj ženščiny, Moskva 1996, S. 333–434, S. 356.

48 Siehe auch N.S. Il'inskij, Vospominanija moej žizni, in: Russkij archiv 17 (1879) 3, S. 380–434, S. 382; Polina Annenkova, Vospominanija, Moskva 1929, S. 87.

49 Klassisch: Nikolaj M. Karamzin, Bednaja Liza : povest', Moskva 1981.

50 A.I. Gercen, Byloe i dmy (Anm. 14), S. 28. Siehe auch Dvenadcatyj god v zapiskach Anny Zolotuchinoj, in: Russkaja starina 20 (1889) 11, S. 257–288.

hinzu. Denn die Massenrekrutierung von Bauernsoldaten wurde nicht nur als Opfer des Adels verstanden, der seinen menschlichen Besitz dem Vaterland gewissermaßen spendete,⁵¹ sondern zunehmend auch in einem früh staatsbürgerlich-integrierenden Denken. Bauern waren offensichtlich ebenso fähig zu Opferbereitschaft und Patriotismus wie die Elite; sie waren ein Teil der entstehenden aktiven und selbständigen Nation.⁵²

Neben diesem idealisierenden und integrierenden Zugang zur Bevölkerungsgruppe der Bauern wird jedoch auch eine andere Betrachtungsweise deutlich. In Marija Nikolevas Erinnerungen beispielsweise stehen die braven und treuen Bauern für eine glückliche Vergangenheit *vor* der Krise. Das Kind im rosa Kleid, das arglos das Familiengut verließ, kehrt zurück in eine zerstörte Welt, materiell wie moralisch. Denn es waren die „eigenen“ Bauern, die das Gutshaus plünderten und niederbrannten – dieselben Bauern, über die Nikoleva mit Blick auf die frühere Zeit geschrieben hatte: „Jeder hatte das Recht, sich im Haus frei zu bewegen, und ich kann mich nicht erinnern, dass an solchen Tagen irgendetwas aus unseren Zimmern verloren gegangen wäre; ja, es ist nicht einmal etwas von seinem Platz bewegt worden“⁵³. Der traditionelle Respekt gegenüber den Herren und ihrem Eigentum war nun verloren. Auch anderen Autoren erschien 1812 weniger als Einheit spendende Katharsis denn vielmehr als eine Zerstörung der früher gegebenen moralischen Ordnung und Gemeinschaft, und die romantische Einheit von Adel und Bauern wird durch 1812 nicht nur verstärkt, sondern – wie nicht wenige Quellen zeigen – auch empfindlich gestört.⁵⁴

Das Verhältnis der adligen Erzähler zu den Bauern steht in einem Spannungsverhältnis zum Verhältnis der Autoren zu französischen Soldaten und Offizieren. Eine dritte, eindeutigere Gruppe bildeten die stets negativ konnotierten polnischen Kriegsteilnehmer. Plünderungen und Gewalttaten von deren Seite wurden schnell in den bestehenden Diskurs der Ablehnung Polens eingeordnet. Zu gut passten die Ereignisse auch in die historische Zahlenlehre: Für den Sommer 1812 war ohnehin ein monumentales Gedenken an die Verteidigung Moskaus gegen das Heer Żólkiewskis 1612 geplant gewesen, und die Beteiligung polnischer Truppen an der *Grande Armée* erschien wie eine Wiederholung des vor 200 Jahren Geschehenen.⁵⁵ Die französischen Soldaten und vor allem Offiziere dagegen wurden durchaus unterschiedlich dargestellt. Letztlich handelt sich hier um eine Art Nullsummenspiel: je negativer die französischen Soldaten, umso positiver die russischen Bauern – eine Gleichung, die auch umgekehrt funktioniert.⁵⁶ Die Annahme,

51 D. D. Blagovo: *Razskazy babuški* (Anm. 17), S. 120.

52 M. Raëff, *At the Origins* (Anm. 2), S. 13. Klassisch wurde dieses Bild natürlich entwickelt bei: Lev N. Tolstoj, *Vojna i mir*, Moskva 2000.

53 M. S. Nikoleva, *Čerty starinnogo dvorjanskogo byta* (Anm. 18), S. 130.

54 A. I. Košelev, *Zapiski* (Anm. 28), S. 5.

55 Martin Aust, *Polen und Russland im Streit um die Ukraine: konkurrierende Erinnerungen an die Kriege des 17. Jahrhunderts in den Jahren 1934 bis 2006*, Wiesbaden 2009, S. 105. Siehe auch Andrej L. Zorin, *Kormja dvuglavogo orla ... literatura i gosudarstvennaja ideologija v Rossii v poslednej treti XVIII - pervoj treti XIX veka*, Moskva 2001, S. 159-170.

56 Runič stellt angeblich unkultivierte und brutale Bauern die französische Armee als die eigentlichen Kampfparteien dar. Dmitrij Pavlovič Runič, *Iz zapisok D.P.Runiča*, in: *Russkaja Starina* 105 (1901) 3, S. 597-631, S. 612f.

die Kategorie der Nation löse nun die bisher vorherrschende Identität als gebildete und westlich orientierte Elite ab, wird durch dieses Spannungsverhältnis relativiert. Ein Beispiel dafür findet sich wieder in den so eindrücklichen Schilderungen Nikolevas: Das Gutshaus wurde von den „eigenen“ Bauern geplündert und niedergebrannt, und es war ein französischer Offizier, der zu retten versuchte, was zu retten war. Entscheidend in Nikolevas Erzählung ist die Begeisterung des Offiziers für ein Portrait der Schwester Marijas. Das Wüten der kulturlosen Bauern wird hier stark kontrastiert mit dem kultivierten Interesse des Franzosen – als dieser schließlich selbst das Portrait an sich nimmt, schildert Nikoleva dies nicht als Diebstahl, sondern als gebildet-romantische Begeisterung.⁵⁷ Die traditionelle Nähe des russischen Adels zur französischen Kultur wurde also nicht plötzlich vollständig zerstört – auch nicht angesichts der zerlumpten und schmutzigen „Grande Armée“, – sondern bildete nach wie vor ein Identitätsangebot.

Und so zeigen viele Quellen, ähnlich wie die schwärmerische Schilderung Nikolevas, nicht nur Verunsicherung und Panik, sondern zuweilen auch ein kaum zu beirrendes Vertrauen in die Besatzer. Auch Fürst Golicyn dankte einem französischen Offizier dafür, dass sein Haus nicht niedergebrannt wurde und vertraute ihm gar seine Kinder an.⁵⁸ In einem Brief beschrieb der Staatsrat Andrej Anisimovič Sokolskij die Maßnahmen, die er zum Schutze seines Eigentums vornahm. Er wandte sich an den französischen *policmeister*, bat diesen um Hilfe und erhielt eine Urkunde mit dem Text „entsprechend dem kaiserlichen Befehl wird bestimmt, dass alle französischen Soldaten den Assessor Sokolskij und seine Familie respektieren und sein Eigentum beschützen sollen“⁵⁹. Sokolskij nutzte nicht nur die traditionellen Patronage-Mechanismen, um sich zu schützen. Darüber hinaus wird Zuversicht in Bezug auf die von den Besatzern geschaffene Ordnung deutlich: ein an die Tür genageltes Stück Papier verhieß genügend Schutz, und obwohl die Franzosen klar der Feind waren, waren sie doch offenbar ein Feind, dessen Rechtssinn man vertrauen konnte.⁶⁰ Auch Karolina Pavlova erzählt, wie ein Bewohner Moskaus einen Zettel schrieb: „Diese Bücher gehören Professor Gofman“ und die Stadt im Glauben verließ, seinen Besitz später unberührt wieder zu finden.⁶¹

Noch eine weitere Anekdote zeigt die durchaus ambivalente Haltung zur Kategorie der Nation und zum Bild der Franzosen als Feinde: Elizaveta Jan'kova beklagt einerseits die grausame Entschlossenheit der französischen Soldaten, welche Kirchen plünderten und Ikonostasen zerstörten.⁶² Als aber andererseits Napoleon es sich in den Kopf setzt, ein goldenes Kreuz von einer Kreml-Kirche besitzen zu wollen, findet sich kein französischer Soldat, der auf den Turm zu klettern bereit wäre. Ob Höhenangst oder kulturel-

57 M. S. Nikoleva, Čerty starinnogo dvorjanskogo byta (Anm. 18), S. 140.

58 F. N. Golicyn, Zapiski (Anm. 27), S. 1332.

59 M. A. Bojcov (Hrsg.), „K česti Rossii“: iz častnoj perezpiski 1812 goda, Moskva 1988, S.136-141, S. 140.

60 Siehe dazu auch den Hinweis von Alexander Martin in diesem Band auf den vermuteten Zusammenhang von Uniformen und Ordnung.

61 Karolina Pavlova, Moj Vospominanija, in: Russkij Archiv 4 (1874) 10, S. 222-240, S. 224.

62 D. D. Blagovo: Razskazy babuški (Anm. 17), 126f. Siehe auch Claus Scharf (Hrsg.), Anton Wilhelm Nordhof: Die Geschichte der Zerstörung Moskaus im Jahre 1812, München 2000, S. 220; M. A. Bojcov (Hrsg.), „K česti Rossii“ (Anm. 59), S. 127.

ler Respekt – schlussendlich ist es ein Russe, („vermutlich irgendein Trunkenbold“) der für hundert Rubel die Kirche besteigt, das Kreuz abbricht und es Napoleon übergibt. Der bezahlt seine Schulden, lässt den Russen aber gleich darauf verhaften: „Du hast das Kreuz von deiner Kirche genommen, um es dem Feind zu übergeben, also bist Du ein Verräter“⁶³. Dieses auffällig ausführlich und bildhaft geschilderte Ereignis steht für ein tiefes, zwar irritierendes, aber doch beeindruckendes Rechtsverständnis des französischen Kaisers. Insgesamt also erscheinen in vielen Memoiren die französischen Feinde nicht nur eindeutig als Barbaren und Gewalttäter, sondern durchaus auch als mögliche Verbündete in einer Situation von Chaos und Orientierungsverlust. Die Einheit mit der kultivierten französischen Nation wurde keineswegs sofort aufgekündigt, sondern bildete für die adligen Memoirenschreiber eine vorerst weiter bestehende Alternative zu anderen Allianzen.

Ebenso wie die ambivalent betrachteten Akteursgruppen und die komplexe Freund-Feind-Situation zeigt sich auch das Verständnis von Ordnung allgemein und Eigentum im Besonderen kompliziert. Die chaotische äußere Situation überträgt sich unmittelbar auf die Eigentumsverhältnisse und Eigentumsvorstellungen, einfache Lösungen erscheinen unmöglich. Elizaveta Jan'kova erzählt in ihren anekdotenreichen Memoiren die Geschichte der Moskauerin Zagrjažskaja, welche – angeblich – Napoleon begegnete und ihn davon überzeugte, sie habe die Schlüssel des Kreml in ihrem Besitz. Die Absurdität dieser Geschichte wird von Jan'kova nicht weiter diskutiert, wichtiger ist ihr die Konsequenz der Lüge. Napoleon lässt sich den Schlüssel geben und schenkt Zagrjažskaja dafür den Schlüssel für das Golicyn-Gut Kuzminki bei Moskau. Es kommt, wie es kommen muss, Fürst Golicyn kehrt nach Moskau zurück und will Zagrjažskaja vertreiben. Diese allerdings besteht auf ihrem neuen Besitz: „Kuzminki gehört mir. Kaiser Napoleon hat es mir geschenkt.“ Erst mit massivem Polizeieinsatz lässt sich Zagrjažskaja davon überzeugen, dass „Bonaparte nicht das Recht hatte, ihr das Gut eines anderen zu schenken“. Der Wahrheitsgehalt auch dieser Geschichte mag bezweifelt werden – ihre Funktion im Narrativ „1812“ aber ist bemerkenswert. Jan'kova beschreibt kaum Gewalttaten oder Zerstörung. Der Zusammenbruch der Ordnung wird bei ihr deutlich durch verschobene Vorstellungen von mein und dein, durch ein als völlig absurd dargestelltes Rechtsverständnis. Chaos wird nachgerade definiert über den Verlust von Eigentumssicherheit, umgekehrt wird Ordnung identifiziert mit einem zuverlässigen, Sicherheit verheißenden Rechtsverständnis. Der Begriff des Eigentums tritt geradezu gehäuft auf, um die Absurdität der Situation darzustellen, so in der folgenden Schilderung: „ein Hausbesitzer musste aus seinem *eigenen* Haus all *seinen Besitz selbst* in die französischen Quartiere tragen“⁶⁴. Die Ungehörigkeit des Vorfalles wird hervorgehoben, indem die eigentliche Zugehörigkeit der beschlagnahmten Dinge mehrfach betont wird. Begriffshistorisch ist

63 D. D. Blagovo: Razskazy babuški (Anm. 17), S. 132f. Siehe auch Charuzin, Melkie epizody (wie Anm. 9), S. 169 sowie N.P. Nikolev Brief an D.I. Chvostov, 5.11.1812, in: Pisma russkich pisatelej XVIII veka, Leningrad 1980, S. 410f.

64 N. F., in A. G. Tartakovskij, 1812 god v vospominanijach sovremennikov, Moskva 1995, S. 29 (Hervorhebungen M. W.).

dies vor allem deshalb von Interesse, weil das hier und an auffällig vielen anderen Stellen im 1812er Diskurs benutzte Wort „sobstvennost“ relativ neu war und üblicherweise vor allem im juristischen Sprachgebrauch vorkam. Literarische und persönliche Texte zogen normalerweise andere, oft konkretere Begriffe oder Umschreibungen vor;⁶⁵ die häufige Verwendung des Neologismus „sobstvennost“ als das allgemein definierte „Eigentum“ weist also auf eine Betonung und gleichzeitig Abstrahierung des Eigentumsverständnisses hin.

Wie bereits an der Geschichte der Zagrjažskaja deutlich wurde, handelt es sich bei den kriegsbedingten Verlusten nicht einfach um Diebstahl oder Enteignungen, die relativ einfach geheilt werden könnten. Es geht um eine Zerstörung der gesamten Ordnung. Eigentum war nun reine Glückssache und hatte nichts mit traditionellen Erwerbsformen wie Kauf und Erbe oder gar mit Legitimationsformen wie Dienst und sozialer Stellung zu tun. Dies wird bei Jan'kova sehr deutlich: Plünderer durchkämmten die Stadt und „betrachteten alles, was den Moskauer Bewohnern gehörte, als ihr Eigentum“⁶⁶. Eine spätere Aufteilung und Rückgabe des entwendeten Eigentums war oft nicht möglich, „also blieben die Sachen Eigentum derer, denen sie *zufällig* zugefallen waren“⁶⁷. Die bemerkenswerte Vermischung von Eigentumsverlust und Eigentumsbewusstsein findet einen Höhepunkt im Brand Moskaus. Die Zerstörung des eigenen Besitzes wurde von vielen interpretiert als Rache für den französischen Angriff auf russisches Eigentum und als Versuch, die eigene Ehre und Würde zu retten. Rechtmäßiges Eigentums wurde im Prozess der Zerstörung auf dramatische und paradoxe Weise reklamiert.⁶⁸

All diese Beobachtungen sprechen für ein unerwartet starkes Eigentumskonzept. Wir finden – gerade in der Auseinandersetzung mit dem Chaos – feste Vorstellungen von Sicherheit und Stabilität. Gleichzeitig aber, und auch dies wird aus den zahlreichen Beispielen deutlich, ist das moralische Verhältnis zum Konzept Eigentum ambivalent. Wie bereits erwähnt, werden in den Memoiren nicht einfach materielle Verluste beklagt. Die zerstörten Häuser, die verlorenen Möbel, das zerschlagene Geschirr stehen vielmehr für eine ganze Welt: eine Welt, die, indem sie hier als verloren dargestellt wird, häufig überhaupt erst konstruiert wird. Dass die Positionierung „der Russen“ als Opfer gegen „die Franzosen“ als Täter nicht so eindeutig ausfiel wie möglicherweise erwartet, hat verschiedene Gründe, unter anderem die lange kulturelle Anbindung der russischen Elite an Frankreich. Darüber hinaus aber kann auch eine Tradition einer gebrochenen russischen Eigentumskonzeption beobachtet werden. Wenn die Verluste von 1812 nicht einfach nur als materielle und finanzielle Schäden abgerechnet wurden, dann passt dies zur russischen Selbstkonstruktion von einer am schnöden Mammon eher desinteressierten Nation. Der Propertisierungsprozess, den wir im 18. und 19. Jahrhundert verfolgen

65 Siehe dazu Martina Winkler, „Mein Besitz, Landgut, Erbland, Dorf oder wie auch immer Du es nennen möchtest“: Eine russische Begriffsgeschichte des Eigentums, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 60 (2012) 3, 1-29.

66 D. D. Blagovo: Razskazy babuški (Anm. 17), S. 125.

67 F. F. Vigel', Zapiski I (Anm. 25), S. 677. (Herv. M.W)

68 D. P. Runič, Iz zapisok D.P.Runiča (Anm. 55), S. 612; D. D. Blagovo: Razskazy babuški (Anm. 17), S. 125. Dagegen die militärisch-strategische Variante bei: F. V. Rostopchin, La vérité sur l'incendie de Moscou, Paris 1823.

können, bezog sich selbstverständlich auch auf Rechte und Privilegien, entwickelte aber darüber hinaus eine sehr stark moralisch aufgeladene Rhetorik. Von der Luxusdebatte des späten 18. Jahrhunderts über die slavophile Abneigung gegen Privateigentum⁶⁹ bis hin zu frühsozialistischen Vorstellungen – der Propertisierungsprozess wurde stets begleitet und eingerahmt von Auseinandersetzungen über die Formen und Legitimationen von Eigentum. Niemand macht diese Ambivalenz so deutlich wie Sergej Glinka. In seinen Memoiren setzt er sich intensiv mit dem Phänomen Eigentum auseinander, spricht sich gegen willkürliche Enteignung aus,⁷⁰ problematisiert das Konzept des geistigen Eigentums und betrachtet den Wunsch nach Eigentum als anthropologische Konstante: Schon ein Kind weine, wenn man ihm sein Spielzeug wegnähme.⁷¹ Doch persönlich geht er einen anderen Weg: indem er sein Erbe an seine Schwester abtritt, eröffnet er sich eine Welt neuer Freiheiten, wirft die Last der Verantwortung ab. 1812 dann, in diesem für den Proto-Nationalisten so zentralen Jahr, kommt es zu einer paradoxen Begegnung: Glinka will sich zur Armee melden, wird jedoch abgelehnt: „Warum?“ – „Sie haben kein Landgut und keinerlei Eigentum.“ – „Ich habe Eigentum, das mir niemand wegnehmen kann: den Wunsch, dem Vaterland zu dienen und für das Vaterland zu sterben.“ Der Beamte akzeptiert das Glinkasche Pathos jedoch nicht und kann sich nur zu einer Einladung zum Tee durchringen, die Glinka etwas verschnupft ablehnt.⁷² Glinkas Diskurs über Eigentum ist neu, ausgesprochen reflektiert und stellt traditionelle Zusammenhänge (Landbesitz als pragmatische und auch rechtliche Voraussetzung für Militärdienst) in Frage. Die seit dem 18. Jahrhundert entstehende Tradition der Verbindung von Eigentum mit Emotionen und Werten wird hier ausdrücklich und provokant formuliert. Wichtiger als materielles Eigentum ist für Glinka die Treue zum Vaterland. Diese Treue ist modern, staatsbürgerlich, ist sie doch explizit gerade nicht an Besitz und andere Privilegien des Adels geknüpft. Die Verbindung von nationalem Pathos und einer bewussten Ablehnung von Eigentum, die ihre Motivation in der Ausnahmesituation von 1812 fand, sollte später zu einem Topos werden. Russen, so ein weit verbreitetes Motiv, sind nicht daran interessiert, Geld und Besitz anzuhäufen. Wichtiger sei gegenseitige Hilfe, die Kommunikation über Vermögensverteilung, aber auch – schlicht und einfach – Vergnügen.⁷³ Glinka selbst bezeichnete beispielsweise den Fürsten Potemkin als „echten Russen“: dieser habe die Einstellung vertreten „Den’gi – sor, a ljudi – vse“ (Geld bringen nur Sorgen, Menschen sind alles).⁷⁴ Wie also wird 1812 erzählt? Mit einem selbstverständlich nicht ausschließlichen, aber doch konzentrierten Blick auf den Verlust von Eigentum und mit einer starken Kon-

69 Siehe z. B. Derek Offord, *Portraits of early Russian liberals. A study of the thought of T. N. Granovsky, V. P. Botkin, P. V. Annenkov, A. V. Družinin and K. D. Kavelin*, Cambridge 1985, S. 6 und Ivan V. Kireevskij, *Polnoe sobranie sočinenij I. V. Kirěevskago: v 2 tomach / pod red. M. Geršenzona*, Moskva 1911, S. 215.

70 S. N. Glinka, *Zapiski* (Anm. 8), S. 41.

71 Ebenda.

72 Ebenda S. 211f.

73 F. F. Vigel, *Zapiski I* (Anm. 25), z. B. S. 287 und S. 314.

74 S. N. Glinka, *Zapiski* (Anm. 8), S. 11.

struktion von Eigentumskonzepten. Im Prozess der Propertisierung der russischen Gesellschaft fungieren die Erinnerungen an 1812 als ein Katalysator, der das Konzept und die Bedeutung von Eigentum ins Blickfeld rückt. In der Konfrontation mit dem Chaos wird eine Ordnung konstruiert, die zentral bestimmt ist von Eigentumssicherheit und einem engen, höchst moralisch konnotierten Bezug zum individuellen Besitz. Wenn Eigentum auch als individuell verstanden wird, so bildet es doch ein Element kollektiver Identitätskonstruktion – auf unterschiedlichen Ebenen. Die Familie, der Adel, die Arbeits- und Lebensgemeinschaft des Landgutes, die russische Nation, die Bevölkerung Moskaus, aber durchaus auch die Kulturgemeinschaft mit der Elite Frankreichs sind die imaginierten Kollektive, die in der Verarbeitung des Besitzverlustes aufscheinen. Diese Kollektive überschneiden oder widersprechen sich und zeigen somit die Palette denkbarer (und erzählbarer) Identitäten, die sich dem Adel des 19. Jahrhunderts bot. 1812 war klar ein Schlüsselmoment russischer Geschichte und eine Projektionsfläche für Konflikte, Abgrenzungen und Imaginationen. Es beschleunigte Prozesse, so den der Nationalisierung und den hier beschriebenen der Propertisierung. In sehr persönlichen, sehr emotionalen Narrativen setzen die Autoren sich mit der Zerstörung, dem Erwerb und der Nutzung von Eigentum auseinander und beanspruchen auf diese Weise einen Platz in der sich verändernden Gesellschaft. Dabei ist die Palette der Interpretationsmöglichkeiten von Eigentum angesichts der Gefahr und des Chaos deutlich größer, als klassische oder neo-liberale Erfolgsgeschichten dies wahrhaben wollen. Eigentum erweist sich in diesen Quellen als erzählbar und als ein taugliches Mittel zur Auseinandersetzung mit einer Krise.

“It Was the Lord’s Will that I Should Not Leave Moscow”: J. A. Rosenstrauch’s Memoir of the 1812 War

Alexander M. Martin

RESÜMEE

Dieser Beitrag untersucht das Geschehen in Moskau 1812 anhand einer bislang fast unbekanntenen Quelle: den Kriegserinnerungen des deutschen Einwanderers Johannes Ambrosius Rosenstrauch (1768–1835). Rosenstrauch war erst Schauspieler in St. Petersburg, später Kaufmann in Moskau und zuletzt Pastor im ukrainischen Charkow. Der Artikel bespricht seine Biographie und die Rolle, die europäische Einwanderer wie er in den Prozessen der Modernisierung Moskaus gespielt haben. Danach werden drei Aspekte seines Kriegserlebnisses untersucht: sein kompliziertes Verhältnis zur russischen Bevölkerung; seine Stellung in den Netzwerken, die Russland mit Europa verbanden; und der Einfluss des Kriegs auf das weitere persönliche Schicksal Rosenstrauchs. Auf diese Weise ergibt sich die Chance, den individuellen Lebensweg eines Einzelnen mit den großen Linien der russisch-europäischen Begegnungen in den Napoleonischen Kriegen in Verbindung zu bringen.

Sometime in 1835, in Khar’kov in present-day Ukraine, the Lutheran pastor Johannes Ambrosius Rosenstrauch wrote a memoir about how Napoleon’s occupation of Moscow had changed his life.¹ Rosenstrauch was a man who talked little about the past. He had come to Khar’kov when he was already in his fifties to serve the local congregation of

1 I thank the American Councils for International Education (ACTR/ACCELS), the National Council for Eurasian and East European Research, and the Nanovic Institute for European Studies and the Institute for Scholarship in the Liberal Arts – both at the University of Notre Dame – for the funding that made this project possible. I am also grateful for the critical reading and helpful suggestions I received from Tobias Boes, Julia Douthwaite, Lauren Faulkner, Thomas Kselman, Pierpaolo Polzonetti, Yasmin Solomonescu, Lesley Walker, and Martina Winkler.

German settlers. In his pastoral capacity he was a tireless speaker – preaching the Gospel, offering spiritual counsel, inveighing against drink and gambling – but otherwise he was a reticent man. He lived alone with his unmarried daughter and rarely spoke of the complicated odyssey that had brought him from his native Prussia to the edge of the Ukrainian steppe. Even when they had guests, he preferred to dine by himself in his study.² Only there, alone with pen and paper, did he sometimes feel free to reminisce.

The memoir that Rosenstrauch wrote about the events in Moscow in 1812 is contained in a small copybook held by the State Historical Museum in Moscow.³ It is a fair copy in Rosenstrauch's own hand. For what purpose he intended it is unknown. The text is a little under 22,000 words long (about three times the length of this article) and bears no indication of authorship. It covers the period of the war but also makes passing references to earlier and later events in the author's life. Memoirs about Napoleon's Russian campaign have drawn immense scholarly interest over the past two hundred years, yet aside from a single article from 1896,⁴ this narrative has escaped notice. I discovered the real author through pure serendipity. Muscovites filed more than 18,000 petitions for government financial assistance after their city was burned during the occupation by Napoleon. When I was studying a random selection of these to learn about material culture in the early 19th century, I chanced upon the proverbial needle in the haystack: a petition that matched the memoir in handwriting and key narrative details and that bore the name Rosenstrauch.⁵

Rosenstrauch's memoir is one individual's reflection on his encounter with the great historical forces of the age. It illumines the social and national solidarities that emerged in wartime Russia, because as a non-Orthodox, bourgeois foreigner, Rosenstrauch was excluded from them. At the same time, it helps us understand how a modern urban culture developed in Moscow, because Rosenstrauch was a participant in that process. The interest of Rosenstrauch's vantage point lies in his position as both outsider and insider in Russian society.

On one level, the memoir describes the collective experience of the middle strata of Moscow society: shock at the destruction of the urban environment, antagonism toward other classes of Russian society, and outrage at the enemy in general mixed with sympathy for individual soldiers.

2 J. P. Simon, *Russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung*, Düsseldorf 1854, p.310.

3 "Geschichtliche Ereignisse in Moskau im Jahre 1812 zur Zeit, der Anwesenheit des Feindes in dieser Stadt", Otdel Pis'mennykh Istochnikov Gosudarstvennogo Istoricheskogo Muzeia (Division of Manuscript Sources of the State Historical Museum), f. (*fond*, collection) 402, d. (*delo*, file) 239. A copy of this manuscript, with numerous transcription errors, was produced in the late 19th century by an unknown Russian scribe: "Zapiski Rozenstraukha 'o prebyvanii vraga v Moskve v 1812 g." Rossiiskii Gosudarstvennyi Arkhiv Literatury i Iskusstva (Russian State Archive of Literature and Art, Moscow), f. 1337, op. (opis', inventory) 2, d. 49.

4 M. Korelin, *Novyia dannyia o sostoianii Moskv v 1812 godu*, in: *Ruskaia mysl'* (1896) 10, pp. 57-73.

5 Tsentral'nyi Istoricheskii Arkhiv Moskvy (Central Historical Archive of Moscow), f. 20, op. 2, d. 2219, ll. (list, folios) 171-171ob (oborot, verso).

On a second level, its interest lies in its engagement with the relationship between history, the city, and the individual. "I can confidently assert," Rosenstrauch writes, "that it was the *Lord's* will that I should not leave Moscow." Later in the text, he adds that "For me, this difficult time of trial had inestimable and blessed consequences"⁶. He thus spells out what is only implicit in most memoirs about Moscow in 1812: that his war narrative is a story of personal transformation. The Russian patriotic mythology of 1812, most prominently articulated in Leo Tolstoi's *War and Peace*, anthropomorphized Moscow as a collective entity with a unified consciousness and destiny. Rosenstrauch's memoir is a corrective to such myths, for it shows that Moscow was in fact a finely balanced social system vulnerable to catastrophic disruption. Like all cities, it was a place where History with a capital H bent the trajectory of otherwise unique personal biographies.

The third level on which Rosenstrauch adds to our understanding is by helping us situate Moscow in the cultural and commercial networks of Russia and Europe. Moscow was the principal site from which influences from Europe, which entered Russia primarily through St. Petersburg, were diffused into the interior of the country. Rosenstrauch had emigrated from Germany via St. Petersburg to Moscow, and he sought his fortune there by selling Western consumer goods to a Russian clientele that circulated seasonally between Moscow and the provinces of the Russian heartland. This made him an active participant in the networks connecting Russia with the West, and he sheds light on the way in which these networks operated in Moscow during the Napoleonic occupation. This article will begin with Rosenstrauch's biography and his position in Moscow at the time of the war. Then, after reviewing the war narrative presented in his memoir, we will examine three elements of his experience on which the memoir sheds light. First, his difficult relationship with the Russian common people. Second, his role in the networks connecting Russia with Europe. Third, the journey to the interior – both of the Russian Empire and of his own soul – that he undertook as a consequence of his war experience.

1. Rosenstrauch and Moscow

Understanding Rosenstrauch's memoir of Moscow in 1812 requires a familiarity with his larger biography. Our knowledge of his early years is sketchy. Rosenstrauch rarely wrote or spoke of them, so what we know comes largely from scattered archival records. He was born in 1768 in Breslau, the capital of the Prussian province of Silesia, to parents whom he later characterized as burghers (*bürgerlich*).⁷ He was raised as a Catholic. As a young man he took up the profoundly disreputable profession of acting. ("Rosenstrauch" seems

6 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), ll. 30b, 53. Here and elsewhere, all emphases are in the original.

7 Aside from those identified in the footnotes to this article, the sources on Rosenstrauch's career before he came to Moscow are cited in my chapter: Middle-Class Masculinity in an Immigrant Diaspora: War, Revolution, and Russia's Ethnic Germans, in: K. Hagemann et al. (Eds.), *Gender, War, and Politics: Transatlantic Perspectives, 1775–1830*, Basingstoke 2010, pp. 147–166, p. 149.

to be a pseudonym, perhaps adopted to avoid besmirching the family name; his birth name is unknown.) At the unusually young age of twenty, he married an actress. From 1792 on, archives and periodicals provide a continuous record of his employment with theater troupes that toured western and northern Germany and, for a brief period in the early 1790s, the Netherlands.⁸ It was a hard, humiliating way to make a living. Traveling actors were poorly paid, enjoyed little esteem, and could not build a stable life in one place. According to the traveler Johann Georg Kohl, who came to Khar'kov a year and a half after Rosenstrauch died, people remembered Rosenstrauch saying that in his years in the theater, "He had been so poor that he and his family shared a wretched bed of straw, and later in life he often told his son, who by now was a rich man in Moscow, how often [his son's] air of deprivation had caused him great chagrin, because he sometimes did not know how to feed and clothe him"⁹.

Sometime around 1800, Rosenstrauch's life changed directions. He separated from his wife, although he retained custody of their four children.¹⁰ Perhaps searching for social acceptance and spiritual renewal, he joined several masonic lodges while he was an actor with the court theater of Mecklenburg-Schwerin in 1801-04. This was not his first contact with freemasonry: in 1792, while touring with a theater troupe, he had joined a masonic lodge in the Dutch town of Kampen.¹¹ In 1804, he moved to Russia (for good, as it turned out) to join the German theater of St. Petersburg.

Moving to Russia opened new doors for Rosenstrauch. St. Petersburg could support a German theater thanks to the large German expatriate community and the many ethnic Germans and German-speaking Russians at the imperial court and in the bureaucracy. Germans and other Europeans who could serve as purveyors of Western skills and lifestyles – such as merchants, physicians, engineers, or artists – were in great demand, and far from one's homeland, it may have been easier to conceal aspects of one's past. Rosenstrauch also joined several masonic lodges, thereby gaining a further entrée into St. Petersburg's cosmopolitan society. At the same time, he was becoming increasingly religious and disillusioned with the acting profession. He thus had both the motive and the opportunity to make extensive changes in his life.

He was nominally a Catholic as late as 1801,¹² but his spiritual yearnings, and perhaps a desire to adapt to the mostly Protestant German diaspora, led him toward Protestantism. By 1807, people said that he wished to become a pastor. In 1809, he left the theater and started a business in St. Petersburg that traded in imported goods. In November 1811, he expanded his business by opening a shop in Moscow. Ten months later, Napoleon's

8 The earliest reference seems to be in *Allgemeines Theaterjournal* 1 (1792) 3, p. 213.

9 J. G. Kohl, *Reisen im Inneren von Rußland und Polen*, 3 vols., Dresden and Leipzig 1841, Vol. 2, pp. 168-169.

10 [Christian Nettelbladt], „Johann Ambrosius Rosenstauch,“ *Die Bauhütte: Organ des Verein's deutscher Freimaurer* (21 June 1862), p. 198 (reprint of an article from 1837). The last reference to his wife that I have found is a contract with a theater troupe from 1798: Hessisches Staatsarchiv Marburg (Hessian State Archives, Marburg), Bestand 5, Nr. 12,280, fol. 142. Later documents do not describe Rosenstrauch as either widowed or divorced.

11 Rosenstrauch joined the Masonic Lodge "Le Profond Silence" in Kampen on 10 June 1792. I thank Conservator Jac. Piepenbrock of the Cultureel Maçonniek Centrum "Prins Frederik" in The Hague for this information.

12 *Ibid.*

army arrived. After the French withdrew, Rosenstrauch recovered and built a flourishing business that propelled him to the leading ranks of Moscow's German community. A near-fatal illness in 1820 deepened his religious faith,¹³ prompting him to leave his business to his son and go to Odessa to study theology. In the last phase of his life, from 1822 until his death in December 1835, he served as Lutheran minister in Khar'kov (today the Ukrainian city of Kharkiv).

As he built his new life, Rosenstrauch systematically expunged his earlier identities from his personal narrative. Nowhere, it seems, did he speak or write about his parents, his youth, his erstwhile Catholicism, or his marriage; these were apparently painful topics that he preferred to leave behind. He was secretive even toward his superiors in the ecclesiastical bureaucracy. In 1827, in an official questionnaire that asked for details about his biography, he said nothing at all about his life before he became a merchant in Moscow.¹⁴ In the reminiscences of those who knew him, references to his theater career are rare and sometimes utterly misleading. Kohl heard in Khar'kov after Rosenstrauch's death that he was from Prague and had been a set painter – in other words, a man of the theater, but at least not an actor.¹⁵ Of course, Rosenstrauch was an actor from Breslau, but his friend Leopold Czermack was in fact a set painter from Prague. Evidently, Rosenstrauch appropriated his friend's biography to improve his own image. According to another story, he was a merchant who became associated with the theater only when he was offered the directorship of a theater in Moscow. He allegedly accepted because he wanted to impose Christian values on the actors and censor the plays they performed, and had to resign when the public insisted on the immoral entertainments to which it was accustomed.¹⁶ Rosenstrauch's ability to remake himself during his years in Moscow owed much to the ongoing transformation of the city itself. Moscow in the early 19th century was becoming an urbane European metropolis. As recently as the mid-18th century, a Westernized way of life was restricted to the aristocratic elite. Since then, a more democratic public culture had emerged, with masonic lodges, a few coffee houses, a public theater, and a tree-lined boulevard for genteel promenading. Old-fashioned haggling and hard-sell tactics remained the norm in most of Moscow's retail trade, but elegant, foreign-owned stores like Rosenstrauch's were beginning to offer courteous service and fixed prices. Moscow on the eve of the Napoleonic occupation was beginning to acquire a bourgeois urban culture.

Foreigners played an important role in building this culture. According to the police count of the population in the winter of 1811-12, Moscow had 275,477 inhabitants. Sixty-one percent of these were legally serfs or state (that is, non-serf) peasants, generally migrant laborers who put down no deep roots in the city. The core constituency for

13 Letter from Rosenstrauch to M. P. Barataev, 2 March 1820. Gosudarstvennyi Arkhiv Rossiiskoi Federatsii (State Archive of the Russian Federation, Moscow), f. 48, op. 1, d. 494, ll. 10-11.

14 Rossiiskii Gosudarstvennyi Istoricheskii Arkhiv (Russian State Historical Archive, St. Petersburg), f. 828, op. 1 dop., d. 37, ll. 30ob-31.

15 J. G. Kohl, *Reisen im Inneren von Rußland und Polen* (note 9), Vol. 2, pp.168-169.

16 J. C. F. Burk, *Evangelische Pastoral-Theologie in Beispielen*, 2 vols., Stuttgart 1838-1839, Vol. 1, p.20.

the new urban culture consisted of people who were financially prosperous, were settled in the city, and had access to education. They were drawn mainly from the 15 percent – 41,660 men, women, and children – who belonged to the social estates of clergy, merchants, or nobles. (Most of the nobles were minor civil servants and their families.) Another 3,214 Muscovites were foreigners; the vast majority were Europeans, and 1,349 of these, by far the largest contingent, were Germans.¹⁷ Foreigners were important in shaping the urban culture both because they personally modeled European ways of living and because they specialized in culturally influential occupations such as the arts, medicine, education, and the trade in luxury goods.

Rosenstrauch was at the forefront of these developments. Each week, his son in St. Petersburg sent him imported goods (he mentions raw silk, tarragon vinegar, and ink¹⁸) that he sold in a store on Kuznetskii Most, Moscow's most elegant shopping street. He was also a prominent freemason who belonged to lodges that had both foreign and Russian members, and after 1812 he became a leading layman at the German Lutheran church and married his children to successful expatriate merchants. All of his social roles required him to be forceful, charming, and persuasive. These were skills he had honed in two decades in the theater, where he had acquired, as one of his friends observed, "admirable clarity of expression and eloquence," "knowledge of the human heart," and the ability to interact "with people of all conditions, great and small, rich and poor, educated and uneducated"¹⁹. Rosenstrauch was no lonely emigrant marooned in a foreign land. Rather, he was a figure of some importance in the Euro-Russian milieu in which Moscow's incipient bourgeois culture was being formed. As he looked back over his life, it seemed to him that a decisive moment in his social and spiritual ascent had been the 1812 war.

2. Rosenstrauch's Memoir

Rosenstrauch opens his narrative of the war by stating his intent to describe how he had witnessed an extraordinary moment in history and how his understanding of the power and wisdom of the Almighty had been transformed. It was apparently no one dramatic moment that inspired his deepened religious faith, but the cumulative effect of his entire war experience.

As the French drew near the city, chance events prevented him from leaving the city. In retrospect, this appeared to him as a Providential occurrence:

As far as human insight permits, I can assert with confidence that in Petersburg, absent a remarkable miracle, I would have not have achieved the same degree of prosperity with

17 P.I. Shchukin (Ed.), *Bumagi, otnosiaschchiasia do Otechestvennoi voiny 1812 goda*, 10 vols., Moscow 1897-1908, Vol. 4, pp. 225-28.

18 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), ll. 22, p. 28.

19 A.W. Fechner, *Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau*, 2 vols., Moscow 1876, Vol. 2, p.117.

*our trading business, which was restricted to that location; nor attained a completely changed way of thinking, which arose in me through the sufferings and dangers in Moscow; nor accomplished such preparatory work in church and school affairs through active participation in the proceedings of the church board; all of which had to have occurred before I could even take, much less carry out with any likelihood of success, the decision to become a preacher.*²⁰

By staying in Moscow, he writes later in the memoir, he was able to save his shop from destruction and therefore reopen for business as soon as the French withdrew, whereas his competitors first had to rebuild their ruined shops. In addition to a deeper faith, divine intervention thus blessed him with something that had always eluded him: prosperity, and the self-respect that it made possible.

*It thereby became possible, after eight years, to enter into the office of preacher, and until the present day, with God's help, to proclaim the Gospel free of charge, that is, without needing to accept a salary or compensation for the performance of [my] official duties in order to live.*²¹

The first days described in the memoir, those immediately before and after the French arrived, were terrifying. Together with his friend Leopold Czermack and other Germans, he spent the last days before the French came in hiding. Lower-class Muscovites were aroused against the foreign community by panic over the impending fall of the city, the chauvinistic propaganda of Governor-General Fedor Rostopchin, and their own class hatreds. Only the timely arrival of the French army, according to Rosenstrauch, prevented the drunken rabble from massacring both the foreigners and each other. The fall of the city came as a complete surprise to Rosenstrauch, and it had not crossed his mind that the city might be sacked. Then, standing in front of Czermack's house, he saw a rocket in the sky and had a sudden flash of insight: Moscow would burn, and Russia would triumph. As he wrote his memoir twenty-three years later, the cause of this premonition remained an inexplicable mystery to him.²²

He initially stayed at Czermack's house, but this became intolerable as marauding parties of Napoleonic soldiers grew increasingly aggressive. When he heard a French officer inquire about quarters near the Kremlin, Rosenstrauch offered his own apartment on Kuznetskii Most, presumably in the hope that the presence of officers would keep looters away. As a result, for the rest of the occupation, he hosted four colonels who were aides-de-camp to Marshal Berthier, as well as several newly homeless Germans and Russians. Rosenstrauch developed a cordial relationship with the French colonels, who in return protected him and his shop from looters. He saw the city burn, but his own street was spared. Forays into the city brought him into contact with various facets of the occupation: the streets littered with corpses; the widespread looting by enemy soldiers as well

20 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), I. 4.

21 Ibid., I. 32ob.

22 Ibid., II. 9-9 ob.

as Russian peasants; attempts by high-ranking French officers to confiscate wares from his shop for use at their headquarters; the recruitment of local inhabitants to staff the *municipalité* that the French had set up to govern the city; the French attempt to blow up the Kremlin; the riotous conduct of Russian peasants in the interval after the French withdrew from the city; and the restoration of order by the returning Russian authorities.

The themes of Rosenstrauch's narrative reflect the wider memoir literature about Moscow in 1812.²³ The authors mainly came from the middling social groups that formed the base of the new urban culture. Almost no one from this milieu left an account of the Moscow plague of 1771; the fact that fifty or so wrote about 1812 suggests that middling Muscovites had developed a more modern conception of themselves as individuals whose personal experience of history deserved to be recorded.²⁴ The topics highlighted in the memoirs reflect concerns specific to these strata. Middling status was established in part by leveraging one's tenuous resources to achieve an appearance of respectability. This made the middle strata into targets of lower-class resentment, yet they lacked the wealth that allowed the elite to provide for their own security or recover easily from material losses. Hence the memoirs focus primarily on the collapse of order and the degradation of the urban environment.

With Napoleon at the gates, most of the population fled the city. The elites went to their country estates and the migrant laborers returned to their villages, but for the middle strata, leaving the city often meant becoming homeless refugees. An estimated 6,238 people, disproportionately from the middle strata, were stranded in the city.²⁵ What they witnessed there was the collapse of civilized urban life. A firestorm consumed most of the city, the charred ruins reeked from the stench of thousands of rotting bodies, and an eerie quiet, insecurity, and nighttime darkness settled over the ruins. Stripped of the protection afforded by a stable social order, the remaining inhabitants suffered looting and violence from Russian peasants and enemy soldiers. They recalled with gratitude that individual enemy officers tried to maintain order, but mostly they remembered Napoleon's men as a ragged, uncouth horde that looted what they could and vandalized everything else.

All of these issues are prominent in Rosenstrauch's memoir as well. His portrayal of the war was not influenced by reading the memoirs of others; in fact, he wrote that he had read nothing at all about the war.²⁶ Instead, his interpretation of his war experience resulted from his position as someone who was an outsider in Russian society yet also shared the urban middle-class sensibility of many of the Russian memoirists.

23 I discuss this corpus of writings in my book *Enlightened Metropolis: Constructing Imperial Moscow, 1762–1855* (Oxford, forthcoming).

24 On the history of this memoir literature (including an exhaustive bibliography), see: A. G. Tartakovskii, *1812 god i russkaia memuaristika: Opyt istochnikovedcheskogo izucheniia*, Moscow 1980.

25 The figure is extrapolated from post-war surveys conducted by the police; A.G. Tartakovskii, *Naselenie Moskvy v period frantsuzskoi okkupatsii*, in: *Istoricheskie Zapiski* 93 (1973), pp.356-379.

26 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3) l. 3.

Rosenstrauch's memoir expresses the outlook of an entire social milieu, but it is also a carefully constructed literary work that reflects its author's personal history as a man of the cloth and of the stage. Religion provides the general interpretive framework. The narrative technique, on the other hand, could be described as theatrical. Rosenstrauch shows a keen sense for visual and aural detail, reproduces conversations and monologues, and displays a flair for storytelling that moves adeptly between suspense, humor, and brooding meditation. For example, in one episode he describes going to inspect a cellar where some of his merchandise was stored and where, he was warned, he would find the rotting corpse of a soldier. As he approached, he saw his lost diary lying under the soldier's head: "My joy over this important find was great, and I bent down to remove it from under the dead man's head, which I succeeded easily in doing, but at that moment the supposed dead man began to growl in an irritated tone, like someone being disturbed in his sleep"²⁷. Later, in the anarchy at the end of the occupation, he was keeping watch one night on the roof of his house when he was suddenly plunged into abject existential despair: "The shooting, the screaming, the barking of the dogs, the clattering of carriages, the galloping of horses, in brief, the utterly dreadful surroundings of my lonely vigil had left me feeling truly forsaken by God. [...] I struggled and continued wrestling with truly mortal fear until daybreak." At that point, "two riders, wrapped in cloaks, came slowly up Kuznetskii Most." Afraid that they might be Frenchmen who had come back to set explosives to blow up the city, he watched in terror as "they stopped just in front of our house, on the opposite side of the street, and one of them dismounted and gave his horse to the other to hold. Already I thought that they had noticed me [...] and my fear returned tenfold [...] when I saw that the dismounted horseman" – who turned out to be a Russian police dragoon – "merely wanted to answer the call of nature"²⁸.

Another aspect of the memoir that reflects Rosenstrauch's individual circumstances is its reticence about his biography. The authorial voice is that of a charming raconteur who is nonetheless guarded about his personal story. He says nothing of his childhood or youth. He mentions encountering the French army in Holland in 1793 and in the Rhineland in 1795, but not that he was in those places as a traveling actor. He mentions friends in Moscow who worked for the theater, but without revealing that he had once shared their profession. He speaks of his son and daughter, but says nothing of their mother. Most of what might allow a reader to reconstruct his life is shrouded in silence.

3. Class Struggle

One theme that is prominent both in Rosenstrauch and in the Russian memoirs is class conflict. The Russian memoirs express resentments in two directions: against the elites, and against the peasants. The elites were accused of dishonesty and cowardice. Many Muscovites recalled that they stayed in the city because Governor-General Rostopchin's

27 Ibid., ll. 22-22ob.

28 Ibid., ll. 50-51.

chauvinistic propaganda persuaded them that the enemy would never reach Moscow. When the French arrived anyway, rich nobles bought up the remaining horses and fled to safety, thereby (in the words of a Moscow priest's son) "saving their own skins while surrendering [the people] and the metropolis itself to Napoleon"²⁹. Feelings toward the peasants from the surrounding countryside were similarly bitter, both because hordes of them came to loot the abandoned city – as late as 1898, a priest's son wrote that he had heard that they fell upon Moscow "like locusts," that is, like a Biblical plague³⁰ – and because of the hostility that refugees from Moscow sometimes encountered in rural villages.

Rosenstrauch writes in a similar vein, but his position as a foreigner affected his perspective. The memoirs by middling Russians suggest that conflicts with peasants were often the result of chance or misunderstanding (e. g., in cases when Russians in European dress were taken for Frenchmen). According to the memoirs, such conflicts could be defused if one identified oneself as a fellow Russian and did not try to assert social authority, for example by trying to stop the looting. Moreover, middling Russians felt alienated not only from the peasants but also from the aristocracy. Rosenstrauch by contrast, as a European and purveyor of foreign luxuries to the wealthy, was a magnet for popular hostility and had much to lose from a breakdown of the social order. Hence his loyalties were firmly on the side of the Russian elites. In the final days before the French arrived, he recalled, he was chased by a mob that shouted, "You cursed foreigners, we will kill you." His own coachman, "an insolent young fellow with a Satanic physiognomy," assembled men in the courtyard of Rosenstrauch's house for military drills. Ostensibly they were answering Rostopchin's appeal to fight the French, but the coachman "harangued" them, saying that "now the tables have been turned: the serfs must become *lords*, and the current lords must either be killed or become peasants." Adding a sexual threat to his class hostility, the coachman pinched the cheeks of Rosenstrauch's daughter and mockingly promised her his protection. The lower classes, Rosenstrauch wrote, also turned their violence and greed against each other: when they looted the Kremlin, "they killed each other like flies" while fighting over booty.³¹

Another prominent note in Rosenstrauch's account of common Russians is that he acted in a bravely paternal manner in response to their childlike irrationality. Various episodes illustrate this pattern. During the chaotic mass exodus from the city, Czermack's landlord, a Russian priest, promised to hide Rosenstrauch in his church. Then the priest sent his own wife to safety, and fifteen minutes later he "began to behave like a madman. He threw himself onto the ground, tore the hair from his head and his beard, smashed his face, [and] screamed and cried about having let his wife leave by herself etc." Rosenstrauch advised him to make haste after his wife, even though this meant forfeiting the

29 "Razskazy ochevidtsev o dvenadtsatom gode: Na Mokhovoi", *Moskovskiiia Vedomosti*, 1 March 1872.

30 A. Lebedev, *Iz razskazov rodnikh o 1812 gode (Iz vlechenie iz semeinykh zapisok)*, in: Pl. Shchukin (Ed.), *Bumagi* (note 17), Vol. 3, p. 259.

31 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), II.5-6, 42.

promised hiding place.³² When Rosenstrauch returned to his own house, he saw "seven peasants who lay kneeling on the ground with faces like poor sinners" and whom the French were about to shoot. These were servants whom Rosenstrauch's landlord Demidov had entrusted with guarding the house. They had broken into the supply rooms and spent three days drinking, then foolishly fired shots at the French soldiers. Rosenstrauch pleaded for their lives, and the French relented and spared them.³³ Later during the occupation, serf domestics arrived at his house with wares from looted shops:

Now I chided them as thieves and robbers for having so sinfully violated the property of their Russian brothers, and I declared to them that I would never permit such things to be brought into the house; I could not [forbid this to] French soldiers, but I very well could forbid it to them as Russians and serfs of Demidov's.³⁴

Immediately after the French pulled out of Moscow, and after the first explosion by which the French tried to destroy the Kremlin, the servants broke into the storage rooms holding Demidov's possessions. Rosenstrauch stood up to them, and they tied him up and prepared to kill him. Then a second thunderous explosion rocked the city center and disoriented them, and he challenged them to kill him quickly, before a further blast annihilated the city and brought them a painful death: "Then you will go eternally to hell as robbers and murderers, and I will go to heaven, because like a righteous man I resisted the looting of your lord's possessions"³⁵. This admonition cowed the peasants. Some fell on their knees and pleaded abjectly for his guidance. He suggested that they flee the city center at once, and they followed his advice.

Whether the Russian peasants truly found Rosenstrauch so persuasive is open to question: J. P. Simon, who knew him in the early 1830s, wrote that "despite having lived in Russia for more than thirty years, he remained a bumbler in the Russian language, and whoever did not understand German had to do without the pleasure of his heartfelt and instructive conversation"³⁶. However, a belief in his own powers of persuasion was part of Rosenstrauch's self-image. In 1833, two years before he wrote the memoir about 1812, he published a moving account of his pastoral efforts to reconcile dying (German-speaking) sinners with Christ.³⁷ His narrative of the confrontations with Demidov's serfs also resembles scenes from a play; when the serfs back down before the force of his admonitions, he is at once actor and preacher.

Rosenstrauch resembles middling Muscovites of Russian nationality when he depicts the peasants as unreasoning, greedy, and hostile. However, his thinking about Moscow's

32 Ibid., ll. 7-7ob.

33 Ibid., ll. 13ob-14ob.

34 Ibid., l. 25ob.

35 Ibid., l. 46ob.

36 J. P. Simon, *Russisches Leben* (note 2), p. 312.

37 "Erfahrungen eines evangelischen Seelsorgers an Sterbebetten", first published in Dorpat in the journal *Evangelische Blätter* (1833) and reprinted in *Mittheilungen aus dem Nachlasse von Johannes Ambrosius Rosenstrauch, früherem Consistorialrath und Prediger in Charkow* (Leipzig 1845, repr. Dresden 1871).

social order was also informed by his position as an immigrant in a society where European culture was connected with the state and the nobility. He echoes clichés widespread among both Russian nobles and Westerners: that common Russians were naïve and superstitiously religious, and were bullies when they felt strong but were easily subdued by a show of authority. Westernization and closeness to the imperial regime, not socio-economic status or one's position on the ladder of social estates, appeared to him as key determinants of social identity. He writes with respect and sympathy about nobles and officials, the two groups most strongly identified with cultural Europeanization. On the other hand, even though he was himself a merchant-turned-clergyman, he felt no bond with the Russian merchantry and clergy. In his memoir, the clergy exhibit the same irrationality as the common people, and Russian merchants, a class famous for its cultural conservatism, are never mentioned at all.

4. Meeting the Enemy

A further topic on which Rosenstrauch has much in common with the Russian memoirists is his perception of the Napoleonic army. Educated people in prewar Moscow equated the presence of uniformed men with order, and tended to see the French as a nation of shallow but also refined and graceful character. The army that occupied Moscow was a caricature of those expectations. The men were dirty, foul-smelling, and famished, and their uniforms were in tatters, inspiring revulsion and occasionally pity. They exhibited a certain panache as they marched into the city, but then their discipline collapsed. They sacked the city with shocking callousness. It was grotesque to see the ragged soldiers of a doomed army straining under the weight of carpets, women's dresses, and other incongruous loot.

The one ray of light was that the officers sometimes displayed the gallantry and bonhomie for which France was renowned, and attempted to protect civilians against the depredations of the soldiery. Obtaining protection was easier if one could communicate with them. Rosenstrauch's French was poor, but many of the troops were ethnic Germans, and three of the four French colonels who lodged in Rosenstrauch's house spoke good German. When German was not enough, Rosenstrauch could call on Czermack's wife, who knew French well.³⁸ Russians, too, reported having such contacts: many nobles spoke French, as did some serfs in noble households and Russians who worked for foreign businesses,³⁹ and Orthodox clergymen found that the languages taught at seminaries (especially Latin) sometimes allowed them to speak with enemy officers.⁴⁰

38 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), ll.9ob, 16, 18ob.

39 "Razskaz nabilkinskoi bogadelenki, Anny Andreevny Sozonovoi, byvshei krepostnoi Vasil'ia Titovicha Lepekhina", in: "Razskazy ochevidtsev o dvenadtsatom gode" in: *Russkii Vestnik* 102 (November 1872), pp. 266-304, here: p. 288.

40 See for example: I.S. Bozhanov, Tetrad' sviashchennika moskovskago Uspenskago sobora I. S. Bozhanova, in: P. I. Shchukin (Ed.), *Bumagi* (note 17), Vol. 4, p. 57; "Moskovskie monastyri vo vremia nashestviia frantsuzov" in: *Russkii*

Rosenstrauch found himself close to enemy officers to a degree that is rare in the Moscow memoir literature. With officers from Napoleon's German contingents, he could appeal to ethnic solidarity,⁴¹ but his close rapport with the four French colonels who lodged in his house reflects more fundamental aspects of his position in Moscow society. An important function of Westerners in Russia was to model and disseminate European manners and lifestyles. Rosenstrauch did this first as a stage actor and later as a shopkeeper. In 1812, he reversed the operation, charming the French by creating an island of Western living amidst the ruins of Moscow. He cheerfully listened to their war stories, and told them about his own encounters with the French armies in the early 1790s, when three of them were still children.⁴² He also attended to their material comfort. They turned up their noses at the rye flour, groats, and coleslaw that he had in plentiful supply, so he spiced his dishes with tarragon vinegar, which they liked so much that they took some to Napoleon. Soon General Duroc, who managed Napoleon's household, came to buy up the entire supply; Rosenstrauch declined, because he needed it himself to keep his colonels happy.⁴³

A theme that is absent from his narrative but recurs with great regularity in the Russian memoirs is the vandalizing of churches. Napoleonic troops had a tradition of anticlericalism that manifested itself in systematic violence against clergymen and the desecration of churches: the soldiers vandalized icons, paraded in clerical robes, and turned churches into filthy, stinking stables and slaughterhouses. Rosenstrauch refers to this only once, when he writes that while still at Czermack's house, he came to the rescue of an archpriest "on whom the soldiers staying with us were trying to inflict every kind of insult"⁴⁴. Why he does not discuss this topic further is a mystery. As a seller of luxury goods and former theater professional, he cared about sights and smells, as he shows when he evokes Moscow's looted shops and the stench of putrefaction. His own church in Moscow had escaped desecration only because the pastor persuaded Marshal Ney to grant it special protection,⁴⁵ and at the time he wrote the memoir, Rosenstrauch was himself a pastor and had invested large sums of his own money to build a church for his congregation.⁴⁶ Perhaps he found Orthodoxy particularly alien, but his writings give no indication of antagonism toward the Orthodox Church. Another possibility is that the foreign community was too insular to pay close attention to the fate of Orthodox shrines. In any case, his silence is puzzling.

Rosenstrauch's conception of the war, as we have seen, emphasized two interlocking dynamics: a social conflict between classes, and a national conflict in which he was caught

Архив (1869), cols. 1387-1399, here: col. 1393.

41 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), I. 12ob.

42 Ibid., I. 43ob.

43 Ibid., II. 27-27ob.

44 Ibid., I. 11.

45 A.W. Fechner, *Chronik der Evangelischen Gemeinden* (note 19), Vol. 2, pp. 70-71.

46 A. Döllén, *Kurze Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und Gemeinde zu Charkow, Charkow 1880*, p.20 and p. 26.

between the Russians and the French. More important to him than either of these, however, was how, in 1812, Providence had reached into his life and given his personal journey a decisive new direction. His narrative thus illustrates the war's transformative impact on the unique life experience of the individual.

5. Journey to the Interior

Coming to Moscow did not mean to a foreigner like Rosenstrauch what it meant to Russians. For Russians, Moscow and St. Petersburg were the empire's twin capitals, and both were equally associated with the opportunities and cosmopolitan flair of the big city, as well as its social and moral perils. Westerners, on the other hand, mostly arrived and stayed in St. Petersburg, Russia's principal port and most international city. Few ventured to Moscow, and fewer still into the provinces; *grattez le Russe et vous trouverez le Tartare* (scratch a Russian and find a Tatar) – the apocryphal quotation captures what many thought awaited them.

Rosenstrauch's migrations followed a path that was more typical of Westerners than of Russians. He first started his business in St. Petersburg, and only then moved into the interior by establishing a commercial bridgehead in Moscow. One of his masonic brothers in Moscow was the German theologian Karl August Böttiger.⁴⁷ At that time (in 1815–17), the German settler communities scattered across Russia's ten southern provinces were served by only nine pastors, leading to concerns in St. Petersburg about the possible spread of sectarianism and irreligion. In 1818, to reinforce confessional orthodoxy and central control, the government appointed Böttiger as Lutheran superintendent of southern Russia and charged him with building a stronger network of churches.⁴⁸ When Rosenstrauch wanted to be trained as a pastor, he followed Böttiger and went to Odessa. In 1822, he became pastor in Khar'kov, a congregation that heretofore had neither a resident pastor nor its own church building.⁴⁹ As he migrated across Russia, Rosenstrauch thus became a cultural ambassador of the Western-oriented imperial culture of St. Petersburg to areas ever more remote both spatially and culturally, and he settled in foreign communities that were ever smaller and more provincial.

Even as he carried European culture across the Russian Empire, Rosenstrauch was leaving his own European past behind him. For Russians, the war opened new perspectives onto the wider world. They encountered new political ideas, met foreign soldiers and Russians of other backgrounds, and saw new parts of Russia or even (if they were in the army) foreign countries. Rosenstrauch's trajectory was the reverse. As an actor on the German Enlightenment stage and a witness to the Wars of the French Revolution, he had seen the world and been an active participant in the making of European culture, and as a seller of

47 A. I. Serkov, *Russkoe masonstvo 1731–2000: Entsiklopedicheskii slovar'*, Moscow 2001, p. 113 and p. 708.

48 Friedrich Bienemann, *Werden und Wachsen einer deutschen Kolonie in Süd-Rußland: Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa*, Odessa 1893, pp. 81–86.

49 A. Döllen, *Kurze Geschichte* (note 46), pp. 7–12.

luxury goods, he brought refined European lifestyles to Russia. However, when he wrote his memoir in 1835, none of that meant much to him anymore.

For Rosenstrauch, what had been an intense engagement with the outside world gave way to a deepening interiority. He no longer, it seems, read very much. His recall of his war experiences was detailed and precise, but he had forgotten the name of the great battle near Moscow (Borodino)⁵⁰ – something he surely would have known if he had had frequent conversations about 1812. When important outsiders visited Khar'kov, his friend Simon wrote, local notables went to pay their respects, but Rosenstrauch "stayed in his study, where he would sit in a reclining chair and spin his snuffbox like a top on the delicate oilskin that covered the table. That was how he passed the time. Outside of church, I never saw him with a book in his hand"⁵¹.

6. Conclusion

Rosenstrauch illustrates the ambiguous place of immigrants in the spread of European culture in Russia. As an actor, merchant, and freemason, he promoted the secular culture and sociability of the European elites. His shop, which he left to his son, became such a fixture in Moscow that Ivan Turgenev mentions it in one of his novels (*On the Eve* [Nakanune], 1860). Later, as a pastor, he personified a warm Protestant spirituality that was and is likewise attractive to Russians up until this day. His account of ministering to the dying appeared in Russian editions (under the title *U odra umiraiushchikh*) in 1847, 1863, and 1998, and excerpts in Russian can even be downloaded as an audio file from the Internet.⁵² However, even as he helped bring Europe to Russia, he grew isolated from both. It was a paradox characteristic of emigrants. He had left his homeland to escape the burden of his past, but because he assimilated into a diaspora made up of his countrymen, the past continually caught up with him. Hence the desire for a fresh start pushed him ever deeper into Russia – farther from his native culture, but never any closer to the Russian mainstream.

Many Russians later remembered the Napoleonic invasion as an eye-opening event that led them, often for the first time, to see their country as a vast national community whose fate was intertwined with Europe. For reasons connected with his experience as an immigrant, the same war that broadened the worldly horizons of Russians narrowed them for Rosenstrauch.

50 "Geschichtliche Ereignisse" (note 3), l. 6ob.

51 J. P. Simon, *Russisches Leben* (note 2), p. 312.

52 <http://video.yandex.ru/users/scyoa-com/view/48/>, accessed 4 March 2012.

Boney, the Transnational Agent of Nationhood: Visual Culture and Total War in 1812

Stephen M. Norris

RESÜMEE

Der Beitrag untersucht englische und russische Karikaturen aus der napoleonischen Ära. Im Vordergrund stehen Zeichnungen von George Cruikshank (1792–1878) und Ivan Terebenev (1780–1815). 1812 markierte für beide den Beginn ihrer Laufbahn als Karikaturisten. Terebenev zeigte sich inspiriert von englischen Karikaturen des 18. Jhs und wandte sich diesem Genre zu, um einen russischen Patriotismus zu motivieren. Noch im Jahr 1812 kaufte Cruikshank Terebenevs anti-napoleonische Karikaturen, zeichnete sie nach und verkaufte sie mit englischen Übersetzungen. Die Tatsache, dass ein englischer und ein russischer Künstler die gleichen visuellen Mittel und Motive anwenden konnten, wenn sie sich mit dem Geschehen von 1812 auseinandersetzten, weist darauf hin, dass die nationalen Diskurse in England und Russland einander ähnelten. Der Beitrag untersucht diese Ähnlichkeiten und stellt die Frage, welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Entstehung moderner Nationen ergeben, wie diese mit der Geburt der politischen Karikatur zusammenhängt und welche transnationalen Verbindungen um 1812 in der europäischen Karikatur zu erkennen sind.

By the late months of 1812, the 20-year old English caricaturist George Cruikshank acquired some Russian satirical images. Drawn by Ivan Terebenev, these Russian prints combined the folk tradition of the Russian *lubok* with the elements of caricature associated with English artists such as William Hogarth and Thomas Rowlandson. In a way, therefore, Cruikshank was gazing at just how much his fellow British artists had influenced others.

The young Englishman, seeing an opportunity to make a name for himself and to make some money, responded by committing what would now be seen as an act of plagiarism: he copied Terebenev's prints, changed their Russian texts to English ones, and sold them

for domestic audiences.¹ One of them, entitled “Boney Hatching a Bulletin, or Snug Winter Quarters” and issued in December 1812, directly reproduced Terebenev’s earlier 1812 image “Napoleon’s Winter Quarters.” In it, the French emperor is nearly covered by the Russian wintry snows while his idiotic generals ask what they should write in the next bulletin to the French troops, who are completely buried in the back of the image. The Russian winter, as the print makes clear, has put an end to Napoleon’s plans of conquest.

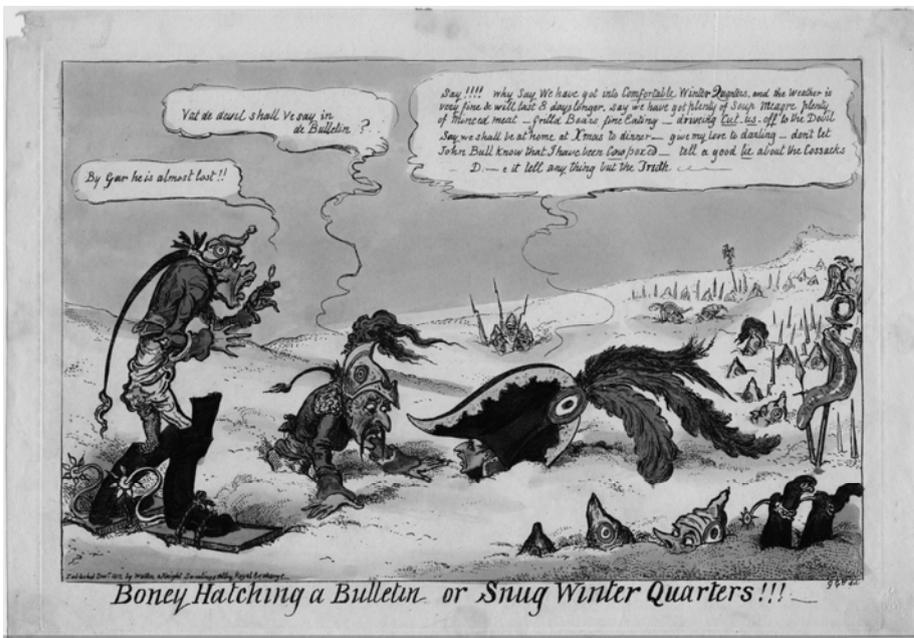


Fig. 1. *Transnational Nationhood: Boney in Russia as Copied by an Englishman.* George Cruikshank, “Boney Hatching a Bulletin, or Snug Winter Quarters.” 1812 print. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.²

This anecdote reveals another, more historically important, story than just the one of nascent international copyright infringement. Cruikshank’s purchase of Russian prints in 1812 tells us a great deal about the growing, transnational circulation of goods and even more about the circulation of visual materials in the Napoleonic era. The fact that English artists could acquire prints from their Russian counterparts – and vice versa

1 See Robert L. Patten, *George Cruikshank’s Life, Art, and Times Vol. I: 1792–1835*, New Brunswick 1991, pp. 109–110.

2 Brown University Library, Digital Collections: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1137101658150446&view=showmods>.

– attests to this burgeoning trade. Cruikshank’s act of copying also tells us something significant about the perception of images: the British caricaturist did not have to change Terebenev’s image to have it make sense to his domestic audience. Even Cruikshank’s changes in language – necessary more for the original’s use of Cyrillic than for anything else – did not alter the content of Terebenev’s original.

Cruikshank’s 1812 copies of Terebenev’s images capture an important moment in the processes of both English and Russian nationhood. Napoleon, through his actions and in the symbolic significance he acquired soon after launching his conquests, served as the primary agent for articulating modern Englishness and modern Russianness. On the occasion of the 200th anniversary of the Grande Armée’s Russian invasion, we can look back at two prints, one by the Russian caricaturist Ivan Terebenev and one by the English caricaturist George Cruikshank, and use them to get at the larger stories they tell about the significance of visual nationhood in the Napoleonic era.

In order to tell this story, this article will evaluate the scholarly literature on nationalism (particularly in England and Russia) for how it does not entirely capture the meanings of the caricature trade; trace the lives and works of Cruikshank and Terebenev and with them, the histories of caricature in their two countries; and return to December 1812, when Cruikshank made his copy. Boney, it turned out, could be visually ridiculed the same way and for the same reasons in both England and Russia.

1. Cruikshank’s Copy: Imagining Nationhoods

Cruikshank made his print in a historical era that has been at the center of scholarly studies on nationalism. The dominant view of the literature has been to argue that nations are imagined constructions that are recent historical phenomena, originating during the French Revolutionary era, the period that saw Cruikshank and Terebenev emerge as caricaturists. Yet the story of Cruikshank’s copy complicates this predominant paradigm, one that has also led to a view that England serves as an example of an “early” nation and Russia as a “late” one.

The academic understanding of nationalism was revolutionized in 1983, when Benedict Anderson, Ernest Gellner, and Eric Hobsbawm all published landmark books. Anderson’s now-famous definition that a nation is “an imagined political community” has become a *sine qua non* for all scholars to use.³ Beyond this, *Imagined Communities* – along with Gellner’s 1983 *Nations and Nationalism* and Hobsbawm’s 1983 edited volume *The Invention of Tradition* – helped to usher in a vociferous debate about the historical origins of “nation-ness,” which all three described as relatively recent historical creations.⁴ In the eyes of “modernist” theorists (as Anderson, Gellner, and Hobsbawm have been

3 Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, London 1983, p. 6.

4 Ernest Gellner, *Nations and Nationalism*, Ithaca 1983; Eric Hobsbawm, Introduction: *Inventing Traditions*, in: Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Eds.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, p. 13. Hobsbawm would follow up with his 1991 *Nations and Nationalism since 1780*.

labeled), the cultural building blocks necessary to make enough people believe in the existence of a national community only developed in the 18th Century and spread in the Napoleonic era. Older, religious and dynastic communities had to die out for new nations and nation-nesses to take their place. No historical force did more to kill off the old and usher in the new than the French Revolutionary era. Other processes helped to bring about the emergence of widespread national consciousness, none more significant for Anderson than print capitalism, which in turn helped to spread vernacular languages (Gellner focused on industrialization as a central process in fostering nation building, while Hobsbawm examined the state's attempts to "invent traditions" that had the appearance of being timeless). Seemingly for the first time, members of a society "became capable of comprehending one another via print and via paper"⁵. These processes, as Anderson explains them, came to a head between 1776 and 1838, when a host of new political entities sprang up in the Western hemisphere and used the term "nation" for the first time.

On the surface, Cruikshank's Napoleonic-era copy of Terebenev's caricature seems to be ready-made evidence to prove these views, which have since become something like the holy trinity of modern nationalism studies: the Russian artist mocked the French and his young, English colleague could copy the very same image for the very same purpose. Russian and English consumers could laugh at the puny French Emperor and his army and recognize that they were different from their opponents. Yet underneath the surface, Cruikshank's caricature may also highlight the notion that English nationhood developed far before the French Revolution. England had developed a vernacular early on, its print capitalism was the most fully-formed in Europe, and English caricaturists such as Cruikshank had cast Napoleon and his epoch-changing system as foils for promoting timeless English virtues such as honesty and hard work. Their caricatures were sold to the burgeoning social classes throughout England and, most importantly, by 1800 England had an increasingly literate populace willing to buy caricatures and other items. In fact, for these reasons, some of the most vocal critics of the "modernist" view of nations come from scholars of English nationalism: Liah Greenfeld, for example, has argued that England led the way in developing modern national consciousness and modern nationalism and that these processes date back to the 1500s.⁶ By contrast, Russia – which experienced the processes highlighted by Anderson and Gellner later than other European states – seemingly lacked the building materials necessary to imagine a nation. In the schema outlined by Miroslav Hroch, Western European states, including England, were transformed into modern civil societies in parallel with the construction of nation-states; Eastern European states, by contrast, did not go through these simultaneous developments, making their national construction projects more problematic in the 19th century.⁷ Cruikshank's copy therefore poses something of a conundrum for the scholar

5 B. Anderson, *Imagined Communities* (note 3), p. 44.

6 Liah Greenfeld, *Nationalism: Five Roads to Modernity*, Cambridge, MA 1993.

7 Miroslav Hroch, *From National Movement to the Fully-Formed Nation: The Nation-Building Process in Europe*, in:

of nationalism: produced in England, one of the “early” nations, yet produced during the Napoleonic era and from an image originally drawn in Russia, one of the “late” nations. Explaining the similarities in the two caricatured imaginings therefore requires re-thinking traditional scholarly paradigms about “early” and “late” nations.

One further complication in the process of constructing Englishness, at least in the eyes of scholars writing about the process, has been the role of British imperial identity in either fostering a separate English one or preventing one from fully developing. Cruikshank’s work – and, for that matter, the work of his fellow caricaturists such as James Gillray – came at the end of a process of forging not just Englishness, but a British nation. In Linda Colley’s account, a modern *British* national identity developed between 1707 (the Act of Union with Scotland and Wales) and 1837 (the beginning of the Victorian era). What made it possible for English, British, and Welsh people to think of themselves as a collective, she argues, was “a succession of wars between Britain and France” in this period.⁸ Wars and the threat of conflict against France generated a series of “unabashedly chauvinistic” responses in Britain – Colley includes numerous caricatures drawn by Gillray, Cruikshank, and others to illustrate her point.⁹ Because the British political system grew more democratic at the time, its rulers tried to mobilize the population for its causes. The effect was that France became the hostile Other, a Catholic nation not like “Britain.” “Once confronted with an obviously alien ‘Them,’” she writes, “an otherwise diverse community can become a reassuring or merely desperate ‘Us.’” The British came to see themselves as such “not because of any political or cultural consensus at home, but rather in reaction to the Other beyond their shores”¹⁰. Colley argues not only that the British nation was forged out of war, but also that Catholic France served as the basis for defining “us” and “them”, and that nations therefore do not have to be culturally or ethnically homogenous. English, Scottish, and Welsh peoples could imagine themselves to be part of an ethnic nation but more importantly forged themselves, as Colley argues, into a British nation: what made this possible was that all three groups were not French. Yet again Cruikshank’s copied caricature could attest to this process: applying Colley’s formula, what mattered in it was that the cartoon ridiculed the French and that viewers would know they were not like “us,” whether that community meant “British” or “English” (or both).

As far as the Russian original that Cruikshank copied is concerned, it seems an anomaly, an early product of that country’s late arrival to print capitalism and the forces necessary to make imagined nations. Anderson, Gellner, and Hobsbawm have also had a decisive influence on the way historians of Russia understand Russian nationalism. Before the publication of their books, the only work published on the subject, by Hans Rogger, argued that the 18th century brought the emergence of a clear Russian national conscious-

New left Review 198 (1993), pp. 3-20.

8 Linda Colley, *Britons: Forging the Nation, 1707–1837*, New Haven 1992, p. 1.

9 *Ibid.*, p. 3.

10 *Ibid.*, p. 6.

ness that defined itself against the Francophone ways of the imperial elite.¹¹ Rogger's work did not produce follow-ups. After the 1983 works became increasingly influential, the Russian case seemed to prove that imperial constructions could thwart national ones. Geoffrey Hosking famously set the tone in 1997 when he argued that "the theme of this book is how *Rossia* obstructed the flowering of *Rus'*, or, if you prefer it, how the building of an empire impeded the formation of a nation"¹². Russia, in Hosking's argument, developed "a fractured and underdeveloped nationhood" that was neither civic nor ethnic because imperial state building got in the way of nation building in the ways Gellner and Anderson have envisioned. Others have followed suit: the wholesale application of the three has produced a view that Russia lacked the levels of literacy and mass education system deemed necessary to foster a universal, unifying vision of Russianness.¹³ Yet the modernist view, while producing a dominant discourse, certainly did not produce unanimity. Gellner's student, Anthony D. Smith, in a series of books and articles beginning with 1987's *The Ethnic Origins of Nations*, began to stress the *longue durée* of nation creation through what Smith dubbed "ethnosymbolism"¹⁴. *Nationalism* was recent, Smith has argued, but *nations* and national identities had deeper roots that were influenced by cultural traditions stretching back to the ancient world. Hobsbawm's most vociferous opponent was Adrian Hastings, who stressed that vernacular language mixed with religion generated a potent mix for the construction of nations after 1500. Following Greenfeld's proposition above, Hastings argued that England in particular proved to be a fertile place for nationhood to develop far before the Napoleonic era.¹⁵ Here English caricatures produced before George Cruikshank's copy could add evidentiary weight to this view. William Hogarth's engravings became popular in the mid-18th Century and in turn inspired other caricaturists. Before George Cruikshank got his start, his father and others such as James Gillray drew prints that frequently cast Napoleon as a devil, visually rendering him as the Catholic Antichrist the faithful of England needed to cast out. Here too Terebenev's original proves problematic; for even Smith and Hastings stress language

11 Hans Rogger, *National Consciousness in Eighteenth-Century Russia*, Cambridge 1960.

12 Geoffrey Hosking, *Russia: People and Empire*, Cambridge, MA 1997, p. xix. Hosking cites as inspiration Ernest Gellner, Benedict Anderson, and the Hobsbawm/Ranger book, along with other "modernists" such as Miroslav Hroch, on pgs. xxii and xxiii.

13 See, for example, Vera Tolz, *Russia: Inventing the Nation*, London 2001; and David Brandenberger, *National Bolshevism: Stalinist Mass Culture and the Formation of Modern Russian National Identity, 1931-1956*, Cambridge, MA 2002. Brandenberger writes on page 2: "Underlying much of this study's theoretical frame of reference are the seminal works of such prominent thinkers as Benedict Anderson, Ernest Gellner, Eric Hobsbawm, and Miroslav Hroch. These theorists identify print culture and mass education as playing a crucial role in the expansion of a sense of national identity from social elites to ordinary people within society at large." By applying these theorists to the Russian case, Brandenberger, following Hosking, argues that Russian nationhood was "inchoate" or "inarticulate" and that only the Stalin era saw mass education and literacy develop enough for Russian national identity to exist.

14 Smith has usefully summarized his views and other scholars' views in his *The Nation in History: Historiographical Debates about Ethnicity and Nationalism*, Hanover, NH 2000. His most recent book is *The Cultural Foundations of Nations: Hierarchy, Covenant, and Republic*, London 2008.

15 Adrian Hastings, *The Construction of Nationhood: Ethnicity, Religion, and Nationalism*, Cambridge 1997.

and literacy as important conditions to make nations. Russia again becomes the exception to nation-building, not part of the norm.

Yet the two prints – one Russian, one English – appeared at precisely the same time and for the same purposes: to mock the French, their emperor, their ambitions, and to inspire purchasers. Scholars have more recently adopted the term “nationhood” because, as scholars such as Rogers Brubaker argue, it captures the *process* of building a socio-cultural identity rather than accept it as a given.¹⁶ Adopting this approach allows the scholar to analyze *how* nations are constructed, *what* materials are used in this project, and *who* takes part in the building. Viewing nation building as part of an ongoing, evolving construction project, in short, captures important moments in the process of nationhood. What we can see in 1812 is a particular moment that helps us understand these complicated historical processes. A moment, that is, where particular people made particular decisions that in turn did much to visualize Englishness and Russianness and to do so in strikingly similar ways: not, however, as part of a scholarly formula that in turn produces clear-cut divisions between early and late nation creation. Nations, as Cruikshank’s copy indicates, can also be transnational creations. To get a clearer picture of how individuals can participate in moments of similar nation construction projects, we need to look no further than the caricatures of George Cruikshank and Ivan Terebenev.

2. Cradled in Caricature: English Visual Nationhood in the Napoleonic Era

Cruikshank liked to say that he was “cradled in caricature”¹⁷. He was right: young George grew up surrounded by satirical prints and their business.

George Cruikshank was born on September 27, 1792, the second son of Isaac and Mary Cruikshank. His elder brother, Isaac Robert, was born three years to the day before him and was called Robert – he too would enter the family business. At the time of George’s birth, Isaac Cruikshank had established himself as one of the leading caricaturists in England. His youngest son grew up amidst his father’s images: it is fair to say that young George was swaddled in caricatures by such renowned artists as William Hogarth, Thomas Rowlandson, and James Gillray. His mother would color prints while his father would jot down ideas for new ones. By five or six, George was drawing caricatures of his own.¹⁸ Cruikshank’s training as an artist came from his keen observations (the street was his classroom, he liked to say) and from his immersion in his father’s world. He learned to exaggerate anatomical attributes, to use clothing as a signifier, and to use color and patterns from his father.¹⁹ He also followed Hogarth’s revolutionary lead in seeing caricature as an abbreviated narrative, a moral tale best expressed with simple, easily

16 Rogers Brubaker, *Nationalism Reframed: Nationhood and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996.

17 Quoted in R.L. Patten, *George Cruikshank’s Life, Art, and Times* (note 1), p. 38.

18 *Ibid.*

19 *Ibid.*, pp. 52-53.

recognizable symbols.²⁰ Between 1806 and 1811, as his most recent biographer notes, George worked with his father and his brother on so many prints that “it is impossible to disentangle their separate work”²¹.

The period mattered both personally and professionally. Isaac Cruikshank was a notorious drunk. His output declined as he turned more and more to the bottle and as his youngest son grew into the family business. In April 1811 he accepted a challenge to take part in a drinking match, fell into a coma, and died a few days later at the age of 48. Before this tragedy, George’s collaborative work with his father and brother developed around the central issues of the half-decade; namely, the Napoleonic wars. The Cruikshanks increasingly appropriated that most “English” and malleable of characters, John Bull, in their images. The demand for their prints grew: George got an early sense of how to produce caricatures quickly and on demand and also of their potential power.²²

Cruikshank was also “cradled in caricature” in another, larger sense: he was born at a time when British satirical prints flourished. Diana Donald has written about the “craze for satirical prints” that occurred in the reign of George III (r. 1760–1801) and that went hand in hand with the burgeoning commercialization of British society.²³ Prints could be bought from travelling salesmen or at the shops that sprang up in England’s cities. The works of Gillray, Cruikshank, and others created businesses designed to sell their prints (in one anonymous print from 1801, Britons gape at the windows of a caricature shop, staring at the new prints for sale). The heyday of this visual trade, Donald writes, began “in the early 1790s, when the excitement of the French Revolution and large-scale political sponsorship of prints boosted production and sales”²⁴. These prints “formed a living part of the everyday experience in Georgian Britain”²⁵. Wars, in other words, were good for business.

Cruikshank’s anti-Napoleon images also developed out of decades of caricatures and political writings that portrayed the French as effeminate, frivolous, and duplicitous. The English, by contrast, were honest, masculine, and sincere. “In short,” Stuart Semmel argues, “pre-revolutionary France represented the antithesis of England. Even the onions and *soup maigre* its unfortunate subjects were purported to subsist on could not compare with the glorious beef and ale that John Bull enjoyed”²⁶. While Napoleon represented a more complex figure, he still served as a symbol through which the British “dissected their own identity, constitution, and history”²⁷.

The demand grew even more after the 1803 French declaration of war on Britain, the subsequent invasion scare, and the continental blockade, which prevented European

20 Ibid., p. 54.

21 Ibid., p. 60.

22 Ibid., pp. 60-67.

23 Diana Donald, *The Age of Caricature: Satirical Prints in the Reign of George III*, New Haven: 1996, p. 2.

24 Ibid., p. 4.

25 Ibid., p. 7.

26 Stuart Semmel, *Napoleon and the British*, New Haven 2004, p. 5.

27 Ibid., p. 7.

prints from entering England in the first decade of the 1800s. Business boomed, in other words, precisely at the time George got involved in it. But it took a particular form: the business of patriotism. Artists such as Cruikshank, as his most recent biographer notes, “were therefore faced with a threefold mission: to ridicule the follies of those governing, to shape and foster antipathy toward the French, and to articulate and imagine English national virtues”²⁸. With George III teetering into insanity, the Cruikshanks and Gillray seized on John Bull as an embodiment of Englishness: George and his father endowed him with hardiness and contrasted him to French images using Marianne. Bull’s main foe, quite obviously, was Napoleon Bonaparte.

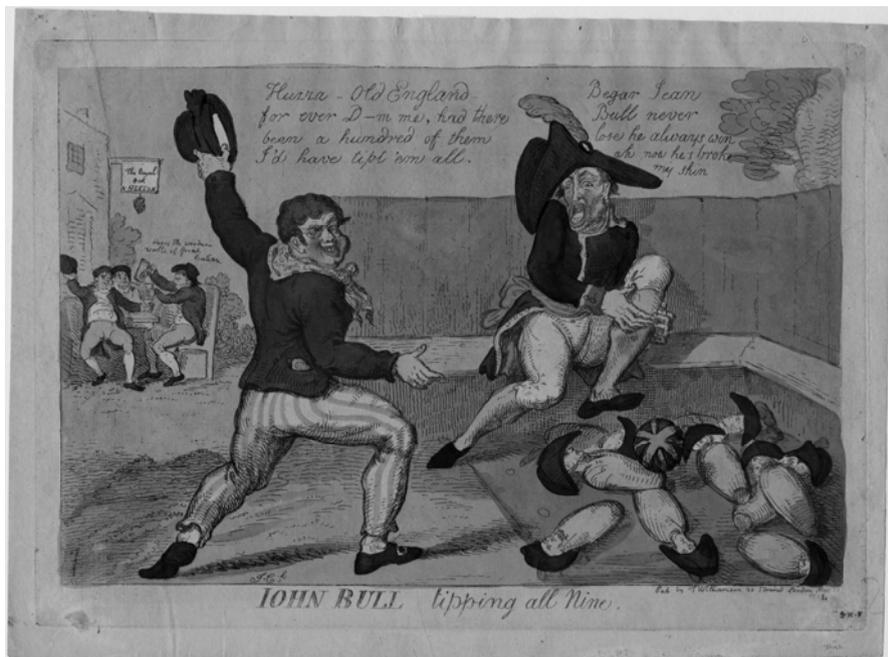


Fig. 2. *John Bull as the Embodiment of Englishness (Us and Them).*

In this Isaac Cruikshank caricature, the malleable Bull is muscular and masculine. He refers to “Old England” and takes care of Boney by playing skittles.

Isaac Cruikshank, “John Bull Tipping All Nine.” 1803 print. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.²⁹

Isaac Cruikshank drew the first British caricature of the French First Consul (soon to be emperor) in 1797. He is, as Robert Patten has astutely noted, “unrecognizable,” ex-

28 R.L. Patten, *George Cruikshank's Life, Art, and Times* (note 1), p. 71.

29 Digital Collection, *Napoleonic Satires*: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1131120742313227>.

cept for his “absurdly large cocked hat,” which would become a staple in later satirical prints.³⁰ In the images that followed, Isaac and his fellow English caricaturists established visual patterns for drawing Napoleon: they captured the Frenchman in the act of committing some atrocity and depicted him as a demonic figure.³¹ These adaptations matched George’s talents for drawing monstrous creatures: Napoleon became a beast, an inhuman monster that threatened Britons.

At the same time, Isaac Cruikshank also cast Napoleon as a magician of sorts; one who could point out just how much England had declined by adopting continental manners. His 1803 “The Phantasmagoria – or a Review of Old Times” features the French Emperor as a bearded conjurer (still unrecognizable) who has called up an Englishman and a Frenchman from the past in order to meet their present-day counterparts. The obese Englishman is surprised to see “my Grandson Jack” who looks like “a skeleton” because he – and with him, his generation – has adopted French ways. Meanwhile, a skeletal Frenchman from the past is just as shocked to see that “mon Cousin” is fat from eating beef and plum pudding. As Semmel has argued, the “physical decline in English character seems to be a consequence of cultural degeneracy, of the adoption of continental costume and cuisine”³². If England wanted to defeat the phantasmagoria, the image implied it needed to get back to national basics: “as long as we remain united and true to ourselves,” one contemporaneous broadsheet proclaimed, “we need never fear the threats or the attacks of France”³³.

The caricatures of the early 1800s, the very ones young George cut his teeth on, also depicted Napoleon as a Lilliputian insect, a monster, or a devil (often linked to his Catholicism or the view that he was the Antichrist).³⁴ They also warned that English women were threatened by the French and needed to overcome their traditional passivity. And finally, food served as “a principal imaginary dividing line between British and French cultures” in these prints: French cuisine could not compare to English staples.³⁵

30 R. L. Patten, *George Cruikshank's Life, Art, and Times* (note 1), p. 85.

31 See also S. Semmel, *Napoleon and the British* (note 26), p. 46. His 1798 caricature “Plunderer Beating Duplicity,” which features Napoleon in his Egypt campaign, captures many of the ways the French and the French General came to be viewed in England. Cruikshank’s 1808 caricature (completed with George’s aid), “Apollyon the Devil’s Generalissimo” represents a snarling Napoleon and his beastly troops as the devil’s minions (at least in language). Both prints can be found in the Brown University Library’s Digital Collection, *Napoleonic Satires*: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?collectionid=2&verb=browse&task=get&letter=C&fieldgroup=9&valueid=51723&valuenam=Cruikshank%2C+Isaac&browsename=Creators+and+Contributors>.

32 S. Semmel, *Napoleon and the British* (note 26), p. 48.

33 Quoted in S. Semmel, *Napoleon and the British* (note 26), p. 51.

34 George’s father Isaac would cast Napoleon in these guises. His 1797 “The French Bugaboo Frightening the Royal Commanders” drew the soon-to-be emperor as a monster, while his 1803 “John Bull and Bonaparte!!!” makes Napoleon smaller than his hat. Isaac Cruikshank’s 1808 “Apollyon the Devil’s Generalissimo Addressing His Legions” depicted Napoleon as the devil’s minion. All three can be viewed at Brown University Library’s Digital Collection, *Napoleonic Satires*: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?collectionid=2&verb=browse&task=get&letter=C&fieldgroup=9&valueid=51723&valuenam=Cruikshank%2C+Isaac&browsename=Creators+and+Contributors>.

35 S. Semmel, *Napoleon and the British* (note 26), p. 62.

By 1812, with his father dead and Gillray insane, the name “Cruikshank” on a print could only mean one person: George, who had become the king of English caricature at the age of 20.³⁶ He would maintain that unofficial title until his death in 1878. The renowned writer William Makepeace Thackeray did much to promote Cruikshank’s greatness when he published *An Essay on the Genius of George Cruikshank* in 1840. Thackeray noted that he and other Britons would pass up sweets in order to buy his caricatures from shops where crowds gathered and laughed.³⁷ The writer also argued that Cruikshank’s Napoleonic caricatures, while borrowed from Gillray’s depictions of “the little upstart Corsican” are less political than “the expression of the artist’s national British idea of Frenchmen” and that he held “considerable contempt” for the French nation.³⁸ The caricatured images of the French drawn during the Napoleonic era, Thackeray muses, endure.³⁹ So too do the “thousand truths” Cruikshank has told through his images, which speak to “the extraordinary power of this man”⁴⁰.

The moment when Cruikshank first exhibited his power and emerged as the king of English caricature was also the moment when the international trade in satirical images skyrocketed. The Grande Armée’s retreat from Moscow in late 1812, as Patten has written, “evoked an unprecedented international exchange of prints, with England taking the lead in exportation and adaptation”⁴¹. German states and the Russian Empire both entered into this trade: Johann Michael Voltz’s 1813 “Napoleon the First and the Last,” a “hieroglyphic” portrait that featured Napoleon’s head made up of corpses became a transnational bestseller in this time: the original sold 20,000 copies in a week and other German editions appeared alongside five French, eight Italian, six English, several Dutch, two Swedish, one Spanish, and one Portuguese versions.⁴² The Russian copy was drawn by Ivan Terebenev.⁴³

It was in the midst of this renewed transnational caricature trade that Cruikshank acquired Terebenev’s 1812 image “Napoleon’s Winter Quarters.” He copied the Russian artist’s image and made a new text:

Say We have got into Comfortable Winter Quarters, and the Weather is ver fine & will last 8 days longer. Say we have got plenty of Soup Meagre plenty of Minced meat – Grilld Bears fine eating – driving Cut-us-off to the Devil Say we shall be at home at Xmas to

36 R.L. Patten, *George Cruikshank’s Life, Art, and Times* (note 1), p. 107.

37 William Makepeace Thackeray, *An Essay on the Genius of George Cruikshank*, London 1840, pp. 5-7.

38 *Ibid.*, p. 11.

39 *Ibid.*, p. 12.

40 *Ibid.*, p. 59.

41 R. L. Patten, *George Cruikshank’s Life, Art, and Times* (note 1), pp. 108-109.

42 *Ibid.*, p. 109. The German edition can be viewed on Brown University’s Napoleonic Satire collection: Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1132592889712119>. One English version can be viewed at the Brooklyn Museum’s digital collection site: http://www.brooklynmuseum.org/opencollection/objects/170277/Napoleon_the_First_and_Last#.

43 NYPL Digital Collections: <http://digitalgallery.nypl.org/nypldigital/id?1242036>.

*dinner – give my love to darling – don't let John Bull know that I have been Cowpoxed – tell a good lie about the Cossacks – D---e it tell any thing but the Truth.*⁴⁴

Cruikshank did not just copy Russian prints (although he did a lot of that). He also drew on his experiences working with his father and his life cradled in caricature to launch a career that would make him famous. Yet the influence of the Russian caricatures remained with him in the short term: Cruikshank would follow up “Boney Hatching a Bulletin” with an 1813 sequel entitled “Cool Summer Quarters, or Going on Swimmingly.” This time Napoleon finds himself in trouble at the Bober River (Bóbr in Polish). The French emperor is still, however, wearing the oversized hat Isaac Cruikshank first made famous.

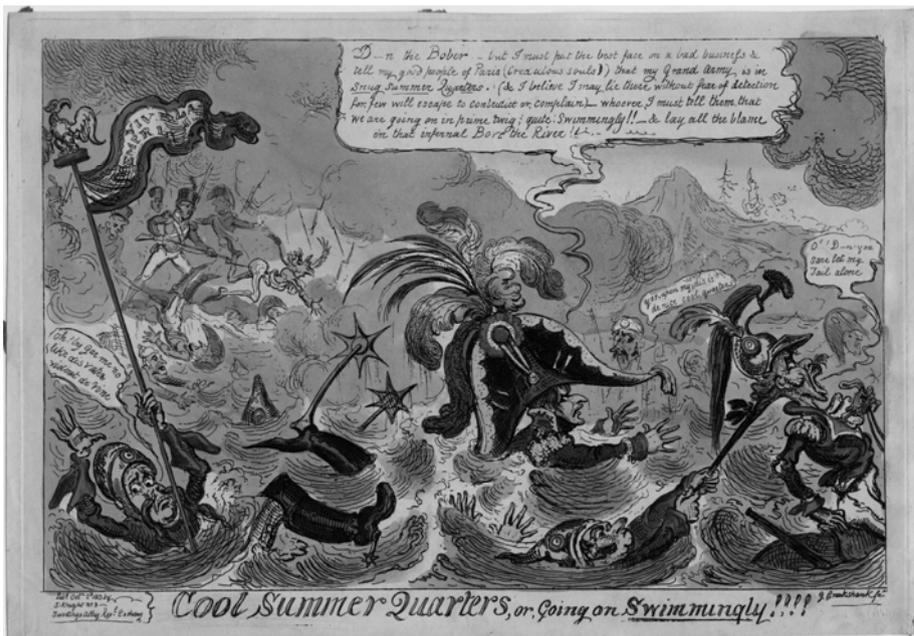


Fig. 3. *The Sequel (of Sorts)*

George Cruikshank, “Cool Summer Quarters, or Going on Swimmingly.” 1813 print. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.⁴⁵

Cruikshank’s remarkable copy, though, has to be explained better by delving more into the original Russian version. This story reveals how it came to be that an Academy-

44 Loc image: cph 3b48529 <http://hdl.loc.gov/loc.pnp/cph.3b48529>; LC-USZC2-628 (color film copy slide); Library of Congress Prints and Photographs Division.

45 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1137108509431264>.

trained sculptor in St. Petersburg, inspired by notions of Roman civic patriotism, helped to establish Russian visual nationhood that would be so familiar to George Cruikshank.

3. Terebenev's ABCs: The Birth and Growth of Russian Visual Nationhood

George Cruikshank may have been born into the caricature business, but the Russian artist whose prints he acquired in late 1812 were part of the emergence of a distinctly Russian caricature tradition. It is striking, therefore, that in 1812 the established English tradition and the new Russian caricature art could look so similar. As John Bowlit, the doyen of Russian art historians has rightly claimed: “before 1800 a tradition of professional caricature did not exist” in Russia.⁴⁶ The St. Petersburg Academy of Fine Arts, established in 1757, taught Western graphic arts and, when engraving was taught, imposed the methods of French masters such as Louis-Joseph Le Lorrain and his pupil, Jean-Michel Moreau, both of whom moved to the Russian capital and taught at the Academy. In many ways, the world of graphic arts perfectly encapsulates much of cultural life in Petersburg by 1800: after Peter the Great had called for Russians to become “European,” Russian elites adopted French ways and French traditions. This would be the milieu that produced the explosion of Russian caricature in 1812. It was the world of Ivan Terebenev.

Born in 1780, Terebenev was also cradled in art from an early age. His father, Ivan, was an artist and sculptor who enrolled his son Ivan at the St. Petersburg Art Academy when the boy was only five. Young Ivan would study sculpture there, but also become immersed in the classical traditions stressed in the Russian capital's art school. He did not, however, care much for his studies, perhaps because his father pushed him into sculpture and away from his first love, painting.⁴⁷

After graduation in 1800, Terebenev took up a post at a gymnasium in Tver'. It was a heady time to be part of the provincial elite. Alexander I had ascended to the throne in 1801 after the regicide of his father, Paul I. The young tsar had been schooled in the Enlightenment ideas his grandmother, Catherine the Great, embraced. With the militaristic Paul dead, many young, educated Russian elites hoped for reform. Ivan Terebenev was one of these young hopefuls: his 1912 Russian biographer stated that he was filled with the “sensibilities of the Alexandrine era”⁴⁸. In Tver' he joined a society devoted to arts and literature headed by Nikolai Radishchev, the son of Aleksandr. It was while taking part in this group, the Free Society of Lovers of Literature, Science, and Art, that Terebenev began to indulge his love for painting. His intellectual interests can be detected in one of his earliest images from his Tver' days, a painting of Gaius Mucius Scaevola, a Roman

46 John Bowlit, *Nineteenth-Century Russian Caricature*, in: Theofanis Stavrou (Ed.), *Art and Culture in Nineteenth-Century Russia*, Bloomington 1983, p. 224.

47 V. A. Vereshchagin, *Russkaia karikatura Vol. II, Otechestvennaia voina, St. Petersburg 1912*, p. 8. See also A. Kaganovich, *Ivan Ivanovich Terebenev, 1780–1815*, Moscow 1956.

48 V. A. Vereshchagin, *Russkaia karikatura Vol. II (note 49)*, p. 10.

youth who thrust his hand into an Etruscan fire to prove his bravery and commitment to fighting Rome's enemies. Scaevola's form of civic patriotism provided the sort of model behavior beloved by the anti-serfdom, reform-minded young patriots among whom Terebenev counted himself: Aleksandr Radishchev famously likened himself to Cato the Younger and may have committed suicide in 1802 as an act of patriotism.⁴⁹

Terebenev went back to St. Petersburg in 1807 and moved in similar intellectual circles. He also continued to draw, producing paintings of Scaevola yet again and Pygmalion (an appropriate subject, given Terebenev's past work on sculpture).⁵⁰ More importantly, Terebenev took part in discussions about Russian history, Russian culture, and the debates of Gavrila Derzhavin (who hosted meetings of the Lovers of the Word society), Nikolai Karamzin, and Aleksandr Shishkov.⁵¹ It was in this period when Terebenev became familiar with English caricatures, particularly the work of Thomas Rowlandson, whose style would later influence Terebenev's.⁵² This background certainly helps to explain Terebenev's reaction to the Napoleonic invasion and his decision to produce the caricatures for which he would become famous.

Ivan Terebenev also drew inspiration from his contemporary, Aleksei Venetsianov, who established the short-lived *Journal of Caricature* in 1808 [*Zhurnal karikatur na 1808 god*], the first of its kind in Russia. Venetsianov, a bureaucrat who tried to gain entry into the Art Academy, began to criticize Russian officialdom and chose to do so using English-style satirical images. The government shut down Venetsianov's journal because it featured a caricature of a fat, Francophilic Russian bureaucrat lounging with his mistress while a line of ordinary Russian petitioners stood outside his office. Venetsianov was criticizing the Europeanized elites in Russia and contrasting them with their ordinary, more "authentically Russian" subjects. Terebenev, as well as other elites that moved in the same circles, also criticized the French culture, language, and ways that dominated Russian society. His 1812 caricatures, as his imperial-era biographer claimed, stemmed from these issues and sought to delineate the line between "Russian" and "French." In doing so, V. A. Vereshchagin argues, he "created the first national and political Russian caricatures"⁵³.

Terebenev focused on Napoleon in his patriotic images. The Russian artist cast the Emperor as the embodiment of all things "French" and therefore as the antithesis of all things "Russian." His "N_____n with the Russians in the Banya [N_____n u Russkikh v bane],"

49 Iurii Lotman, *The Poetics of Everyday Behavior in Eighteenth-Century Russian Culture*, in: Lidia Lotman Ginsburg, Boris Uspenskii, *The Semiotics of Russian Cultural History: Essays*, Ithaca 1985, pp. 88-92.

50 V. A. Vereshchagin, *Russkaia karikatura Vol. II* (note 49), p. 25.

51 *Ibid.*, p. 29. The best examination of these societies and their significance is Alexander Martin's *Romantics, Reformers, Reactionaries: Russian Conservative Thought and Politics in the Reign of Alexander I*, DeKalb, IL 1997. Martin evaluates the "romantic nationalism" of Shishkov, the "gentry conservatism" of Karamzin, and also covers the Lovers of the Russian Word and Tver' society. For more on the role of literature and culture and how they influenced Russian foreign policy in the era, see Andrei Zorin, *Kormia dvuglavogo orla: literatura i gosudarstvennaia ideologiia v Rossii v poslednei treti XVIII – pervoi treti XIX veka*, Moscow 2001.

52 J. Bowlt, *Nineteenth-Century Russian Caricature* (note 48), p. 227.

53 V. A. Vereshchagin, *Russkaia karikatura Vol. II* (note 49), p. 33.

for example, placed the French emperor in a Russian bathhouse. A Russian soldier and a Cossack, bigger and stronger than the tiny French Emperor, shave their guest violently while a peasant partisan throws water onto the fire to create more steam (just to be sure, Terebenev emphasized in his text that Napoleon was in a *Russian* bathhouse).⁵⁴ The juxtaposition of Napoleon with Russian cultural traditions was one Terebenev turned to often in his 1812 images: “Napoleon’s Treatment in Russia” had three Russian soldiers stuffing the emperor into a barrel and draping him with bubliki, while “Russians Teaching Napoleon to Dance” featured two Russian peasants forcing Napoleon and a fellow French general to do a Russian peasant dance. The text declared that “if you are going to trespass on our ground, you must dance to our tune”⁵⁵. The image proved to be an irresistible one to caricaturists across the continent: Terebenev’s competitor, Ivan Ivanov, produced a similar one, while George Cruikshank also copied Terebenev’s original and translated the text verbatim. Terebenev visually rendered the essence of modern nationhoods (not on purpose, of course): he clearly divided the “us” and “them,” depicting the French Emperor as small and weak and his Russian counterparts as strong and vibrant. The Russian artist also contrasted Napoleon’s professed aim to export French revolutionary culture with more “authentic” Russian traditions: bubliki, folk dances, peasant clothes, and the Russian banya. Cruikshank would copy these visual themes and even adapt them to “English” traditions, seen most clearly in his 1814 caricature “The Corsican Whipping Top in Full Spin”⁵⁶. His English compatriots would also draw images that visualized nationhood similarly to Terebenev: S. Knight’s 1813 “The Allies Shaving Shop,” for example, resembles Napoleon in the banya; this time, however, he’s getting a shave and a haircut.⁵⁷

Terebenev did not just castigate the French emperor; he also visually chastised all Frenchmen. His caricature “The Retreat of the French Calvary Who Ate Their Horses in Russia” contains a motley assortment of the Grand Army brought up by a Mameluke wearing a woman’s coat.⁵⁸ While the French and their leader were small, effeminate, and freakish, Terebenev’s Russians were masculine, strong, and patriotic. The Petersburg resident celebrated Cossacks, peasants, partisans, and everyday Russians in his images. Here too Terebenev’s visualization of “them” proved to be applicable to the English view: Cruikshank copied it, further underscoring the French enemy as weak, effeminate, and ridiculous.⁵⁹

54 Slavic and Baltic Collections, New York Public Library, Available on NYPL Digital Gallery: <http://digitalgallery.nypl.org/nypldigital/id?1242076>.

55 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=113043802163227>.

56 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1130419950711990>.

57 Digital Collections: <http://digitalgallery.nypl.org/nypldigital/id?1162365>.

58 Digital Collections: <http://digitalgallery.nypl.org/nypldigital/id?1162612>.

59 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1137107999605358>.



Fig. 4. “Us” and “Them”: Two Russian peasants force Napoleon to perform a Russian folk dance.

Ivan Terebenev, “Russians Teaching Napoleon to Dance.” 1812 Print. Oxford University Digital Library.⁶⁰

The Russian caricaturist returned to themes he had nurtured during his years in Tver’ and Petersburg. “The Russian Hercules” transforms the Russian peasant into a larger-than-life embodiment of Russian masculine, heroic virtues and contrasts his patriotism with French cowardice. “The Russian Scaevola” updates the Roman lesson on civic patriotism by transforming Gaius Mucius into a Russian peasant partisan in 1812 who is willing to cleave off his arm branded with “N” rather than leave the initial of the French Antichrist on his limb.

60 Bodleian Russian Caricatures: <http://www.bodley.ox.ac.uk/csb/RussianCaricatures.htm>. Ivanov’s copy of this image is also located at this site.

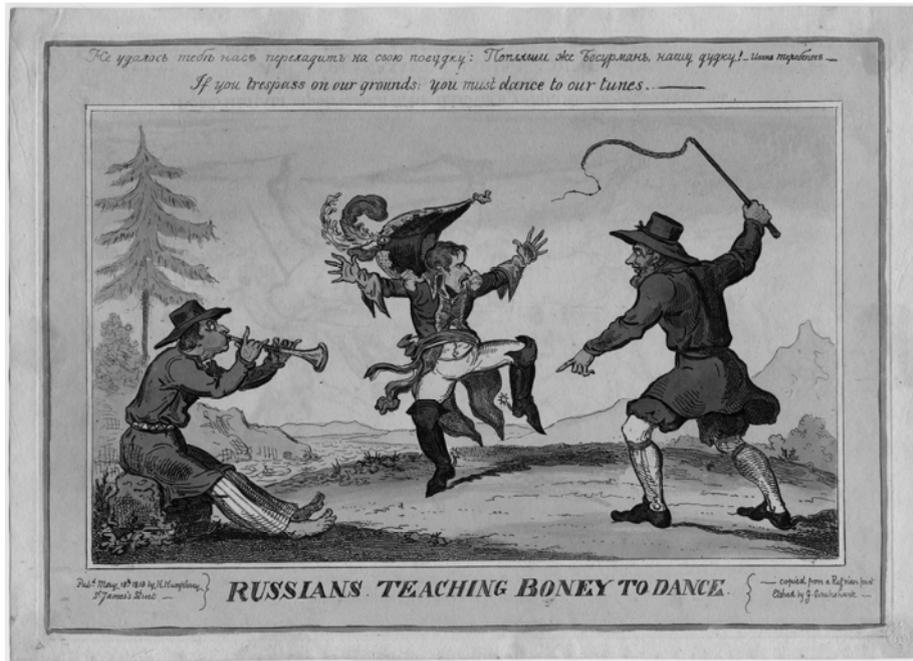


Fig. 5. *Replicating Russianness in England: Boney dances a Russian folk dance.* George Cruikshank, “Russians Teaching Boney to Dance.” 1813 Copy of Russian prints. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.⁶¹

And then there was “Napoleon’s Winter Quarters,” in many ways a perfect summary of all that Ivan Terebenev drew in 1812. His first biographer, writing in 1912, even noted that the “famous Cruikshank in England” made copies and variations of Terebenev’s Napoleonic images.⁶²

Terebenev’s 1812 caricatures proved popular: he initially worked with the Petersburg publisher Ivan Glazunov, who paid the artist for each image produced. In March 1813, however, Terebenev switched to another publisher, Slionin, because he paid better.⁶³ One reason for Terebenev’s success was his ability to marry the satirical style of English caricature to the look and salty humor of the Russian folk print known as the *lubok*: this combination proved to be a critical and commercial success.⁶⁴ He also successfully visu-

61 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1137106863337958>.

62 V. A. Vereshchagin, *Russkaia karikatura Vol. II* (note 49), p. 45.

63 Marina Peltser [Peltzer], *Russkaia politicheskaia kartinka 1812 goda: usloviia proizvodstva i khudozhestvennye osobennosti*, in: *Mir narodnoi kartinki*, Moscow 1999, p. 177. Peltzer’s article is the best account of the way government censorship and commercial interests shaped the 1812 images.

64 See Bowlt’s article (note 48), Peltzer’s article (note 67), and Chapter 2 of my *A War of Images: Russian Popular Prints, Wartime Culture, and National Identity, 1812-1945*, DeKalb 2006.

alized many of the patriotic feelings he and his fellow elites had shared in their cultural societies: the adaptation –of “French” (or “European”) culture, Terebenev and his fellow Russian patriots felt, had led many to lose their innate “Russianness.”



Fig. 6. *The Original Winter Quarters*

Ivan Terebenev, “Napoleon’s Winter Quarters.” 1812 Print. Author’s Collection.

Napoleon’s quest to transform Europe and to eradicate the vestiges of the Old Regime threatened these traditions further; in Terebenev’s eyes, Russian audiences needed to be reminded of “their” culture, “their” traditions, and “their” heritage. To do so, the French Emperor and the society he headed needed to be mocked and contrasted with strong, masculine Russian peasants, Cossacks, and soldiers who all embodied national traits. This patriotism – which contained more than a little bit of anxiety and fear – resembled that felt by Gillray, by Isaac Cruikshank, and by his son George. No wonder Terebenev’s images could be copied outright and sold to English consumers.

Terebenev died of a cold in 1815. He was just 35 years old. He left his homeland one final gift: an alphabet book for children that featured his 1812 images. “Terebenev’s ABCs” would teach generations of Russian schoolchildren to associate “F” with “Frenchmen” and to connect these textual messages with the visual image of a Russian peasant woman imprisoning a group of marauding soldiers in her hut and burning it down. To help with the learning, Terebenev updated the original text, having it read: “Frenchmen

just like vermin I have caught; to rid Russia of their smell I guess we'll have to burn them." "M" was for "Moscow" and had the ditty: "Moscow is not Berlin, Vienna, or Madrid; here a coffin welcomed the French army with a wide open lid"⁶⁵.

4. Cossacks across Cultures: Visual Nationhood and 1812

And so in late 1812 certain trends coalesced: English nationhood, which developed under the umbrella of a larger British nationhood, looked the same as Russian nationhood, which developed under the umbrella of a larger Russian imperial identity. The exact moment when young George Cruikshank, recognizing his chance to turn a profit and a chance to demonstrate his patriotism through the artistic form his father had favored, represented a moment when the process of nation construction can literally be "seen." Chance, unintended circumstances, and transnational cultural influences help us see 1812 as an important moment in the processes of English and Russian nationhood, a moment when they converged.

Cruikshank grew up in the world of caricature and his motivations by 1812 – insofar as we can grasp them – were as much commercial as anything else: with his father dead and Gillray insane, he seized a chance to become the best-selling caricature artist in England. Terebenev's motivations were intensely personal: he saw a chance to give up the sculpting career he disliked and to vent his budding patriotism.

Caricature in the Napoleonic era was truly collaborative. Cruikshank's biographer has noted this fact in terms of how much George relied on his father, on masters such as Gillray, and how the Engraving Acts of the 18th Century fostered a healthy competitive spirit that allowed artists to be inspired by each other but also to mark their images as their own. At the same time, however, no binational copyright agreements covering prints existed in Europe.⁶⁶ Collaboration in the Napoleonic era could also lead to outright copying.

The collaborative caricature business was also transnational. Taking a transnational approach to the caricature trade allows the historian to compare groups, technologies, and goods across national borders. It also helps to reveal the complex linkages, networks, and actors behind historical processes, including the circulation of objects and ideas.⁶⁷ In the case of 1812 caricatures, the images that circulated from England to Russia helped, however paradoxical it sounds, to construct transnational nationhoods.

As imagined communities, nations are constructed through comparisons with other nations.⁶⁸ They can also be imagined, as Cruikshank's copy illustrates, through the circulation of similar imaginations across borders. In his 1813 print "Boney Tir'd of

65 The Azbuka 1812 god is now available online: <http://www.museum.ru/1812/library/Azbuka/index.html>.

66 R. L. Patten, *George Cruikshank's Life, Art, and Times* (note 1), p. 79.

67 For more on transnational approaches - and the inspiration for my approach - see AHR Conversation, *On Transnational History*, in: *American Historical Review* 111 (2006) 5, pp. 1441-1464.

68 Glenda Sluga, *The Nation and the Comparative Imagination*, in: Deborah Cohen and Maura O'Connor (Eds.), *Comparison and History: Europe in Cross-National Perspective*, New York 2004, pp. 103-114.

War's Alarms," for example, Cruikshank depicts the diminutive French Emperor with his oversized hat riding on top of a devil. Napoleon is arriving home in Paris after his disastrous Russian campaign, begging to be thawed out and to be welcomed home by his loving family. While his wife, Marie Louise, does so, the nurse who cradles the heir to the throne understands the situation. The young child asks if Papa "has cowed the Russians like the English cowed us," to which she responds, "No, your majesty, the Russians fought like bulls and their nobility proved staunch patriots." On the wall above the fireplace someone has hung a caricature of a Cossack with Napoleon's head on his pike.⁶⁹ The image resembles Gillray's famous 1803 caricature, "Buonaparte, 48 Hours After Landing," which featured John Bull hoisting Napoleon's head on his pitchfork.⁷⁰ Cruikshank's 1813 print also resembles the numerous Russian images of Cossacks spearing French soldiers on their pikes. And that is precisely the point.

Cossacks could literally and figuratively cross European borders: throughout 1813 and 1814, the Russian army moved through Europe, eventually entering Paris itself in March and April 1814. Popular images of Cossacks also moved across Europe: Cruikshank's copies of Terebenev's images ensured that Cossacks gained popular introduction to England.⁷¹ Copying across borders seemed to be the name of the game in the late Napoleonic era. Perhaps the best summary of the way in which national images crisscrossed English and Russian borders by the end of the Napoleonic era can be seen in William Elmes's 1813 caricature "The Cossack Extinguisher." In it, a giant, bearded, grinning Cossack holding a spear catches a tiny Napoleon simply by placing his cap over the Emperor. The Cossack declares that "I'll extinguish your little French ... Master Boney" while the French emperor laments that those "contempable [sic] Cossacks has Clouded all my hopes"⁷². In the background one can just make out Leipzig, site of the "Battle of the Nations" in October 1813. An English flag flies over the walled city.

The Cossack – borderland builders of empire under Peter the Great and a symbol of imperial identity – became a "Russian" national figure and transnational symbol for Russia itself in 1812 largely through the popular prints such as the ones above.⁷³ Ivan Terebenev and his fellow Russian caricaturists would cast Cossacks as national heroes in their 1812 images. George Cruikshank and his fellow English caricaturists would cast the Cossack as an international hero in theirs. In 1814, Cruikshank produced "Snuffing Out Boney," which featured an enormous, gleeful Cossack using a pair of candle snuffers

69 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1131114147117584>.

70 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=113086187616354>.

71 R.L. Patten, *George Cruikshank's Life, Art, and Times* (note 1), p. 111.

72 The British Museum, *Prints and Drawings, BM Satires 12097, 1948,0214.787*.

73 See S. M. Norris, *A War of Images* (note 68), Chapter 2, for more on how the Cossack became "national" in 1812. Judith Deutsch Kornblatt also describes how the Cossacks became "Russian" and how they came to embody the "Russian soul" in popular imagination during the 1820s in her *The Cossack Hero in Russian Literature: A Study in Cultural Mythology*, Madison 1992. For the Cossacks as imperial people, see Brian Boeck's *Imperial Boundaries: Cossack Communities and Empire-Building in the Age of Peter the Great*, Cambridge 2009.

to extinguish Napoleon. Elmes's "The Cossack Extinguisher" hangs on the wall behind the Frenchman, a nod to Cruikshank's commercial rival's abilities. German and French caricaturists would in turn copy Cruikshank's print.



Fig. 7. *The Cossack as International Hero*
William Elmes, "The Cossack Extinguisher." 1813 print. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.⁷⁴

74 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=113102910362506>.



Fig. 8. George Cruikshank, "Snuffing Out Boney." 1814 print. Bullard Napoleon Collection. Brown University Library.⁷⁵

75 Digital Collections, Napoleonic Satires: <http://library.brown.edu/cds/catalog/catalog.php?verb=render&id=1132320154995426>.

The 1812 circulation of caricatures makes this a useful date for evaluating how Napoleon helped to crystallize nationhoods across the continent. The fact that the French emperor served as such a useful symbol for articulating Englishness, Russianness, Germanness, Spanishness, and other national construction projects also provides a chance to compare scholarly debates on national identity.⁷⁶ In the English case, many scholars focus on whether or not English national identity or British national identity was the more potent force. Gerald Newman sees English; Linda Colley sees British.⁷⁷ Both believe that the Georgian era was a crucial one for how modern nationhood got constructed. In his study of Napoleon in British culture, Stuart Semmel criticizes the scholarly literature that attempts to define identities at the time as either national or supranational, arguing that “identity (local, ethnic, regional, and national identity – indeed imperial identity as well) is not a zero-sum game”⁷⁸. English, Scottish, Welsh, Irish, and British identities developed alongside each other and connected with each other in complex ways, making “the threads of national development intertwine in a fashion that ultimately defies extrication”⁷⁹. One thing is certain: the Napoleonic era was a time when definitions of British identity – and with it, definitions of English identity – were in flux.⁸⁰ Yet this state of anxiety only highlights one of the central aspects of nationhood: it is always under revision, always in flux, and its cultural constructors are always redefining it. In the English case, the Napoleonic era – the era of Cruikshank’s emergence – proved to be one more moment when “Englishness” got defined alongside “Britishness.” Cruikshank’s September caricature from the other theater in the English war, America, illustrates how the artist could employ both terms: “British Valour and Yankee Boasting” features a landing party, including John Bull, boarding the American ship *The Chesapeake* and dispatching its crew. The same spirit and heroism that Cruikshank illustrated as “English” in his Napoleonic prints characterize the “British” in this caricature.⁸¹ As Krishan Kumar describes this relationship, patriotic emotions tended to build up around the concept of “Englishness” while “Britishness” represented something cooler, something larger, and not necessarily an identity in conflict with an ethnic English one.⁸² In Cruikshank’s Napoleonic cartoons, however, the two terms could be employed to convey patriotic emotions. If Cruikshank’s prints illustrated notions of Englishness and Britishness and therefore help us understand these national constructions as mutually supportive, not mutually

76 For the German case, see Karen Hagemann, *Francophobia and Patriotism: Anti-French Images and Sentiments in Prussia and Northern Germany during the Anti-Napoleonic Wars*, in: *French History* 18 (2004) 4, pp. 404-425. Hagemann traces processes very similar to the Russian situation; namely, how nascent German nationhood exploded through contact with the French forces and even more broadly through broader understanding of Germanness as distinct from Frenchness. The primary historical actors in her account are also cultural figures, especially writers such as Ernst Moritz Arndt.

77 Gerald Newman, *The Rise of English Nationalism: A Cultural History, 1740-1830*, London, 1997.

78 S. Semmel, *Napoleon and the British* (note 26), p. 8.

79 *Ibid.*

80 *Ibid.*, p. 38.

81 Library of Congress (LoC), Prints and Photographs Division, Online Catalog: <http://www.loc.gov/pictures/item/99471628/>.

82 Krishan Kumar, *The Making of English National Identity*, Cambridge 2003.

exclusive, ones, perhaps the same could be said of Russian national and imperial building projects. In her study of Nikolai Gogol, Edyta Bojanowska seeks to understand the writer's conflicting views of his Ukrainian and Russian identities. For many subjects of the Russian empire in the age of nationalism, Russia's status as a multiethnic empire had profound repercussions for the development of Russian and other national identities and how these identities evolved.⁸³ In a similar vein and invoking both Benedict Anderson and Homi Bhabha, Simon Franklin and Emma Widdis have argued, that nations are cultural creations, best located in its texts, flags, symbols, anthems, monuments, and literature. These creations, the two argue, "embody and make real the abstract ideas of Russia and 'Russianness,'" thereby creating identities.⁸⁴ Russian nationhood, they argue, constantly shifts, takes multiple forms, and creates multiple symbols. It is therefore "a process rather than a result"⁸⁵. One of the complicating factors in this construction, though not one that excludes nationhood from developing is the fact that "Russia is not and has never been a 'nation-state,' where the geo-political boundaries and the ethno-cultural boundaries coincide. More or less from the start it has been a multi-ethnic, multi-lingual polity"⁸⁶. Russian national identity, Russian nationhood, and Russian nationalism: all of these variations naturally developed in concert with, rather than in spite of, the existence of a Russian empire.

These complicated historical processes of transnational nationhoods coalescing in 1812 become a bit clearer and more understandable from the perspective of individuals. Franklin and Widdis note that while it would nice to "know what proportion of the wider population might have heard of or associated themselves with which aspects of which type of identity at which time," attributing a single identity to an entire population is a dangerous trap to fall into.⁸⁷ Instead, it is wiser to focus on individuals, the producers of culture and the builders of their own national projects. Both Terebenev and Cruikshank took part in these projects. Both of their lives illuminate larger historical processes. Yet both also shaped these very same processes. Both men turned to caricature in order to make names for themselves, make money, express their pent up patriotism, and to imagine what it meant to be "Russian" or "English" (or even "British") and how these identities differed from being "French." Both, in short, used Boney as a means to build their own national edifice. And these national construction projects, at least in 1812, looked quite similar.

One hundred years after Cruikshank copied Terebenev's print, the Moscow publisher S. S. Vasil'ev wanted to make some money by commemorating the anniversary of Napoleon's Russian campaign. He decided to issue postcard reproductions of 1812 caricatures.

83 Edyta Bojanowska, *Nikolai Gogol: Between Ukrainian and Russian Nationalism*, Cambridge, MA 2007, Chapter 1.

84 Simon Franklin, Emma Widdis, *All the Russias...?*, in Simon Franklin, Emma Widdis (Eds.), *National Identity in Russian Culture: An Introduction*, Cambridge 2004, p. 2.

85 S. Franklin, E. Widdis, *All the Russias...?* (note 91), p. 2.

86 *Ibid.*, p. 4.

87 *Ibid.*, p. 3.

Terebenev's images, by then well-known, appeared on several: Russians again taught Boney to dance in these products. This time, however, the international plagiarism went the other way: Vasil'ev included Elmes's "The Cossack Extinguisher" and the frequently-copied "The Extraordinary French Post in Paris" as two of the postcards 1912 consumers could purchase.⁸⁸

88 1812 Online Museum: <http://www.museum.ru/1812/memorial/postcard/karicatura.html>.

Apokalyptische Gestalt oder „Feind Russlands“?

Napoleon in russischen Karikaturen zu Anfang des 19. Jahrhunderts

Liliya Berezhnaya

ABSTRACT

This article is devoted to “sacralized” imaginations of Napoleon and his army as enemies as they appear in Russian caricatures of 1812. It consists of three parts: the first one deals with the images of the “holy war,” Napoleon, and France in Russian official political manifestos and Church sermons from the beginning of the 19th century. The second part examines West European “demonic” images of the French Emperor. Finally, the third part explores whether Russian caricature interpreted the war of 1812 as an event in the history of Christian salvation. The analysis suggests that Russian caricaturists mostly ignored the “demonized” images of Napoleon and his army. They predominantly concentrated on depicting heroic fights of the common people with the French invaders. The reasons for this astonishing lack of Napoleon-Antichrist-images can be explained by both a new interest in „the Russian people“ and old traditions of the Russian Orthodox iconography which did not provide frightening devil images either.

*Bereit den Erdkreis ganz mit einem Schlag zu löschen,
Und weder Gott noch Menschen schone ich...
Je größer der Leichen Haufen, desto höher werd' ich stehen...
Mir bleibt, mit deiner Hilfe nur noch dies zu tun,
Russland ins große allgemeine Grab zu stoßen.*

Diese Verse ließ der Dichter Semen Novikov (der zuweilen auch unter dem Pseudonym „Der letzte Russe in der Steppe“ schrieb) Napoleon Bonaparte „im Gespräch mit dem T[eufel]...“ sagen. Erstmals veröffentlicht wurde das Gedicht im Jahr 1812 in St. Petersburg. Der Gedichtband trug den Titel „Echte Vision und ein Gespräch N[apoleons]

mit dem S[atana] nach dem Brand von Moskau¹. Darin ergießt sich der geballte Zorn des französischen Kaisers über Moskau: „Alles habe ich dort ohne Schonung in Stücke gerissen, und als ich ging, alles in Asche verwandelt. Selbst der Kreml sollte in die Luft fliegen“. Allein bis 1816 erlebte Novikovs Buch vier Neuauflagen.

Im gleichen Jahr 1812 verfertigte der russische Karikaturist Ivan Ivanovič Terebenev einen Kupferstich mit dem Titel „Napoleon und der T... nach der Verbrennung Moskaus“ (Bild 1).



Bild 1. Ivan Terebenev, *Napoleon und der T... nach der Verbrennung Moskaus* (1812)²

- 1 S. Novikov, *Videnie najavu i razgovor N[apoleona] s S[atanoju] posle sožženija Moskvy i podorvanija časti Kremlevskich sten pri uchođe Napoleona s vojskami iz onoj, kuda on byl dopuščten bez boju i počti vpustuju*. Perevel s originalov Otvstajnoj russkij v stepi, Sankt Peterburg 1812. Novikovs Werk ist in Teilen abgedruckt bei E. Višlenkova, *Vizualnoe narodovedenie imperii, ili Uvidet' russkogo dano ne každomu*, Moskau 2011, S. 168 sowie N. Švedova, *Zlych furij svetoch: Obraz Napoleona v russkoj publicistike načala XIX v.*, in: *Rodina* 8 (2002), S. 10-12, 11.
- 2 *Abbildung in: Otečestvennaja vojna i russkoe obščestvo*, Bd. 4, Moskau 1911, S. 163.

Darauf ist der französische Imperator abgebildet vor dem Hintergrund des rauchenden Moskauer, symbolisiert durch eine Kirche und eine siebensäulige Rotunde. Die Form der Treppen-Rotunde dient als Abbild der Grabeskirche in Jerusalem. Schon Byzantiner haben solche Rotunden als ein Symbol des himmlischen Jerusalem in ihrer Architektur verwendet; diese Tradition wurde in der russischen religiösen Kultur weitergeführt.³ Das zornverzerrte Gesicht Napoleons ist dem Abgrund der Hölle zugewandt, aus dem ihn der Tod mit der Sense, die Schlange und eine ganze Reihe von Dämonen mit grünen Haaren und Fackeln in der Hand grüßen (letzteres eine Anspielung auf das In-Brand-Setzen Moskaus). Zu den Füßen des „Beherrschers Europas“ befinden sich menschliche Knochen, über seinem Kopf Blitze, die aus dem Himmel herunterschlagen. Mit feurigem Schwert schlägt die Hand Gottes die Krone vom Kopf Napoleons und in die Hölle. Unterhalb der Karikatur⁴ findet sich ein kleiner Vierzeiler – ein Zitat aus dem eben erwähnten Gedicht über die „Echte Vision und Gespräch Napoleons...“: „Ins Wanken kommen alle meine vorgefassten Pläne; alle drohen mir, von mir unterjochte Lande. Alles lief verkehrt, alles verändert; jetzt tyrannisieren sie mich, und ich verfall – was beginne ich nun?“⁵

In der Komposition erinnert der Kupferstich von Terebenev in vieler Hinsicht an „Apokalypse“-Ikonen („Des eingeborenen Sohnes“), die im Moskauer Reich des 15. Jahrhunderts Verbreitung fanden. Auf diesen, ähnlich wie auf der Gravur, gibt es ein Bild des Todes mit der Sense, Darstellungen der Körper der Sünder, das göttliche Schwert und ein Bild der Heiligen Stadt.⁶ Für die Zeitgenossen waren der Vergleich Napoleons mit dem Feind des Menschengeschlechtes, und zugleich seine Angleichung an die Sünder beim Blick auf die Karikatur Terebenevs offensichtlich.

Waren solche Darstellungen eine Ausnahme bei der Herausbildung eines visuellen Feindbildes in der Zeit des „Vaterländischen Krieges“ von 1812? Oder kann man vielmehr von einer generellen „Dämonisierung“ Napoleons und seiner Armee in der Satire dieser Zeit sprechen? Mit welchen künstlerischen Mitteln wurde die „Dämonisierung“ des Bildes Napoleons und seiner Armee erreicht? Mit anderen Worten, wann und wie stellten die russischen Karikaturisten Napoleon und seine Armee mit Hilfe biblischer Symbole des Bösen dar? Welches „Eigene“ wird als Gegensatz zu Napoleon als „dem Anderen“ konstruiert? Doch können Karikaturen hier nicht isoliert betrachtet werden. Dieser Beitrag

3 A. Lidov, *Nebesnyj Erusalim v vostočnochristianskoj ikonografii*, in: A. Batalov, A. Lidov (Hrsg.), *Jerusalim v ruskoj kulture*, Moskau 1994, S. 344. Über Rotonden-Kirchen in der orthodoxen Tradition: O. Ioannisjan, *Chramy-rotundy v Drevnej Rusi*, in: A. Batalov, A. Lidov (Hrsg.), *Jerusalim v ruskoj kulture*, S. 100-147; R. Ousterhout, *Flexible geography and transportable topography*, in: B. Kühnel, B. Narkiss (Hrsg.), *The real and ideal Jerusalem in Jewish, Christian and Islamic art. Studies in honor of Bezael Narkiss on the occasion of his seventieth birthday*, Jerusalem 1998, S. 393-404.

4 Obwohl das Bild scheinbar keine komische Situation darstellt, gehört es deutlich zu der Kategorie „politische Karikatur“, die vor allem durch ihren kritischen (satirischen) Charakter zu definieren ist. Gerd Unverfehrt, *Karikatur. Zur Geschichte eines Begriffs, Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten*, München 1984, S. 384-401.

5 D. Roviskij, *Russkie narodnye kartinki*, Bd. 2, Reprint St. Petersburg 2002, S. 229.

6 Z. B. in M. Alpatov, *Pamjatnik drevnerusskoj živopisi konca XV v. ikona „Apokalipsis“*, Moskau 1964.

untersucht vielmehr ein Feld, in dem verschiedene Medien eine Rolle spielen, die weite Verbreitung und alltägliche Rezeption erfuhren: Literarische und bildende Künste, insbesondere Karikaturen, aber auch Predigten und politische Manifeste. Damit kommen sehr unterschiedliche Akteure ins Spiel – Künstler, Regierung und Kirchenvertreter –, die durch verschiedene Interessen, Werte und Sprachmuster bestimmt waren. In den schriftlichen und bildlichen Äußerungen werden wiederum verschiedene Objekte der Darstellung geschaffen: die gebildete Elite, vor allem aber „das Volk“, also Bauern, Soldaten und Kosaken. Darüber hinaus muss der russische Diskurs sowohl vergleichend als auch transfergeschichtlich im europäischen Kontext betrachtet werden. Wie fügte sich die russische Karikatur der Zeit in den allgemein-europäischen anti-napoleonischen Diskurs ein und welche Besonderheiten sind hier zu erkennen?

Meine Argumentation erfolgt dabei in drei Schritten. Zunächst beschreibe ich kurz die allgemeinen Motive in der Darstellung des „Heiligen Krieges“, Napoleons und Frankreichs in der offiziellen russischen Propaganda und der kirchlichen Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Generell wurden hier, in der Politik, bei den Eliten und von der Kirche, die Themen und damit die Maßstäbe bestimmt, nach denen Napoleon und seine Taten beurteilt werden sollen. Im zweiten Schritt wende ich mich analogen Sujets in der anti-napoleonischen Karikatur Westeuropas (insbesondere Englands) jener Zeit zu. Hier richtet sich die Frage auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten der westeuropäischen und russischen Diskurse. Schließlich werde ich – aufbauend auf den beiden vorgenannten Aspekten – eine Analyse der grundlegenden Motive und künstlerischen Verfahren der russischen Karikatur zu den Ereignissen von 1812 vornehmen.

1. Der Heilige Krieg mit Napoleon“ in der russischen offiziellen Propaganda und in der kirchlichen Literatur

„Napoleon wagt es, [...] Russland zu drohen mit dem Einmarsch in seine Grenzen, der Zerstörung seiner Wohlfahrt [...] und der Erschütterung der rechtgläubigen Griechisch-russischen Kirche...“⁷, so der Synod am 6. Dezember 1812. Dass Napoleon und sein Heer eine Bedrohung nicht allein der physischen und territorialen Einheit, sondern auch für das Seelenheil eines jeden einzelnen Bewohners des Russischen Reiches darstellen, bedeutet, ihn gleichsam in die Nähe des biblischen „bösen Feindes“ zu rücken – so wie in den einleitenden Beispielen geschehen. Eine solche existenzielle, ganzheitliche Bedrohung lässt sich überzeugend nur darstellen mit der Einführung einer scharfen semantischen Grenze zwischen „Unseren“ und „den Anderen“. Mit anderen Worten, es geht – zunächst der Theorie nach – um eine Feinbildkonstruktion, und zwar letztlich mit metaphysischen Konnotationen. In den Sozialwissenschaften und der Psychologie

7 Der Volltext ist abgedruckt in: S. Čimarov, *Russkaja Pravoslavnaia Cerkov' v vojne 1812 goda*, Sankt Peterburg 2004, S. 55-58; L. Mel'nikova, *Russkaja Pravoslavnaia Cerkov' v otečestvennoj vojne 1812 goda*, Moskau 2002, S. 45f.

werden solche Prozesse als „Entfremdung“ oder „Verfeindlichung“ (enmification)⁸ bezeichnet. Man versteht darunter Stereotypenbildung, einhergehend mit selektiven Wahrnehmungsmustern⁹, Enthumanisierung, Zuweisung von Einseitigkeiten und Fehlermustern.¹⁰ Solche Prozesse bestehen in zwischenmenschlichen und zwischenkollektiven Beziehungen immer, doch wird deren Polarisierungspotenzial in Kriegszeiten beschleunigt wirksam.¹¹

Dieser Prozess der „Verfeindlichung“ verlief keineswegs stets linear und konsequent. Die Einstellung zu Napoleon und Frankreich war allgemein in den regierenden Kreisen des Russischen Reiches zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchaus nicht immer negativ. Ungefähr bis 1805, dem Datum des Eintritts Russlands in die anti-französische Koalition, erschienen zahlreiche apologetische Lebensbeschreibungen, in denen die großen Taten Bonapartes gepriesen wurden. Darin wurden stets auch die moralischen Qualitäten des französischen Herrschers unterstrichen: Bescheidenheit, Zurückhaltung, Gedankentiefe und Majestät.¹² Solche Epitheta waren konstitutiv für den „lichten“ Mythos Napoleons, der im ganzen damaligen Europa verbreitet war. Diese Apologetik Napoleons fügte sich vollständig in die allgemeine „Gallomanie“ (Frankophilie) eines Teils der damaligen russischen Aristokratie, und die Mode französischer Manieren und französischer Literatur.¹³ Bald allerdings nahm das Bild Napoleons in der offiziellen Publizistik dunklere Farbtöne an.

Bereits nach der Ausrufung des französischen Herrschers zum Kaiser im Jahr 1804, die dessen monarchische bzw. despotische Ambitionen manifestierte, begann die russische Regierung mit einer scharfen antifranzösischen Kampagne. „Apologetische“ oder „preisende“ Bücher über Napoleon wurden verboten. Es erschien nun im Gegenzug eine Vielzahl von propagandistischen Broschüren, in denen Napoleon, und mit ihm ganz Frankreich, hervortraten im Bild „gieriger Eroberer“¹⁴. Ivan Ambracumov unterscheidet in seinen Forschungen zum Bild Napoleons in der russischen offiziellen Propaganda und Publizistik zu Beginn des 19. Jahrhunderts die folgenden Epitheta, mit denen seinerzeit der französische Herrscher betitelt wurde: Erbe der französischen Revolution; großartig-einsamer rachsüchtiger Korse; Knecht, zum Herrn eingesetzt; Gottloser, Heuchler und Verführer der Völker; Usurpator der Macht und Zerstörer der Freiheit; Ehrgeizling;

8 R. Rieber / R. Kelley, Substance and shadow: Images of the enemy, in: R. Rieber (Hrsg.), *The Psychology of War and Peace*, 1991, S. 3-38,

9 B. Silverstein / C. Flamenbaum, Biases in the perception and cognition of the actions of enemies, in: *Journal of Social Issues* 45 (1989) 2, S. 51-72.

10 G. N. Sande / G. R. Goethals / L. Ferrari / L. T. Worth, Value-guided attributions: Maintaining the moral self-image and the diabolical enemy image, in: *Journal of Social Issues*, 45 (1989) 2, S. 91-118.

11 K. Sam, Faces of the Enemy: Reflection of the Hostile Imagination, San Francisco 1986; K. Platt, Unter dem Zeichen des Skorpions. Feindmuster, Kriegsmuster und das Profil des Fremden, in: M. Brehl / K. Platt (Hrsg.), *Feindschaft*, München 2003, S. 13-52.

12 N. Kazakov, Napoleon glazami russkich sovremennikov, in: *Novaja i novejšaja istorija* 3 (1970), S. 31-47 und *Novaja i novejšaja istorija* 4 (1970), S. 42-55.

13 M. Wesling, *Napoleon in Russian Cultural Mythology*, New York 2001, S. 2f.

14 N. Švedova, *Zlych furij svetoch* (Anm. 1), S. 10.

blutigere und rachsüchtiger Tyrann; zynischer und prinzipienloser Politiker.¹⁵ Zum vorläufigen Höhepunkt der „Verfeindlichung“ Napoleons wurde das Jahr 1806, als der Krieg der Viererkoalition gegen Frankreich begann. Alexander I. von Russland gab ein Manifest heraus über die Bildung landesweiter Landwehren und Milizen. Da sich der Krieg von 1806, der im Wesentlichen auf nichtrussischem Boden ausgetragen wurde, nicht als Befreiungskrieg titulieren ließ, wurde am 6. Dezember auf Anordnung des Zaren eine „Erklärung des Heiligsten Synod“ veröffentlicht, in der es hieß, nicht nur das Vaterland, sondern auch der christliche Glaube bedürfe der Verteidigung gegen die Angriffe Bonapartes.

*Noch zu den Zeiten der [...] gottfeindlichen Revolution feierte er die auf den Laufwegen des Volkes durch pseudo-gelehrte Gotteslästerer errichteten abgötterischen Heiligtümer und verfügte die Verehrung seiner unreinen Gesinnungsgenossen... Schließlich, zur vollendeten Schande für die Kirche Christi, rief er die jüdischen Synagogen nach Frankreich ... und richtete einen neuen großen Sanhedrin ein, eben jenen gottesfeindlichen Rat, der schon seinerzeit die Stirn hatte unseren Herrn und Erlöser Jesus Christus zum Kreuzestod zu verurteilen – und nun erwägt, alle Judasse zu vereinigen, einst durch den Zorn Gottes über das ganze Antlitz der Erde verstreut, und sie zur Vernichtung der Kirche Christi und ... zur Ausrufung des falschen Messias anzutreiben.*¹⁶

Auf diese Weise zeichnete sich Napoleon, neben seiner Hingabe an die Ziele der französischen Revolution (was bereits als Synonym der Gottlosigkeit fungierte), auch noch durch Züge des falschen Messias aus, nach biblischen Motiven der Apokalypse also des Verkünders des Zweiten Erscheinens Christi. Anders gesagt, im Text der „Erklärung des Synods“ wird Napoleon direkt an den Antichristen angeglichen.

Apokalyptische Motive in der offiziellen Rhetorik von Regierung und Kirche traten allerdings nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Tilsit 1807 zwischen Russland und Frankreich für eine gewisse Zeit wieder ganz in den Hintergrund. Alexander I. gab die Direktive aus, in Zukunft auf dämonisierende Darstellungen Napoleons zu verzichten.¹⁷ Es gibt allerdings Hinweise darauf, dass einige kirchliche Hierarchen durchaus ihre Zweifel an der Legitimität dieses diskursiven Waffenstillstandes mit Napoleon hatten. So schrieb zum Beispiel Metropolit Filaret (Drozdov) von Moskau viele Jahre später: „Es ist schwierig in die politische Sphäre einzutreten, ohne mit dem Gebiet des Geistlichen in Konflikt zu geraten. Hat man aber diesen Weg einmal betreten, zeigt sich alsbald eine gewisse Notwendigkeit, weiter auf ihm zu gehen, und es zieht einen sogar dorthin, wohin man ungern folgt. Im Krieg von 1806 und 1807 etwa benannte der Heiligste Synod, in

15 I. Ambracumov, *Obraz Napoleona I v russkoj oficial'noj propagande, publicistike i obščestvennom soznanii pervoj četverti XIX veka*, online: <http://www.museum.ru/1812/library/Ambartsumov/part02.html>.

16 S. Čimarov, *Russkaja Pravoslavnaja Cerkov'* (Anm. 7), S. 55-58; L. Mel'nikova, *Russkaja Pravoslavnaja Cerkov'* (Anm. 7), S. 45f.

17 N. Švedova, *Zlych furij svetoch* (Anm. 1), S.11.

der Meinung, damit der Regierung große Unterstützung zu leisten, Napoleon als Antichrist. Wenig später allerdings schloss man mit dem Antichristen Frieden.“¹⁸

Die Uneinigkeit in Rhetorik und Strategie gegenüber Napoleon hatte ihre innerrussischen Ursachen. Den Kirchenleuten folgte ein Teil der konservativen Aristokratie, für die Napoleon weiter der Erbe der französischen Revolution und damit ein gefährlicher Verbreiter liberaler Ideen und ein falscher Erzieher war.¹⁹ Das brachte auch diejenigen Russen der politischen Elite in Misskredit, die sich am Beispiel der napoleonischen Reformen orientieren wollten. Michael Pesenson analysiert in seinen Forschungen zum russischen apokalyptischen Diskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Detail die Ziele der „Dämonisierung“ Napoleons in der weltlichen Poesie jener Zeit: Schon lange vor dem Einfall von 1812 suchten die russischen Konservativen, aus Sorge vor den ihrer Ansicht nach zerstörerischen Einflüssen der Landreformen Michail Speranskij,²⁰ das öffentliche Image des französischen Imperators abzuwerten, an dem sich die Reformer ihrerseits orientierten.²¹ Sie versahen deswegen Napoleon mit Attributen wie dem des „neuen Attila“, des „Übeltäters“, des „blutigen Tyrannen“ usw.

Solche Tendenzen zur Dramatisierung und Dämonisierung verstärkten sich, als 1812 die napoleonische Armee russisches Gebiet betrat. Auch für die offizielle politische Linie war aus dem Verbündeten wieder ein Gegner geworden, gegen den es zur Verteidigung von Sittlichkeit und göttlicher Ordnung in den Kampf zu ziehen galt. In den Manifesten Alexanders I. erschienen neue religiös-patriotische Motive vom „Kampf des Kreuzes“ mit dem bösen Feind.²² Dieser Topos implizierte nicht nur einen absoluten Gegensatz von gut und böse. Er sah auch, ganz im Sinne des Neuen Testaments, den endgültigen Sieg des Guten – Christus, der himmlischen Mächte und, in diesem Falle, Russlands – voraus. Autor der zarischen Ukaze, Aufrufe und Manifeste war Admiral Aleksandr Šiškov, der am Vorabend des Krieges Speranskij als Erster Staatssekretär abgelöst hatte. Wie Andrej Sorin bemerkt hat, erwähnte Šiškov „in den Manifesten von 1812 Napoleon selbst ausgesprochen selten, gab stattdessen ausgesuchten Formulierungen wie ‚Feind‘, ‚Gegner‘ den Vorzug, und bezeichnete damit das Oberhaupt Frankreichs, dessen Armee und den französischen Staat gleichermaßen.“ Folglich existierte in der Einschätzung der russischen Führung schon kein Unterschied mehr zwischen dem „korsischen Usurpator“ und der Nation, die ihn gewählt hatte. Frankreich – das Frankreich der Revolution – hat den Anführer, den es verdiente. Als Beispiel hierfür führt Sorin folgendes Fragment aus einem Schreiben Šiškovs an:

18 Pis'ma mitropolita Moskovskogo Filareta k namestniku Svjato-Troickija Sergijevy Lavry archimandritu Antoniju (1831–1867), Bd. 3: 1850–1856, Moskau 1883, S. 391.

19 M. Pesenson, Napoleon Bonaparte and apocalyptic discourse in Early Nineteenth-Century Russia, in: *The Russian Review* 65 (2006), S. 373–392, S. 383; A. Martin, *Romantics, Reformers, Reactionaries: Russian Conservative Thought and Politics in the Reign of Alexander I.*, DeKalb 1997, S. 47.

20 M. Raëff, *Michael Speransky: statesman of imperial Russia, 1772–1839*, The Hague 1969.

21 M. Pesenson, *Napoleon Bonaparte* (Anm. 19), S. 383.

22 L. Mel'nikova, *Russkaja Pravoslavnaja Cerkov'* (Anm. 7), S. 56.

Hätte er denn wohl [...] seinen Geist der Raserei und Böswilligkeit Millionen von Herzen einhauchen können, wenn diese Herzen nicht ihrerseits schon verdorben gewesen wären, und Sittenlosigkeit atmeten? [...] Obwohl, natürlich, in jedem Volk kann es Ungeheuer geben; allerdings, wenn nun in einem ganzen Heer alles und jeder als solche Ungeheuer, Räuber, Brandstifter, Zerstörer der Unschuld, Beleidiger der Menschheit, Lästere des Heiligen selbst, so ist es wohl unmöglich, dass in einem solchen Volk und in einem solchen Staat gute Sitten herrschen.²³

Die Dämonisierung Frankreichs stieß natürlich auf ein schwer zu überwindendes Problem, da sich noch bis vor kurzem alles Französische, oft einschließlich der revolutionären Ideale, großer Beliebtheit bei der russischen Elite erfreut hatte. Die herrschenden Kreise, vor allem die Regierung und konservative Literaten, suchten nunmehr dieses Publikum von seiner Begeisterung für französische Kultur, Sprache, Literatur und Mode abzubringen.²⁴ Die Sakralisierung des Krieges und die Dämonisierung alles Französischen ließen keinen Platz mehr für die so genannten Gallomanen in der neu zu konstruierenden russischen Gesellschaft. Zugleich wurde Kaiser Alexander I. in den Rang eines Werkzeugs der göttlichen Vorsehung erhoben und als christlicher Herrscher bezeichnet, fähig und ausersehen, dem metaphysischen Bösen entgegen zu treten.

Die Kirche gesellte sich jetzt wieder bereitwillig zu den Konservativen. Über den Angriff Napoleons schrieben und redeten in Predigten in dieser Zeit auch viele kirchliche Protagonisten und behandelten den Konflikt nicht nur als Erprobung des russischen Volkes und seines Zaren, sondern auch als einen Widerstreit kosmischer Kräfte. Im Text eines erneuten Aufrufes des Synods an das Volk, gleich nach Beginn des Krieges 1812, wurde noch einmal unterstrichen, dass „das französische Volk die allein rechtmäßige Herrschaft, und die christlichen Altäre zu Fall zu bringen versuche“, und dadurch die „rächende Hand des Herrn“ auf sich gezogen habe²⁵.

Es sind allerdings keine Zeugnisse überliefert darüber, dass Napoleon direkt von der kirchlichen Kanzel herab als der Antichrist ausgerufen worden wäre. Doch wurden kabbalistische Zahlenspiele eines Dorpater Professors²⁶, in denen der Name Napoleons „die Zahl des großen Ungeheuers, 666“, ergab, von Militärgeistlichen unter Soldaten verteilt und erhielten auf diese Weise weite Verbreitung.²⁷ In den Predigten der Zeit wurde das Bild Napoleons entworfen als „Dieb“, „Räuber“, „nicht purpurborener Zar“, ferner als „Entführer der Krone der römischen Caesaren“.²⁸ Diese eher politisch anmutende Argumentation gegen den Revolutionär und Usurpator wurde jedoch in apokalyptische Dimensionen übergeleitet: Eine Vielzahl biblischer Zitate kündete vom Ende der Welt und

23 Zapiski, mnenija i perepiska admirala A.S. Šiškova, Bd. 1, Berlin 1870, S. 441; A. Zorin, Kormja dvuglavogo orla... Russkaja literatura i gosudarstvennaja ideologija v poslednej treti XVIII – pervoj treti XIX veka, Moskau 2001, S. 251.

24 A. Zorin, Kormja dvuglavogo orla (Anm. 23), S. 251.

25 L. Mel'nikova, Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' (Anm. 7), S. 54.

26 Wilhelm Friedrich Hezel, siehe S. Čimarov, Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' (Anm. 7), S. 81.

27 S. Čimarov, Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' (Anm. 7), S. 80-82.

28 Ebenda, S. 66.

bezeichnete Napoleon als „stolzen und böartigen Pharao“.²⁹ „Hören wir nicht schon das Ende der großen Predigt aller Welt, spricht doch dies Evangelium selbst zu allen Geschöpfen, und dann kommt das Ende“, schrieb 1814 der Rektor der St. Petersburger geistlichen Akademie, der zukünftige Metropolit von Moskau und Heilige Filaret (Drozdov).³⁰ Es ging um eine besondere russische historische Mission – die Erschaffung von christlicher Ordnung in ganz Europa:

*Die Geißel Gottes trifft Europa so, dass ihre Schläge sich weitergeben über alle Enden des Erdkreises. Hört auf die Stimme des Strafenden, und wendet Euch ihm zu, so dass er zu Eurem Retter wird. Heute, gottgesegnetes Russland, erkenne Deine Größe und schlummere nicht, erhalte die Fundamente, auf denen sie errichtet ist.*³¹

Ihm folgte der damalige Metropolit von Novgorod und St. Petersburg, Ambrosij, als er schrieb:

*Russen! O Volk! Ruhm unserer Zaren, Ehre der Orthodoxen Kirche, Festung des Vaterlandes, Zier der russischen Lande, Hoffnung des leidenden Europa! Folgt rasch und furchtlos dem Euch vorbestimmten göttlichen Pfad... Glaubte ohne Zweifel, so wie Euch Gott selbst vorangeht zur Verteidigung aller, die auf Ihn bauen.*³²

Es verwundert kaum, dass solcherlei Worte, von der kirchlichen Kanzel ausgerufen, gleichsam weiter zogen in mündliche Überlieferungen vom Napoleon-Antichrist, die dann später in der russischen Presse gedruckt wurden (zum Beispiel im „Napoleander“ oder in verschiedenen „Visionen Napoleons“).³³ Vermutlich gehörte auch die oben erwähnte „Echte Vision und Gespräch Napoleons mit dem Satan“, die Ivan Terebenev dann illustrierte, zu dieser Kategorie von Texten.

2. Napoleon-Antichrist in der westeuropäischen Karikatur

Bei aller Dramatik hat doch, wie ein erster Vergleich zeigt, die russische anti-napoleonische Propaganda nichts Neues zum allgemeuropäischen literarisch-künstlerischen Image Napoleons hinzugefügt. Praktisch alle erwähnten Motive existierten bereits in europäischen mystischen Reflexionen über die Rolle Napoleons in der Weltgeschichte. Besonders populär waren auch im Westen jene kabbalistischen Berechnungen, die den

29 Ebenda.

30 Zit. nach A. Zorin, *Kormja dvuglavogo orla* (Anm. 23), S. 265; V. Parsamov, *Biblejskij narrativ vojny 1812–1814 godov, Istorija i povestvovanije*, Moskau 2006, S. 100-121.

31 Filaret (Drozdov), *Rassuždenije o npravstvennych pričinach neimovernych uspechov nashich v vojne s Francuzami 1812 goda*, in: *Sobranije obrazcovych russkich sočinenij i perevodov v proze* Bd. 2, St. Petersburg 1822, S. 184f.; A. Zorin, *Kormja dvuglavogo orla* (Anm. 23), S. 264. Mehr über Filarets-Predigt: V. Zubov, *Russkije propovedniki: Očerki po istorii russkoj propovedi*, Moskau 2001.

32 Zit. nach L. Mel'nikova, *Russkaja Pravoslavnaja Cerkov'* (Anm. 7), S. 57. Zur Popularität von Vorstellungen über Napoleon als Antichrist oder neuem Messias unter den russischen Altgläubigen vgl. M. Wesling, *Napoleon in Russian Cultural Mythology* (Anm. 13), S. 84-90; M. Pesenson, *Napoleon Bonaparte* (Anm. 19), S. 388-392.

33 Mehr in: M. Wesling, *Napoleon in Russian Cultural Mythology* (Anm. 13), 74-78.

Namen Napoleons in Verbindung brachten mit der „Zahl des apokalyptischen Ungeheuers“³⁴. Ebenso häufig wiederholten sich die bekannten Vergleiche des französischen Herrschers mit dem „Ungeheuer“, „Gottlosen“, „Zerstörer“, oder einfach dem „Sohn der Sünde“. Solche Texte wurden zuweilen auch schon in russischer Übersetzung gedruckt.³⁵ Interessanterweise schrieben auch einige westeuropäische mystische Autoren die messianische Rolle im Kampf mit diesem metaphysischen Bösen Russland zu. Hier verweist Pesenson besonders auf den deutschen Denker Johann Heinrich Jung-Stilling. Diesem gelang es sogar, seine Beobachtungen und Vorhersagen dem russischen Kaiser bei einem Treffen im Jahr 1814 persönlich zu überreichen.³⁶

Im Kontext der Kritik an Napoleon erlebte die Karikatur in Westeuropa einen bislang einmaligen Aufschwung. So meint Alexander Broadley sogar, Napoleon sei in größerem Ausmaß karikiert worden als jeder andere Mensch.³⁷ In allen Ländern, die sich zeitweise in einer antinapoleonischen Koalition befanden, bildeten sich Schulen von Karikaturisten, die die negativen Seiten des französischen Herrschers und seiner Armee aufs Korn nahmen.³⁸ Sie schufen die visuelle Seite der so genannten „schwarzen“ Legende Napoleons.³⁹ Auch in Frankreich selbst erfreute sich in der Periode zwischen 1799 und 1804, und nochmals zwischen 1813 und 1815 die royalistische anti-napoleonische Karikatur beträchtlicher Popularität.⁴⁰

Makabre, auf dunkle Mächte und dämonische Kräfte anspielende Allegorien im Zusammenhang mit den napoleonischen Kriegen finden sich nahezu überall. Weithin bekannt war etwa die karikierende Darstellung des deutschen Künstlers Johann Michael Voltz „Triumph des Jahres 1813“ (Bild 2). In Berlin verbreitete sich diese Gravur im Verlauf einer Woche in einer Auflage von 20.000 Exemplaren,⁴¹ weitere Karikaturisten in Italien, England, Spanien, Schweden und schließlich in Russland kopierten sie.

Die Aufschrift auf der deutschen Karikatur erklärt den Sinn der Darstellung: „Das Gesicht bilden einige Leichen, von denen Hunderttausenden, welche seine Ruhmsucht opferte. Der Kragen ist der große Blutstrom, welcher für seinen Ehrgeiz so lange fließen musste. Allein in der Epauletten ist die mächtige Gotteshand ausgestreckt, welche das Gewebe zerreißt.“

34 S. Semmel, *Napoleon and the British*, New Haven, CT 2003, S. 83-89; B. McGinn, *Antichrist: two thousand years of the human fascination with evil*, San Francisco 1994, S. 242-245.

35 In der Zeitschrift „Sohn des Vaterlandes“ (*Syn otečestva*) wurde 1812 ein aus dem Spanischen übersetzter „bürgerlicher Katechismus“ veröffentlicht, mit folgender Charakteristik Napoleons: „Frage: Wieviele Naturen hat er? Antwort: Zwei, eine satanische und eine menschliche. Frage: Von woher kam Napoleon? Antwort: Von der Hölle und der Sünde“, in: *Syn otečestva*, 2 (1812), S. 53-59.

36 M. Pesenson, *Napoleon Bonaparte* (Anm. 19), S. 378.

37 A. Broadley, *Napoleon in caricature, 1795–1821*, Vol. 1, London, New York 1911, S. x.

38 C. Clerc, *La caricature contre Napoléon*, Paris 1985.

39 J. Tulard, *L'Anti-Napoleon, la legende noire de l'Empereur*, Paris 1965.

40 J. Champfleury, *Histoire de la caricature: sous la République, l'Empire et la Restauration*, Paris 1877, S. 291-307.

41 C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no. 61. Von anderen deutschen Karikaturisten die das Bild Napoleons „dämonisieren“, ist Gottfried Schadow zu erwähnen, besonders dessen Arbeit „Napoleon empfängt Beelzebubs Segen“.



Bild 3. *Das ist mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe* (1813–1814)⁴⁴

Generell ist das Bild Napoleons als Dämon, und damit nicht allein als Sünder, sondern als Teil der Unterwelten, ein recht verbreitetes Sujet der westeuropäischen Karikatur. Als Beispiel sei hier die Doppelkarikatur „The Magical Painting“ angeführt, die in England, Frankreich und Deutschland bekannt war. Diese stellt zuerst die Figur des Satans dar. In einer zweiten Abbildung wird der Schatten des Teufels gezeigt, der eindeutig als Napoleon zu erkennen ist. Auch wenn das Gesicht und die Kleidung von Napoleon und Satan sich unterscheiden, so sind Kontur und Pose doch dieselben. Napoleon erscheint als Spiegelung des Satans.⁴⁵ Eine andere französische Karikatur stellt Napoleon als biblische

44 Anne S. K. Brown Military Collection (Anm. 42).

45 C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no. XVI.

Schlange dar.⁴⁶ Eine weitere Karikatur ist das Parodiebild nach Michelangelos „Jüngstem Gericht“ wo die ganze Familie Napoleons auf dem Sünder-Schiff des Charon, des Fährmannes in die Unterwelt sitzt.⁴⁷

Am konsequentesten aber haben wohl die englischen Karikaturisten Napoleon als Antichristen dargestellt. Ihnen ist übrigens die reichste – nach Quantität und Qualität – Sammlung anti-napoleonischer satirischer Gravuren zuzuordnen. Die antinapoleonischen englischen Karikaturen, voll mit religiösen Symbolen, erhielten in der Literatur den Namen *odium theologicum* („theologischer Hass“).⁴⁸ In der Regel handelte es sich um Illustrationen zu theologischen Traktaten des prophetischen Genres, die von der Bestrafung Napoleons im Jüngsten Gericht berichteten. Häufig ging es wiederum um die schon erwähnte kabbalistische Zahlenmystik rund um den Namen des französischen Imperators.

Besonders fruchtbar war in dieser Hinsicht der britische Künstler Thomas Rowlandson, dem etwa die satirische Gravur „Beast as described in Revelation, Chap. 13. Resembling Napoleon Bounaparte“ (1808) (Bild 4)⁴⁹ zugeordnet wird. Die Figur Spaniens attackiert Korsika (Napoleons Heimat), welches als siebenköpfiges Ungeheuer erscheint, markiert mit der Zahl „666“. Soweit die Verbindung zur biblischen Apokalypse – die in die Zeichnung eingefügten Textelemente aber sind direkte Anspielungen auf die aktuelle Politik, die somit ihre tiefere Interpretation erfährt. Die Kronen sind beschriftet als die von Neapel, Österreich, Holland, Dänemark, Russland, Preußen und Frankreich, und verweisen auf die Gebiete die sich im Krieg mit Spanien befinden. Sobald Spanien Napoleons Kopf vom Rumpf des Untiers trennt, fallen die Kronen herab zu Füßen der allegorischen Figur der Hoffnung, die herbei eilt um die Kronen in ihrer Schürze zu fangen.

Analoge Darstellungen finden sich ebenso in weiteren Arbeiten Rowlandsons,⁵⁰ und in Karikaturen anderer englischer Künstler.⁵¹

46 J. B. Gautier, *La traversée vers Sainte-Hélène se poursuit* (1815), C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no. 162.

47 *Jugement Dernier. La Barque de Charon* (1815), in: A. Broadley, *Napoleon in caricature, 1795–1821*, Vol. 2, London, New York 1911, S. 82f.

48 A. Broadley, *Napoleon in caricature*, Vol. 2 (Anm. 47), S. 218-231.

49 Ebenda, S. 226.

50 Zum Beispiel, die Kupferstiche *Hell hounds rallying round the idol of France* (1815), in: C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no. XIV; *Plump to the Devil we boldly kick'd both Nap and his partner Joe* (1813), online: Anne S. K. Brown Military Collection (Anm. 42); *Prophecy explained* (1808), online: Anne S.K. Brown Military Collection (Anm. 42).

51 J. Gillrays *Valley of the shadow of death* (1808), in: C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no. VII, und *St. George and the Dragon* (1805), online: Anne S.K. Brown Military Collection (Anm. 42); E. Strattons *The wages of sin is death: a characteristic design for the arms of Bonaparte* (1804), online: Anne S.K. Brown Military Collection (Anm. 42); G. Cruikshanks *Trip-Hell alliance* (1813), online: Anne S.K. Brown Military Collection (Anm. 42); und J. Girtins *Bonaparte. The Monstrous Beast* (1803).



Bild 4. Thomas Rowlandson, *Beast as described in revelations, chap. 13* (1808)⁵²

Napoleon als Antichrist, als Sohn des Satans oder einfach als Dämon, Napoleon als Tod und Napoleon als Sünder – dies sind die wichtigsten Motive, aus denen sich der sakral-visuelle Komplex westeuropäischer Karikaturisten der Zeit zusammensetzt. Im „Heiligen Krieg“ der Bilder steht Napoleon auf der dunklen Seite. Dabei geht es um seine individuelle Person und weniger um Frankreich als Gesamtheit. Das Bild Frankreichs wird in der westlichen antinapoleonischen Karikatur allgemein selten personifiziert.⁵³ Das französische Volk erscheint in den Augen der europäischen Nachbarn weniger als Täter denn vielmehr als Napoleons erstes Opfer. Entsprechend werden Franzosen vor allem als Legionäre⁵⁴ oder aber als hungerndes und unglückliches Volk dargestellt – in beiden Fällen sind sie Opfer des „dämonischen Hochmuts“ Napoleons. Darstellungen des hungernden Volkes finden sich häufig in französischen royalistischen Karikaturen, die für eine solche Tendenz auch bei anderen europäischen Karikaturisten wohl den entscheidenden Impuls lieferten.⁵⁵

52 Anne S. K. Brown Military Collection (Anm. 42).

53 Ein Beispiel: W. Hone, *After-piece to the tragedy of Waterloo – or – Madame François and her managers!!!* (1815), online: Anne S. K. Brown Military Collection (Anm. 42).

54 Z. B. I. Cruikshank, *Apollyon the Devil's Generalissimo, addressing his legions* (1808), online: Anne S.K. Brown Military Collection (Anm. 42).

55 Z. B. F. Dubois, *Sujet allégorique* (1815). C. Clerc, *La caricature contre Napoléon* (Anm. 38), no.78.

Dem verkörperten Bösen in der Person Napoleons stehen die göttlichen Mächte gegenüber. Dem Kampf mit dem Satan-Napoleon wird damit ein Sinn nach Art des „Heiligen Krieges“ zugeschrieben. Die Komposition von göttlichen Mächten variiert in Abhängigkeit von der nationalen Herkunft der Karikaturisten und der jeweils entsprechenden politischen Konstellation. Entweder sind es einfach himmlische Mächte oder Repräsentanten der mit Napoleon kämpfenden Armeen oder königliche Persönlichkeiten, die das Gute verkörpern. So stellt etwa die französische Gravur „Le Songe“ (1815) eine Vision Napoleons dar. Der abgebildete Kaiser sieht in den Wolken den Geist des ermordeten Duc d’Enghien. Die Bildunterschrift lautet: „[...] er ist ein strafender Gott!“⁵⁶. Ebenso interessant ist in diesem Zusammenhang die französische Karikatur von Claude-Louis Desrais und Beaulé le Jeune, betitelt „La Paix de l’Europe“ (1814) (Bild 5). Der Fall Napoleons in die Fänge des Dämons ist hier dargestellt als Sturz vom kaiserlichen Thron.

Die göttliche Hand schleudert nicht nur die Krone Napoleons zu Boden, sondern stürzt auch seine Person buchstäblich vom Podest. Dem abgewandten Herrscher in Begleitung des Dämons steht kompositorisch der Engel des Friedens mit Lilienzweigen und Ölbaumzweigen in der Hand gegenüber. Der Unterschrift der Gravur nach zu urteilen könnte diese Figur König Ludwig XVIII. symbolisieren (die Lilie war das Wappensymbol der Bourbonen). Dergestalt ist der „Heilige Krieg“ abgebildet als Kampf zur Wiederherstellung der rechtmäßigen Dynastie.

3. „Der Heilige Krieg“? Napoleon-Feindbild in der russischen Karikatur

Der Einfall der napoleonischen Armee in Russland 1812 gilt in der Forschung ebenso wie im populären Geschichtsbild als wichtiges, wenn nicht gar entscheidendes Movens für das Entstehen eines russischen Patriotismus.⁵⁷ Zugleich wurde das Ereignis zur Geburtsstunde der russischen Karikatur. Historiker und Kunsthistoriker streiten bis jetzt darüber, inwieweit man satirische Bildwerke zu Sujets des Krieges von 1812 als selbständiges künstlerisches Genre bezeichnen kann,⁵⁸ und inwieweit sie etwa als Fortsetzung russischer farbiger Volksbilderbogen, sogenannter *lubki*, zu gelten haben.⁵⁹

56 Gemeint ist Louis Antoine Henri de Bourbon-Condé, Herzog von Enghien, den Napoleon im 1804 erschießen ließ. C. Clerc, La caricature contre Napoléon (Anm. 38), no. 48. Auf eine andere französische post-Waterloo Karikatur Nicolas cœur de tigre (1815) der Tod hält ein Tuch mit demselben Text. C. Clerc, La caricature contre Napoléon (Anm. 38), no.164.

57 A. Zorin, Kormja dvuglavogo orla (Anm. 23), Kap. 5-7.

58 Z. B. J. Bowlit, Art and Violence: The Russian Caricature in the Early Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: 20th Century Studies 13/14 (1975), S. 56-76; K. Kuz'minskij, Otečestvennaja vojna v živoj istorii, in: Otečestvennaja vojna i russkoe obščestvo, Bd.5, Moskau 1912, S. 192-235.

59 S. Norris, A War of Images. Russian Popular Prints, Wartime Culture, and National Identity 1812–1945, DeKalb 2006, S. 12, Fußnote 9. M. Peltzer, Imagerie populaire et caricature: la graphique politique antinapoleonienne en Russie et ses antécédents pétroviens, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 48 (1985), S. 189-221, S. 203. Da Dmitrij Roviskij Karikaturen zu Themen von 1812 in seinen Katalog russischer Volksbilder aufgenommen hat, kann man vermuten, dass er diese Ansicht teilt: D. Roviskij, Russkie narodnye kartinki, Bd. 2 (Anm. 5). Grund-



Bild 5. Claude-Louis Desrais und Beaublé le Jeune, *La paix de l'Europe* (1814)⁶⁰

legend zu den *lubki*. Ju. Ovsjannikov, *Lubok. Russkije narodnye kartinki XVII-XVIII vv.*, Moskau 1968.
60 Anne S. K. Brown Military Collection (Anm. 42).

Tatsächlich ist die Frage der Kategorisierung von Karikaturen zu 1812 direkt verbunden mit dem Problem, inwieweit man diese Abbildungen als effektives Propagandamittel für ein im Wesentlichen ungebildetes Publikum verstehen kann. Will man der Meinung derjenigen Forscher zustimmen,⁶¹ die eine weite Verbreitung von Ausdrucksmitteln, Sprache der Aufschriften und Methoden der Popularisierung der anti-napoleonischen Karikaturen und der genannten Volksbilderbogen unterstreichen, so haben wir es mit einer Methode der Kommunikation zu tun, die den Intellektuellen die Möglichkeit verschafft, mit den „Emotionen der Landesgenossen“ zu arbeiten.⁶² Folglich ließe sich mit Hilfe der Karikaturen verfolgen, wie Ideen und Motive mit Ursprung in den Reihen der staatlichen, kirchlichen oder intellektuellen Eliten zunehmend eine „soziale Basis“ gewannen. Die Karikatur würde so zu einer „sozialen Botschaft“, ausgesandt zu Begründung einer sichtbaren Solidarität der gesellschaftlichen Schichten und damit zu einem klassischen Element des *nation-building*. Sie sollte dann unter den Bedingungen der äußeren Bedrohung des Krieges mit Frankreich patriotische und religiöse Gefühle wecken. Eine andere Seite in der Forschung⁶³ argumentiert allerdings, dass die Mehrzahl der russischen Karikaturen zum Thema des Krieges 1812 erst in den Jahren 1813–1815 gefertigt wurden, als sich die französische Armee wieder weit außerhalb der Grenzen des Russischen Reiches befand. Stellt man dies in Rechnung, so verändert sich die Bedeutung einer Karikatur von Napoleon und seiner Umgebung in gewisser Weise. Die unmittelbare existentielle Bedrohung war verschwunden, die Künstler zeichneten den „Nachklang“ Napoleons. Daher hätte die Adressierung der Volksmassen und die Kommunikation patriotischer und religiöser Ideen mit Hilfe der genannten Volksbilderbogen, nach der Meinung diese Forschungsrichtung kaum den unmittelbaren Sinn der Mobilisierung zum Krieg gehabt. Zudem nahmen die russischen Karikaturisten häufig nicht die Volksbilder, sondern die Arbeiten ihrer ausländischen Berufskollegen zur Vorlage. Das heißt dann wiederum, dass diese Karikaturen vor allem an ein gebildetes Publikum gerichtet waren und mit der „Mobilisierung des Volkes“ wenig zu tun hatten. Waren also die Karikaturen eine Kunst mit nationaler Zielrichtung oder eher eine elitäre Angelegenheit? Eindeutig ist die Frage nicht zu beantworten. Tatsächlich wurden Karikaturen zu Themen von 1812 in Russland in zwei Formen verbreitet – als Illustrationen zu Journalen, und als „fliegende Blätter“, die auf den Märkten zu kleinen Preisen verkauft wurden. Bei den Journalen handelte es sich um die zwei Petersburger Zeitschriften „Sohn des Vaterlandes“ (*Syn otečestva*) und „Der russische Bote“ (*Russkij vestnik*). Beide hatten eine patriotische Ausrichtung, und beide widmeten sich der Schöpfung von Anekdoten und lehrhaften Geschichten im Zusammenhang mit dem Einfall der napoleonischen Armee. Die Zeitschriften stilisierten ihre Texte nach Art der Volkserzählungen (*byliny*) und begleiteten diese mit Karikaturen nach Art der Volksbilderbogen. Auf diese Weise wurden diese Publikationen zunächst gebildeten Lesern verkauft und hatten

61 Z. B. E. Višlenkova, *Vizualnoe narodovedenie imperii* (Anm. 1), S. 155.

62 Ebenda, S. 154.

63 Z. B. K. Kuz'minskij, *Otečestvennaja vojna v živopisi* (Anm. 59), S. 210-218.

gleichsam die Re-Popularisierung der *lubok*-Tradition unter den Eliten zum Ziel. Erst nach der Veröffentlichung in Zeitschriften wurden Karikaturen dann einzeln auf den Marktplätzen für wenig Geld verkauft und dienten als anti-napoleonisches Propaganda-Medium auch für die unteren Schichten. Hier hatte die Bildsprache des *lubok* dann tatsächlich mobilisierenden Charakter. Zugleich zeugte die „verspätete“ Blüte satirischer anti-napoleonischer Karikaturen vom Versuch, im Bewusstsein der unteren Schichten der Gesellschaft den Stolz auf die Kriegserrungenschaften zu „untermauern“, und eine allgemeine Memoria der Ereignisse von 1812 zu begründen.

Warum sind nun diese Fragen wesentlich für die weitere Erforschung der Frage nach dem „apokalyptischen Image“ Napoleons und seiner Armee in der russischen Karikatur? Es geht darum, dass die russischen Karikaturisten es wohl als zweckdienlich betrachteten, die aus der offiziellen Propaganda und der kirchlichen Predigt bekannten satirischen Bilder Napoleons an die Vorstellungsformen der Volksbilderbogen anzupassen. Sie richteten sich an die unteren sozialen Schichten und suchten nach einer für diese verständlichen Bildsprache. Die Frage ist, inwieweit diese Anpassung hinsichtlich apokalyptischer Sujets und der Motive eines „Heiligen Krieges“ erfolgreich war. Ich werde im Folgenden zu zeigen versuchen, dass die russischen Karikaturisten, anders als die westeuropäischen Künstler, bei Darstellungen des französischen Kaisers und seiner Armee in Wirklichkeit eher selten eine apokalyptische Symbolik benutzten. Mehr Aufmerksamkeit bekam stattdessen in ihren Hervorbringungen die Karikierung der menschlichen Schwächen des Gegners und das Loblied auf die Qualitäten der russischen Bauern und Soldaten.

Der Satz Karikaturen zu 1812 umfasst ungefähr 200 Abbildungen.⁶⁴ Bei den meisten davon ist der Autor unbekannt. Als die populärsten unter ihnen gelten die satirischen Gravuren von Ivan Terebenev (1780–1815), Aleksej Venecianov (1780–1847) und Ivan Ivanov (1799–1848). Noch vor Beginn des Feldzuges von 1812 gibt Venecianov das so genannte „Karikaturenjournal: Das Jahr 1808 in Persönlichkeiten“ („Žurnal karikatur na 1808 god v licach“)⁶⁵ heraus, worin verschiedene „gallomanische“ Gewohnheiten des russischen Adels aufs Korn genommen werden. Unter anderen gehört hierzu der „Französische Friseur“ (1812) (Bild 6). Der verbreitet Wunsch, sich nach französischer Manier auszustaffieren, wird von Venecianov nicht einfach als modische Grille dargestellt, sondern als Phänomen aus der Welt des Bösen. Die „auf die Hinterbeine gestellte“ französische Frisur wandelt sich auf dem Kopf des russischen Adligen zu Teufelshörnern.⁶⁶ Das „Journal der Karikaturen“ wurde bald von der Zensur verboten wegen der darin enthaltenen Kritik der höfischen Kreise, aber das Interesse an sozialer Satire blieb bei Venecianov bestehen, und fand im Weiteren Ausdruck in seinen anti-napoleo-

64 Vereščagins Katalog umfasst 255 Titel. V. Vereščagin, *Russkaja karikatura i Otečestvennaja vojna*, Bd. 2: Terebenev, Venecianov, Ivanov, Sankt Peterburg 1912.

65 Ebenda, S. 57–62. Vgl. auch Stephen Norris' Beitrag zu diesem Band.

66 K. Kuz'minskij, *Otečestvennaja vojna v živopisi* (Anm. 59), S. 206. Hier sei daran erinnert, dass in der altrussischen ikonographischen Tradition ein explizites Kennzeichen, das auf eine unreine Macht hinweist, der „Schopf“, der „zu Berge stehenden“, hoch stehenden Haare ist. Vgl. D. Antonov, M. Majzulis, *Demony i grešniki v drevnerusskoj ikonografii: Semiotika obraza*, Moskau 2011.

nischen Karikaturen. Hier ist zu bemerken, dass die Karikierung der Frankophilie in der russischen Gesellschaft in der russischen Karikatur ein populäres Thema während des ganzen folgenden Jahrzehnts blieb.



Bild 6. Aleksey Venecianov, *Französischer Friseur* (1812)⁶⁷

Der Einfall der napoleonischen Armee regte die Künstler an zur Ausarbeitung einer Reihe von neuen Sujets, die sich in mehrere Gruppen einteilen lassen. Zum ersten gibt es hier Blätter mit Darstellungen der Heldentaten der russischen Soldaten und Bauern sowie andere Karikaturen, die die Furchtsamkeit und Feigheit der Franzosen beim Verlassen von Hauptstadt und Land illustrieren. Zum zweiten existieren Karikaturen, deren Ziel die Karikierung von Napoleon selbst ist, und die ihn in unansehnlicher, teils anstößiger Form zeigen.⁶⁸ Bei der Untersuchung von Selbst- und Fremd-Bildern von 1812 unterscheidet Elena Višlenkova die folgenden prinzipiellen Motive bei der Darstellung Napoleons und der Franzosen: Sie sind weiblich; sie haben lange Nasen (als Zeichen von Egoismus und Unzüchtigkeit) und geöffnete Münder (als Zeichen von Dummheit); sie tragen zerrissene Kleidung und leiden unter Hunger und Kälte; sie sind tierähnlich, vor allem feige wie Hasen.⁶⁹

67 V. Vereščagin, *Russkaja karikatura* (Anm. 64), S. 57.

68 S. Norris, *A War of Images* (Anm. 60), S. 13-19.

69 E. Višlenkova, *Vizualnoe narodovedenie imperii* (Anm. 1), S. 184-188.

Die französischen Militärs erscheinen entweder als „böartige Gewalttäter, oder auch getäuschte Marionetten, mit denen man jonglieren kann“. ⁷⁰ In den Aufschriften zu den Karikaturen werden die Franzosen bezeichnet als „Ungläubige“ (busurmany), „mousier“ (musje, eine diminutive Form von monseigneur), „überseeisches Gesindel“, „hungrige Ratten,“ usw. So vermochten die russischen Karikaturisten beim Bild Napoleons und seiner Armee die „dämonischen“ Attribute zu vermeiden, die zur gleichen Zeit in Westeuropa so populär waren. Auf satirischen Gravuren ist kein übergroßes Untier und auch kein siebenköpfiger Drache zu finden, der Napoleon symbolisieren sollte. Ebenso fehlt die mystische Interpretation des Namens des französischen Kaisers im Kontext der „Zahl des apokalyptischen Ungeheuers“. Napoleon und die Grande Armée wurden vielmehr geradezu lächerlich gemacht, um die Situation zu entschärfen und so einen neuen russischen Stolz zu ermöglichen. Diese Strategie kann verknüpft werden mit einer langen orthodoxen Tradition bildlicher Darstellung von Feinden und Dämonen. Personifizierung Dämonen auf Darstellungen des Jüngsten Gerichtes und der Apokalypse werden auffällig wenig Angst erweckend, zuweilen gar komisch und grotesk gestaltet. ⁷¹

Der russischen Karikatur fehlt, ungeachtet aller Anspielung auf das metaphysische Böse, die apokalyptische Symbolik. Napoleon wird wohl mit den Mächten des Bösen in Verbindung gebracht, aber nicht mit der Symbolik des Weltuntergangs oder der johanneischen Apokalypse. Wie nachher noch weiter auszuführen ist, hat dies mit einer bestimmten Behandlung apokalyptischer und „dämonischer“ Themen in der Tradition der russischen Dämonologie zu tun, die sich ihrerseits vom Westen unterscheidet.

Manche Darstellungen erscheinen freilich als Ausnahmen von dieser Regel, die den westlichen Vorbildern ziemlich nahe kommen. Eine davon ist der schon erwähnte Schnitt von Terebenev, betitelt „Napoleon mit dem T..., nach der Verbrennung von Moskau“. Weitere Ausnahmen sind solche Darstellungen, die Napoleon mit einem Dämon gleichsetzen, oder sein Ruhm und seine Tätigkeiten als metaphysisch böse Aktivitäten präsentieren. Zum Beispiel trägt eine Gravur von Terebenev den Titel „Napoleons Ruhm“ (Bild 7). Die Hauptfiguren sind hier ein russischer Kosak, ein Soldat und der Bauer Vavila Moroz, die mit ihren Bajonetten die Maske vom Gesicht des Ruhmes reißen. Darunter kommt eine dämonische Fratze zum Vorschein, auf der Rückseite kommt ein Schwanz hervor, und Totenschädel erscheinen unter den Pfoten. ⁷²

70 Ebenda, S. 189.

71 D. Antonov, M. Majzulis, *Demony i grešniki* (Anm. 66), S. 297-306. Vgl. auch V.A. Kivelson, *Lethal Convictions: The Power of a Satanic Paradigm in Russian and European Witch Trials*, in: *Magic, Ritual, and Witchcraft* 6 (2011) 1, S. 34-61.

72 Der englischen Karikaturist George Cruikshank fertigte eine Kopie dieser Gravur.



Bild 7. Ivan Terebenev, *Napoleons Ruhm* (1813–1814)⁷³

Auf einer anderen Karikatur Terebenevs mit dem Titel „Napoleon befasst sich mit Geschossen für den nächsten Feldzug“ (Bild 8) erhebt sich die Figur des Ruhmes über die um den französischen Kaiser versammelten Generäle. Sie hält eine Clownskeppe für Napoleon in der Hand, während sich hinter ihrem Rücken ein geschwänzter Dämon mit einer Trompete versteckt.

Ein weiteres „dämonisches“ Symbol russischer Karikaturen ist ein Berg von Schädeln (auch ein sehr verbreitetes Bild in westeuropäischer Karikatur), zeugend von der sündhaften Größe Napoleons, die den Tod mit sich bringt. Eine solche Idee liegt etwa der Karikatur Terebenevs mit dem Namen „Zerstörung der Weltmonarchie“ (1813–1814) zugrunde (Bild 9). Darauf zerschlagen ein russischer Soldat und ein Kosak ein Fass, gefüllt mit Dämonen, auf dem Napoleon sitzt. Neben einem Berg von Schädeln sind die Stufen der Sünden zu sehen, auf die sich die „Weltmonarchie“ gestützt hatte.⁷⁴

73 Abgebildet in: K. Kuz'minskij, *Otečestvennaja vojna v živopisi* (Anm. 59), S. 208.

74 So geschieht etwa ein Vergleich der Niederlage Napoleons mit dem alttestamentlichen Fall des Engels in der Graver von Terebenev Napoleon, zerschlagen auf der Ebene bei Lützen, legt sich Pflaster auf (1815). Im Hintergrund ist hier eine geflügelte Figur dargestellt, die zügig mit dem Kopf voran nach unten fällt unter den Schlägen eines Göttlichen Blitzes.



Bild 8. Ivan Terebenev, *Napoleon befasst sich mit Geschossen für den nächsten Feldzug* (1813–1814)⁷⁵

Diese Karikatur ist, genauso wie manche andere der oben genannten „dämonischen“ Darstellungen von Napoleon, vermutlich aus westeuropäischen Mustern übernommen.⁷⁶ Wie Stephen Norris in seinem Beitrag zeigt, wurden Bildmotive aus Russland nach Westeuropa transferiert, es gab aber ebenso den umgekehrten Weg für verschiedene Topoi. Insgesamt ist festzuhalten, dass aus dem genannten Fundus von ca. 200 karikierenden Darstellungen nur wenige, wohl nicht mehr als zehn, eine metaphysische Symbolik verwenden. Ein *odium theologicum* wie etwa in England gibt es hier also weit weniger.

75 Abgebildet in: V. Vereščagin, *Russkaja karikatura* (Anm. 64), S. 39.

76 Nach Mark Bryant ist die Originalversion von dieser Gravur ein deutscher Druck von 1813. M. Bryant, *Napoleonic wars in cartoons* (Anm. 43), S. 122. Siehe die Liste von übernommenen Kompositionen in: K. Kuz'minskij, *Otečestvennaja vojna v živopisi* (Anm. 59), S. 212.



Bild 9. Ivan Terebenev, *Zerstörung der Weltmonarchie* (1813–1814)⁷⁷

Viele der erwähnten Karikaturen gingen ein in die Sammlung des bekannten Bilderbuchs Terebenevs „Lehrbuch. Ein Geschenk für Kinder zur Erinnerung an die Ereignisse von 1812“⁷⁸. Darin war jeder Buchstabe des Alphabets illustriert mit einer antinapoleonischen Karikatur. In Ergänzung dazu erschien eine bereits erwähnte apokalyptische Darstellung – eine Kopie der deutschen Gravur „Triumph des Jahres 1813“ mit nun russischen Aufschriften. So machten die russischen Kinder Bekanntschaft mit dem Sujet des „Napoleon-Antichrist“ in westeuropäischer karikierender Form.

So beziehen sich die „dämonischen“ Darstellungen in der russischen Karikatur vor allem auf seinen Ruhm oder auf das von ihm errichtete Machtsystem. Terebenev hat nach 1812 eine Deutungshoheit erreicht, die den späteren Diskurs stark beeinflusst hat. Zahlreiche andere Karikaturen der Zeit jedoch vermeiden die bei Terebenev so präsenten dämonisierende Elemente. Die in den russischen offiziellen Zarenmanifesten und in kirchlichen Predigten verbreiteten Motive vom Einfall der französischen Armee als Vorankündigung des Welteneendes, von Napoleon als biblischem Pharao und Unterdrücker des auserwählten Volkes erwiesen sich als in der Karikatur entbehrlich.

Somit ging auch eine Reihe von apokalyptischen Bildern, die in der zeitgenössischen westeuropäischen Karikatur zur Karikierung Napoleons und seiner Armee verwendet

77 Abgebildet in: V. Vereščagin, *Russkaja karikatura* (Anm. 64), S. 36.

78 Ivan Terebenev, *Azbuka. Podarok detjam v pamjat' 1812 goda*, St.Petersburg 1815.

wurden (Sohn des Feindes der Menschheit, siebenköpfiger Drachen der Apokalypse oder alttestamentarische Schlange) an der russischen satirischen Gravur praktisch „vorbei“. Selbst das Bild des Todes, das traditionell in Bildern von Krieg und Zerstörung in Erscheinung tritt, wurde in der russischen Karikatur von 1812 sehr selten verwendet. Karikaturen die eher als Ausnahme von dieser Regel scheinen, waren oft Nachkriegs-Bearbeitungen von westeuropäischen Mustern. Diese hatten dann scheinbar wirklich wenig mit der *lubok*-Tradition oder mit der „offiziellen“ staatlich-kirchlichen Kriegs-Propagandaperspektive zu tun. Ein gemeinsames Moment in der Interpretation des napoleonischen Einfalls in der staatlichen und kirchlichen Propaganda und in den Karikaturen bildete nur die negative Haltung zu französischen Manieren, Gebräuchen und Lebensformen, mit anderen Worten, zu den „gottlosen Franzosen“ und ihren russischen gallomanischen Anhängern.

Es gibt einstweilen wohl keine eindeutige Antwort auf die Frage, warum das Bild von Napoleon als Antichrist in der russischen Karikatur von 1812 eher zweitrangig war. Mehrere Erklärungen sind möglich. Eine davon ist wahrscheinlich in den ikonographischen Traditionen der russischen Dämonologie zu suchen. Die Darstellungen des apokalyptischen Untiers fanden seit dem 15. Jahrhundert in handschriftlichen, illustrierten Apokalypseanthologien (*licevye apokalipsisy*), Ikonen vom Jüngsten Gericht und Illustrationen zu Totenbüchern (*synodiki*) Verbreitung. Auch in der Tradition des russischen *lubok*, allerdings bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, sind apokalyptische Darstellungen durchaus bekannt.⁷⁹ So zeigt etwa ein Holzschnitt unter dem Titel „Das Mahl der Gerechten und der Ungerechten“ (Ende 17. bis Anfang 18. Jahrhundert) die Sünder, die an einer Tafel sitzen. Um sie herum balgen Dämonen.⁸⁰ Aus derselben Zeit stammt ein Holzschnitt mit dem Titel „Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus“ der die Höllenbilder mit Gehenna-Maul, Feuer und grünköpfigen Dämonen darstellt. Ein ähnliches Bild findet man auf dem Kupferstich „Des Sünders Spiegel“ (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts), der die „Eitelkeit“ und Vergänglichkeit des Lebens illustrieren soll. Hier sieht man den Tod mit seiner Schippe und ein Ungeheuer, das die Hölle personifiziert.

Doch waren diese Bilder eher Illustrationen zu biblischen Sujets, nahe an der traditionellen Ikonographie des Jüngsten Gerichts und der Zweiten Erscheinung. Sie lassen sich kaum als „weltlich“ bezeichnen, und es gab keinerlei Bezüge zu konkreten und aktuellen Ereignissen.⁸¹ In „weltlichen“ Darstellungen (wie man eine nicht-religiöse Untergruppe post-petrinischer *lubki* klassifizieren kann⁸²) begegnen solche apokalyptische Darstellungen ausgesprochen selten. Vermutlich steckt dahinter eine „magisch-schützen-

79 D. Roviskij, *Russkie narodnye kartinki*, Bd. 2 (Anm. 5).

80 Abgebildet in: A. Sytova, *Lubok. Russische Volksbilderbogen*. 17. bis 19. Jahrhundert, Leningrad 1984, Kat. no. 8.

81 Eine mögliche Ausnahme, ähnliche zu Napoleons Darstellungen in dieser Reihe, ist die Gravur Abfall des Antichristen von Christus (Anfang 18. Jh.). Sie stellt vermutlich den russischen Zar Peter I. als gefallenen Engel dar. Jurij Ovsjannikov vermutet hier Motive einer anti-petrinischen Propaganda, die ihren Ursprung in Russischen Orthodoxen kirchlichen Kreisen haben könnte. Ju. Ovsjannikov, *Lubok* (Anm. 60), S. 14.

82 Über die Vielfalt der Genreformen von *lubok*: A. Sytova, *Lubok* (Anm. 80), S. 10.

de“ Motivation – der Wunsch, den Einfluss böser Mächte auf sich abzuwehren.⁸³ Auf Ikonen wurde das abgebildete – und damit nach dem Bildverständnis der Ikonenkunst direkt anwesende – Böse durch die Gegenwart der himmlischen Mächte aufgehoben. Auf weltlichen Bildern von *lubki* wäre die Abbildung von Dämonen dagegen als echte Gefahr wahrgenommen worden. „Für den mittelalterlichen Mensch gibt eine Darstellung eines Dämons oder eines Häretikers nicht einfach etwas Böses wieder, sondern es bedeutet dessen unmittelbare Anwesenheit hier und jetzt.“⁸⁴ Deswegen fanden die zeitgenössischen Karikaturisten keine ansprechenden Parallelen für anti-napoleonische Darstellungen in der russischen traditionellen Ikonografie. Wenn sie auf derartige Anspielungen, die ihren Zweck in einer „Verfeindlichung“ erfüllen konnten, nicht ganz verzichten wollten, waren sie praktisch „gezwungen“, nach entsprechenden „ausländischen“ Mustern zu suchen.

Im Grunde wurde auch der Topos vom „Heiligen Krieg“ von den russischen Satirikern praktisch ignoriert. Stattdessen kam in der Karikatur „das Volk“ zum Zuge. Als Gegner Napoleons wurden wenige Kaiser Alexander I. oder die Truppenführer, und auch nicht die orthodoxe Kirche dargestellt, sondern die russischen Bauern und die einfachen Soldaten. Hierin unterschieden sich übrigens die russischen Karikaturen auch von ihren westeuropäischen Parallelen und den Texten der offiziellen Propaganda. Eine einfache Erklärung für dieses Phänomen findet sich im Verbot der Portrait-Darstellung von Politikern und offiziellen Personen während des Krieges.⁸⁵ Darüber hinaus aber lässt sich diese Beobachtung auch als Element einer sozialen Konstruktion interpretieren. Ganz offenbar steht der Wunsch dahinter, die Taten der Soldaten und den Anteil des einfachen Volkes (einschließlich der Alten und der Frauen) im Kampf mit der französischen Armee größer und wichtiger erscheinen zu lassen. Das sakrale Bild des Krieges von 1812 war weniger ein Produkt von Karikaturisten als von Nachkriegszeit-Bildhauern und -Architekten.⁸⁶

Die russischen Karikaturisten haben offensichtlich eher wenig dafür getan, dass die Vorstellung eines „Heiligen Krieges“ gegen Napoleon im visuellen Gedächtnis abgebildet bleibt. Stattdessen haben sie das visuelle Motiv von Napoleon als Verkörperung des Bösen in beschränkter Form westeuropäischen Mustern entlehnt und an die traditionellen orthodoxen ikonographischen Darstellungen vom Dämonischen angepasst. Damit hat die russische anti-napoleonische Karikatur doch ihre mediale Funktion (eine „Verfeindlichung“, die von den „oberen“ sozialen Schichten zu den „unteren“ reicht und umgekehrt) erfüllt. Diese „Anpassung“ musste aber immer berücksichtigen, dass nicht nur das Bild des biblischen Feindes, sondern selbst die Andeutung seines vollen Namens im Wort und im Bild gefährlich war. Entsprechend ließ Terebenev den französischen Kaiser auch nicht wirklich mit dem Teufel sprechen, sondern schuf nur ein „Gespräch

83 Vgl. F. Buslaev, „Bes“, in: F. Buslaev, *Moj dosugi*, Bd. 2, Moskau 1886, S. 7-15.

84 D. Antonov, M. Majzulis, *Demony i grešniki* (Anm. 66), S. 314.

85 E. Višlenkova, *Vizualnoe narodovedenie imperii* (Anm. 1), S. 187.

86 Ebenda, S. 168.

des Napoleon mit dem T...“ Auch für den Karikaturisten galt das (nicht nur) russische Sprichwort: „Gott schützt die Vorsichtigen ...“ (Berežennogo Bog berežet).

BUCHBESPRECHUNGEN

Rudolf Agstner/Elmar Samsinger
(Hrsg.): **Österreich in Istanbul. K. (u.)
K. Präsenz im Osmanischen Reich (=**
Forschungen zur Geschichte des Ös-
terreichischen Auswärtigen Dienstes,
Bd. 1), Wien: LIT, 2010, 388 S.

Rezensiert von
Andreas Rathberger, Wien

Die Festschrift „Österreich in Istanbul“ wurde anlässlich des Kulturhauptstadtjahres „Istanbul 2010“ durch den Historiker und Diplomaten Rudolf Agstner und den zur Wahrnehmung des „Orients“ in der Habsburgermonarchie forschenden Richter Elmar Samsinger herausgegeben. Der Geschichte internationaler Wirtschafts- und Kulturbeziehungen, exterritorialer Gerichtsbarkeit und diplomatischer Vertretungen im Osmanischen Reich wurden in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen gewidmet.¹ Der vorliegende Band reiht sich aber nicht nur in diesen Trend ein, sondern ergänzt die entsprechenden Forschungen durch Einblicke in bisher weniger beachtete wirtschaftliche und kulturelle Aspekte habsburgischer Präsenz im Osmanischen Reich.

Obwohl die neun Beiträge des Bandes auf Deutsch verfasst sind, wurde von den Her-

ausgebern großer Wert auf Mehrsprachigkeit gelegt. So sind nicht nur Inhaltsverzeichnis und das Vorwort der Herausgeber, sondern auch das Literatur- und Autorenverzeichnis in einer deutschen, englischen und türkischen Fassung abgedruckt. Zusätzlich wurden jedem Beitrag sowohl ein englischer, als auch ein türkischer Abstract beigefügt.

Den Anfang macht Rudolf Agstner selbst mit einem mit neunzig Seiten recht umfangreichen Beitrag (S. 19-108). Er beschreibt darin ausführlich die Geschichte des ehemals venezianischen Gesandtschaftspalais in Istanbul als Hauptsitz der dortigen diplomatischen Vertretung der Habsburgermonarchie von 1797 bis 1918. Er schildert das Spannungsfeld zwischen chronischem Geldmangel und Renovierungsbedarf einerseits, dem Bedürfnis nach besonders prachtvoller Repräsentation der Monarchie in Konkurrenz zu den übrigen Großmächten andererseits. Die politischen Umstände der Umwandlung der Internuntiaturn zur Botschaft im Jahr 1867 werden ebenso beleuchtet, wie der 1918 erfolgte Verlust des Gebäudes an Italien. Das letzte Viertel seines Beitrags widmet Agstner den diversen Sommerpalais der Botschaft in den am Bosphorusufer gelegenen Vororten Büyükdere und Jeniköy, sowie dem der Botschaft zur Verfügung stehenden Fuhrpark repräsentativer

Wasserfahrzeuge einschließlich eines bewaffneten „Stationsschiffes“.

Es folgt ein weiterer Beitrag von Rudolf Agstner über die „türkischen Konsulate in Österreich (-Ungarn) 1718–1918“ (S. 109-136). Agstner beschreibt darin die zähen Auseinandersetzungen zwischen osmanischen und habsburgischen Behörden um die Ausweitung beziehungsweise Einschränkung eines seit dem Frieden von Passarowitz aufgebauten Konsulatsnetzwerks zur Förderung osmanischer Handelsinteressen in der Habsburgermonarchie. Besonders interessant ist dabei der Fall des zwischen 1866 und 1870 in Wien amtierenden osmanischen Generalkonsuls und Großhändlers Sterio Dumba, der es durch den Export österreichischen Rübenzuckers und den Import osmanischer Baumwolle zu großem Wohlstand brachte, ein Ringstraßenpalais erwarb und eine Familie gründete, die wichtige österreichische Industrielle und Diplomaten hervorbringen sollte. Der Beitrag endet mit einer detaillierten Liste aller osmanischen Konsulate in der Habsburgermonarchie.

Auch der dritte Beitrag der Festschrift stammt von Rudolf Agstner und widmet sich der „Geschichte der österreichischen (österreichisch-ungarischen) Konsulate in der Türkei 1718–1918“ (S. 137-174). Agstner beschreibt darin die Entstehung und Entwicklung des habsburgischen Konsularwesens im Osmanischen Bereich, wobei er den geringen Professionalitätsgrad der nach heutigem Verständnis eher mit „Honorarkonsuln“ vergleichbaren Amtsträger betont. Er geht weiters auf Protokoll- und Zeremoniefragen und Aspekte wie die Uniformierung der Konsuln ein. Auch dieser Beitrag endet mit einer Auflistung einzelner Konsulate inklusive

ihrer Geschichte, chronologischen Listen der Amtsinhaber und Quellenauszügen zu bedeutsamen lokalen Ereignissen. Ohne dafür einen besonderen Grund anzugeben, beschränkt sich Agstner dabei allerdings auf Konsulate innerhalb der heutigen Grenzen der Türkischen Republik.

Es folgt ein Beitrag zur „Geschichte des österreichischen St. Georgs-Kollegs in Konstantinopel/Istanbul“ (S. 175-199) von dessen Direktor Franz Kangler. Kangler beschreibt die Entstehung dieses Kollegs als Institution zur seelsorgerischen und sozialen Versorgung der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark anwachsenden „Kolonie“ deutschsprachiger Katholiken in Konstantinopel. Das vom Orden der Lazaristen gegründete Kolleg umfasste neben Kirche und Kloster bald auch eine eigene Schule und ein Spital und sicherte sich ab den 1880er Jahren in enger Zusammenarbeit mit der österreichisch-ungarischen Botschaft durch „Betonung eines nationalen österreichischen Gedankens“ im Unterricht staatliche Subventionen. Nach kurzer Unterbrechung konnte es 1918 auch in der Türkischen Republik weitergeführt werden, wobei man bildungspolitisch nun mit dem Regime Kemal Atatürks kooperierte. Nach einer neuerlichen Unterbrechung 1944 nahm St. Georg bereits 1947 als erste österreichische Auslandsschule wieder ihren Betrieb auf und besteht bis heute in enger Zusammenarbeit mit dem österreichischen Kulturreferat in Istanbul.

Der Historiker und Turkologe Yavuz Köse schildert im darauf folgenden Beitrag „Österreichische Warenhäuser in Istanbul (1855–1942)“ (S. 201-228). Er beschreibt, wie im Zuge der „Verwestlichung“ des Osmanischen Reichs der dortige Bedarf an

europäischer Mode entsprechender Kleidung stieg, und sich einige aus der Habsburgermonarchie stammende Familienunternehmen auf diesem Sektor nahezu eine Monopolstellung sichern konnten. Die Inhaber der Warenhäuser „A. Mayer & Co.“, „Salomon Stein“, „Victor Tiring & Frères“, sowie „Orosdi Back“ erreichten so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur hohe wirtschaftliche Umsätze, sondern auch eine bedeutende gesellschaftliche Position im multiethnischen, international geprägten Konstantinopel. Ihr Ende kam erst mit den heftigen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen zwischen 1918 und 1942.

Der 2006 verstorbene Historiker und Postbeamte Andreas Patera schildert in dem seinem Nachlass entstammenden Beitrag die „örtliche, bauliche und räumliche Situation der österreichischen Postämter in Konstantinopel“ (S. 229-258). Patera widmet sich darin der genauen Lokalisierung und Beschreibung der Geschichte dreier Postämter, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Konstantinopel von der österreichisch-ungarischen „Levantepost“ und von der Schiffahrtsgesellschaft „Österreichischer Lloyd“ betrieben wurden. Neben ihrer Entstehung und Entwicklung beschreibt er auch den Arbeitsalltag in den Postämtern bis zu ihrer Schließung anlässlich der Abschaffung der bislang fremden Großmächten gewährten Privilegien durch die jungtürkische Regierung 1914.

Der Historiker Markus Purkhart widmet seinen Beitrag dem wenig bekannten Phänomen der österreichisch-ungarischen Fezindustrie im 19. und frühen 20. Jahrhundert (S. 259-266). Er beschreibt, wie durch geschickte Ausnutzung der Ähnlichkeit des Produktionsprozesses zur tra-

ditionellen Strumpferzeugung im südböhmischen Strakonice mit der Herstellung dieser ursprünglich tunesischen, randlosen Filzkappen ein neuer Industriezweig geschaffen wurde, der speziell zur Deckung des Bedarfs der seit 1829 im Osmanischen Reich für Staatsbedienstete und Soldaten vorgeschriebenen Kopfbedeckung diente. Bald arbeiteten 4.000 Beschäftigte für die Fezfabriken in Strakonice, die in ihrer Blütezeit eine Jahresproduktion von 500.000 Stück erreichten und bis zum Verbot des Fez durch Kemal Atatürk am 25. November 1925 den osmanisch-türkischen Markt dominierten.

Elmar Samsinger beschäftigt sich anschließend mit den Besuchen von „Kaiser Franz Joseph und Kaiser Karl I. in Konstantinopel“ (S. 267-298). Er zitiert ausführlich aus den Berichten von Journalisten und Augenzeugen über die aufwendige Inszenierung des ersten Kaiserbesuchs 1869 und setzt diese in Bezug zu österreichisch-ungarischen Ansprüchen auf wirtschaftliche und kulturpolitische Durchdringung und Hegemonie über den „Orient“. Samsinger geht auch auf den 1918 vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs stattfindenden Besuch Kaiser Karls I. in Konstantinopel ein und zeigt die damit verbundene, schon deutlich bescheidenere Zielsetzung, den militärischen Verbündeten durch prunkvolles Auftreten davon zu überzeugen, dass Österreich-Ungarn mehr als ein „Anhängsel des Deutschen Reiches“ sei.

Im abschließenden Beitrag (S. 299-332) bietet abermals Elmar Samsinger ausgehend von zwei 1901 und 1902 erschienenen Reisehandbüchern der Schiffahrtsgesellschaft „Österreichischer Lloyd“ einen Überblick über die in Österreich-Ungarn

über das Osmanische Reich verbreiteten Vorstellungen. Unter Einbeziehung der Weltausstellung in Wien 1873 und der Eröffnung des Orientexpresses 1883 schildert Samsinger die Popularisierung von „Orientreisen“ und die Verbindung von modernem Reisekomfort mit der Wahrnehmung eigener „Überlegenheit“ über die Bewohner des als rückständig und gefährlich, aber exotisch, malerisch und geheimnisvoll wahrgenommenen „Orients“.

Es fällt auf, dass der Herausgeber Rudolf Agstner selbst mit den ersten drei aufeinander folgenden Beiträgen ganze 156 Seiten in Anspruch nimmt, so dass abzüglich der beiden Beiträge des zweiten Herausgebers Samsinger für die übrigen fünf Beitragenden zusammen nur 92 Seiten verbleiben. Vielleicht durch den Charakter des Buches als Festschrift bedingt, wird außerdem in der Einleitung der behandelte Stoff etwas euphorisch als Beleg für die „alte Freundschaft zwischen Österreich und der Türkei“ gefeiert (S. 11-13), ohne auf die weniger „freundschaftlichen“ Zielsetzungen wirtschafts- und kulturpolitischer Durchdringung des Osmanischen Reichs durch fremde Mächte hinzuweisen. Auch hätte eine genaue Begründung der häufig wechselnden Begriffswahl zwischen „Türkei“ und „Osmanischem Reich“ beziehungsweise „Istanbul“ und „Konstantinopel“ sicher nicht geschadet. Die im Wortlaut abgedruckten Auszüge aus den Originalquellen, die sich teils über mehrere Seiten erstrecken, erscheinen manchmal etwas lang.

Diese Kritikpunkte ändern aber nichts an der Tatsache, dass sich der vorliegende Band, in dem sichtlich viel Mühe und Quellenarbeit stecken, ebenso interessant wie abwechslungsreich liest und den Wis-

sensstand um Einblicke in bislang weniger bekannte Aspekte österreichischer und österreichisch-ungarischer Präsenz im Osmanischen Reich bereichert. Auch die zahlreichen, teils farbigen Illustrationen fallen positiv auf.

Anmerkung

- 1 Vgl. z. B. Necla Geyikdağı, *Foreign Investment in the Ottoman Empire. International Trade and Relations 1854–1914*, London 2011; Yavuz Köse, *Westlicher Konsum am Bosphorus. Warenhäuser, Nestlé & Co. im späten Osmanischen Reich (1855–1923)*, München 2010; Johannes Berchtold, *Recht und Gerechtigkeit in der Konsulargerichtsbarkeit, Britische Exterritorialität im Osmanischen Reich 1825–1914*, München 2009; Suraiya Faruqi/Gilles Veinstein (Hrsg.), *Merchants in the Ottoman Empire*, Paris 2008; Malte Fuhrmann, *Der Traum von deutschen Orient. Zwei deutsche Kolonien im Osmanischen Reich 1851–1918*, Frankfurt a. M. 2006; Maurits van den Boogert, *The Capitulations and the Ottoman Legal System. Qadis, Consuls and “Beraths” in the 18th Century*, Leiden 2005.

Vejas Liulevicius: The German Myth of the East: 1800 to the Present, Oxford: Oxford University Press, 2009, 292 S.

Rezensiert von
Annemarie Sammartino, Oberlin

Vejas Liulevicius is known to most scholars of German history for his 2000 *War Land on the Eastern Front*, a book that radically recentered German historical understanding of World War I, from the Fields of Flanders to the imperial landscape of occupied Ober Ost.¹ His new book, “The German Myth of the East: 1800 to the Present”, is

an ambitious attempt to work through the history and meaning of Germany's relationship with Eastern Europe over a much greater stretch of time.² Although the title states that the book begins in 1800, in fact the text stretches over more than a millennium of history. While it is possible to quibble with some of Liulevicius's findings, as would be the case in any study of this scope, it is an important effort to grapple with a wide-ranging body of literature on this topic that remains under-theorized despite some significant studies in recent years, including work by Philip Ther, Gregor Thum, Wolfgang Wippermann, Kristin Kopp and others.³

This book is more of a grand synthesis of work on the German relationship to the East than a monograph reliant upon new research, although there is some of that too. This combined with Liulevicius's translations of German terms and explications of even basic events and concepts in German history make this book ideal for non-specialists.

Liulevicius begins with the Germanic migrations and the Roman Empire and takes his study through to the present day challenges of EU enlargement. He argues that throughout the period starting in 1800, but with important antecedents even earlier, there has been a persistent, if multi-faceted, "myth of the East" that has shaped German theory and practice, what he defines as a "durable reflex of looking at the East as both a site of the future and its promise and at the same time a location of peril, associated with the past" (p. 1). Both ideas about the promise and peril of Eastern Europe would come to underwrite German imperial projects in the region, from the "Polenpolitik" of the Kaiserreich

to the genocidal fervor and utopian imaginings of the Nazis. Liulevicius adds several caveats to this bold claim about the stability of this myth, stressing that the German relationship to the East has never been monolithic and evolved over the course of centuries. Nevertheless, this is an account that is invested in the continuity of Germany's relationship to the East. Liulevicius is, furthermore, implicitly arguing that Germany's relationship to an imagined "East" was more important than its particular relationship with any nation – Russians, Poles, etc. His elision of these national groups can run the risk of generalizing, but has its own rewards, as it becomes clear that different "Easts" provided a succession of Others to evolving notions of the German self. Indeed, the variety of quotes from important figures in German history provides an important reminder of the pervasiveness of German prejudice towards Eastern Europe and the people who lived there in the nineteenth and twentieth centuries.

Although the book states that this myth coalesced during and after the Napoleonic wars and was "articulated fully around the middle of the nineteenth century" (p. 69), his evidence suggests that 1900 was a more important turning point for two reasons. The first is that it was in 1900 that prejudices towards Slavs (especially Russians and Poles) became spatialized. In other words, the turn of the century brought with it a myth of the East, not just a myth of Easterners. While there was evidence of the East as a space of conquest or threat prior to 1900, the popularity of geography in this period made the space of the East more important than the people who inhabited it, a crucial shift. Secondly, while

there is some discussion of the possibilities of Eastern Europe prior to 1900, the idea of Eastern Europe as a space to enact a radically different future – either of revolution or conquest – takes a quantitative leap in this period, especially during and after World War I. It was after 1900, that the myth of the East as a space of possibility achieved equal standing with the myth of the East as a space of backwardness or threat. The Great War rightly takes center stage in Liulevicius's account of this shift, but the importance of the Russian Revolution, as it created an image of an East of radical futurity not eternal backwardness, should not be forgotten.

Perhaps the greatest contribution of this book is its use of the twists and turns of Germany's myth of the East to offer an alternative, but convincing, chronology of twentieth century German history. Rather than the familiar political caesuras of 1918, 1933 or 1945, Liulevicius sees the period from 1914–1933 as one unit, 1933–1943 as another, and 1943–1955 as a third. This reperiodization is thought provoking. For example, it makes sense to see 1943–1955 as a broad unit in which Germans faced the reality of defeat at the hands of an Eastern foe, and Liulevicius's account of 1955 as a year of transition, because of the founding of the neutral state of Austria, the establishment of the Warsaw Pact and NATO alliances, and the return home of the remaining POWs in the Soviet Union, is convincing. After 1955, Liulevicius charts the diminishment of the myth of the East, to the point that he sees that “there is reason to suppose that the German myth of the East has now largely ended” replaced by a “more sober and demythologized relationship” (p. 239). Given the violence

that has been done under the spell of this myth, one can only hope that this conclusion proves true.

Notes

- 1 Vejas Liulevicius, *War Land on the Eastern Front: Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge 2000.
- 2 Liulevicius does take on Austrian notions of the East alongside German ones, even after the founding of the German nation-state. However, his discussion of Austria is more of an afterthought.
- 3 Philipp Ther, *Beyond the Nation. The Relational Basis of a Comparative History of Germany and Europe*, in: *Central European History* 31 (2003) 1, pp. 45-73; Gregor Thum (Hrsg.), *Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006; Wolfgang Wippermann, *Die Deutschen und der Osten. Feindbild und Traumland*, Darmstadt 2007; Kristin Kopp, *Germany's Wild East: Constructing Poland as Colonial Space*, Ann Arbor 2012.

John D. Garrigus: Before Haiti. Race and Citizenship in French Saint-Domingue, New York: Palgrave Macmillan, 2011, 396 S.

Reviewed by
Benjamin J. Landsee, Toronto

John Garrigus addresses how race, class and color intersect with the experience and idea of citizenship in colonial Saint Domingue and revolutionary Haiti. He does this by exploring how free people of color in the southern peninsula developed a political position that denounced racism, yet endorsed slavery. Garrigus argues that society in the southern peninsula grew in isolation from the rest of the colony and largely outside of French influence. This

isolation helped to forge a society that focused more upon legal status than race as the organizing principle of the social hierarchy. This focus allowed for a variegated community to grow in the south much different than that in the north. The focus on legal status meant that elite free people of color could argue for their rights as citizens while still participating in a system of slavery. These rights were only extended to those members of society who were free.

These conditions did not last though, and this is one of Garrigus's keenest insights. After the Seven Years War, the French government decided to reinforce racial distinctions and boundaries in an attempt to create powerful links between white settlers and metropolitan France. The conflict arising from these policy changes lead free people of color to advocate for an understanding of citizenship that transcended race. While this is not the same as the "universal freedom" explored most recently by Laurent Dubois or Susan Buck-Morss, it is an important factor in understanding the development of the Haitian Revolution.¹

Garrigus' most important contribution may be his analysis of the intersection between the anti racist movement led by slave owning free people of color and the broader understanding of liberty achieved by the Haitian Revolution. Garrigus links the former movement, led by Julien Raimond (an elite free person of color) to events that led to Revolutionary upheaval. By pushing for equality based upon legal status, and eventually the gradual and limited abolition of slavery (p. 269), Raimond and his contemporaries brought the issues of race and citizenship to the forefront during the French Revolution. Garrigus' study connects the southern movement

for equality with the Haitian Revolution's radical extension of freedom in a nuanced and complex way.

The South's isolation created the conditions for the southern society and economy to develop independently from the rest of the colony. Garrigus argues that the South developed a community spirit that he defines as "American" (p. 17). It was in this environment that the free colored class grew in both size and stature. An elite class of free people of color developed in and around Les Cayes and the Aquin parish, invested in indigo, coffee and tobacco plantations and the enslaved workforce needed to make these ventures successful. Beyond this upper class Garrigus also demonstrates the movement of free people of color into artisanal and trade occupations. The isolation from colonial authority allowed for the importance of legal status and financial position to overcome the color barrier prior to 1763. Free people of color had greater access to the rights of citizenship in the South than in other regions of Saint Domingue.

The economic power of free persons of color intersected with the colonial court and notary system to create what Garrigus calls the "beginning of a public space." Garrigus recounts how free people of color from all classes, and especially the lower classes, appealed to the notaries to create a record of injustices that could then be used to defend their rights in court. Garrigus demonstrates that until the 1770s free persons of color believed that they had rights which the court system would protect and which were granted to all free people regardless of skin color.

Garrigus' study hinges around the argument that argues, in many ways, this socie-

ty ceased to exist after the Seven Years War. After the loss in the war French colonial authorities devised strategies to tie their colonies more strongly to the metropole. The most significant in Saint-Domingue was the increased importance of race as a marker of citizenship and “Frenchness.” This policy was aimed at strengthening the ties between France and the influx of poor French settlers in the colony by cementing their position in the socioeconomic hierarchy. Colonial authorities began to emphasize the African ancestry of free people of color. They achieved this by requiring free persons of color to use “African” names, enforcing sumptuary laws and limiting advancement in the militia ranks. This policy contradicted decades of practice in the south, which had often overlooked race. The changes in militia practice were particularly troublesome because many free people of color had been serving in positions of authority for years and felt that they had earned their rights and commissions. Perhaps the most humiliating feature of this policy was the requirement that all free and freed people of color carry their official manumission papers with them. These policy changes lead directly to the advocacy of Raimond and his contemporaries for equal rights for all free men. This is an excellently researched and written book that addresses a major lacuna in the historiography on late colonial Saint Domingue and Revolutionary Haiti. Garrigus historicizes the tensions between the South and the rest of Haiti without reducing or simplifying the actors and events he describes. He outlines the complexity of the society in the South and uncovers the connections between the understandings of race and citizenship there and

beginnings of the Haitian Revolution. Furthermore, his nuanced examination of the South exemplifies the approach most fruitful in studying race and issues of citizenship in Haiti. By focusing on changing social and cultural understandings of race Garrigus demonstrates the importance of class and legal status in defining what it meant to be a free person of color, and how this meaning changed over time. He highlights understandings of race without reifying them. “Before Haiti” is necessary reading for those studying Haiti, Caribbean emancipation and the history of the French Revolution.

Note

- 1 L. Dubois, *A Colony of Citizens. Revolution and Slave Emancipation in the French Caribbean*, Chapel Hill 2004; S. Buck Morss, *Hegel, Haiti, and Universal History*, Pittsburgh 2009.

Jochen Kemner: Dunkle Gestalten? Freie Farbige in Santiago de Cuba, 1850–1886 (= Sklaverei und Postemanzipation, Bd. 5), Münster: LIT Verlag, 2010, 482 S.

Rezensiert von
Ineke Phaf-Rheinberger, Berlin

Die Frage im Titel dieses voluminösen Bandes entspricht genau ihrem Inhalt. Die Geschichte der „Freien“ in der Karibik im 19. Jahrhundert liegt trotz einschlägiger Forschungen immer noch ziemlich im Dunklen. Schon deshalb ist der vorliegende Band, der von Jochen Kemner in einer ersten Fassung 2006 als Doktorar-

beit an der Fakultät für Geschichtswissenschaften, Philosophie und Theologie der Universität Bielefeld eingereicht wurde, in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Kemner hat ein reichhaltiges Material gesichtet und interpretiert, mit dem er die Sozialgeschichte der Endphase eines legitimierten Kastensystems erschließt.

In seiner Einführung geht Michael Zeuske, Herausgeber der Serie „Sklaverei und Postemanzipation“ des LIT Verlages, auf die Quellenlage in Kuba ein. Selbst ein Kenner dieser Materie, hebt Zeuske hervor, dass Kemner in den Archiven von Santiago de Cuba nicht weniger als 77.000 personenbezogene Einträge zu seinem Thema gefunden hat, in Testamenten, Tauf- und Heiratsurkunden, zeitgenössischen Abhandlungen, Zeitungen, Notariatsprotokollen, Freibriefen, usw. Aufgrund der oft sehr spärlichen Angaben rekonstruiert Kemner die Lebensläufe von Menschen, die in einer Sklavenhaltergesellschaft als „freie Farbige“ gelten. Dabei ist die gewählte Zeitspanne zwischen 1850 und 1886 strategisch sehr bedeutsam, weil sie nach dem Ende des Sklavenhandels über den Atlantik und in der Endphase der legalen Sklaverei angesiedelt ist, die mit dem ersten Freiheitskrieg gegen Spanien (1868–1878) einsetzte und mit der offiziellen Emanzipation der Sklaven 1886 endet. Es geht dem Autor in seiner Untersuchung um die Erfassung „historisch handelnder Personen“, weshalb er eine Datenbank erstellt hat, mit der sich gruppenbiographische Merkmale herausarbeiten lassen und eine Kollektivbiographie „freien Farbigen“ von Santiago de Cuba entsteht.

Mit großer Sorgfalt analysiert Kemner die Situation der „freien“ Einwohner in einer Stadt, die im Vergleich zu Havanna im 19.

Jahrhundert ständig an Einfluss in der spanischen Kolonie einbüßte. Trotzdem oder gerade deshalb entwickelte sich in Santiago eine städtische Bevölkerung, die anders zusammengesetzt war, als in den anderen Städten Kubas. Das spiegelt sich besonders an der relativ hohen Zahl der in der Stadt lebenden „freien Farbigen“.

In den fünf Kapiteln geht der Autor den Indikatoren seiner Gruppenbiographie nach, bei denen es sich um „Identität und Identifikation“, „Ingenuos und libertos“, „Kindheit, Jugend und Adoleszenz“, „Die Mittleren Jahre“ und „Das Alter“ handelt. Die herausragende Gestalt seiner Untersuchung ist Antonio Maceo (1845–1896), der „Bronzener Titan“ der Unabhängigkeitskriege, wobei Maceo nicht als Leitfigur präsentiert, sondern in Hinblick auf seine Familien- und Lebensverhältnisse als typisch für die „freien Farbigen“ in Santiago de Cuba vorgestellt wird.

Kemners archivbasierte Arbeit zeichnet sich durch eine Abneigung gegen jede generalisierende Deutung aus. Mit seinen Daten konfrontiert er die Schlussfolgerungen der einschlägigen Fachliteratur, von denen er sich absetzt oder die er konsolidiert. Die Resultate fasst er in seinem Resümee auf knappen zwölf Seiten zusammen. Schwerpunkt ist dabei die Feststellung, dass die Bezeichnung „freie Farbige“ mit der endgültigen Abschaffung der Sklaverei in 1886 obsolet wurde. Zugleich habe sich keine neue Interessenbildung in dieser Bevölkerungsgruppe herausgebildet, die politischen Ausdruck gefunden hätte. Die Zuschreibung „freie Farbige“ wurde durch das Kolonialsystem eingeführt und bekam in den komplexen Zusammenhängen der Sklavengesellschaft erst 1844 eine politische Dimension, als die spanische

Kolonialregierung einen angeblichen Verschwörungsversuch (*La Escalera*) der „Freien“ mit Hinrichtungen und Gefangennahmen im Keim erstickte.

Wichtig ist, dass Kemners Studie nachvollzieht, wie sich das Ende des Sklavenhandels auf die Position der „Freien“ ausgewirkt hat. Er unterscheidet zwischen den in Afrika und den auf Kuba geborenen „Freien“ und dokumentiert, dass beide in die Sklavengesellschaft integriert waren. Interessanterweise waren die Afrikaner quantitativ und hinsichtlich ihres ökonomischen Ranges von entscheidender Bedeutung in dieser kolonialen Bevölkerungsgruppe. Sie waren keineswegs randständig und marginalisiert. Sie investierten in Immobilien, Land und Sklaven und waren vorwiegend in Handwerkerberufen tätig. Aufgrund der hohen Sterblichkeit durch Epidemien und andere Krankheiten war das System der Patenschaft sehr ausgeprägt und gibt Auskunft über die großen Familienverbände, die sich so herausbildeten.

Man kann den Wert dieser von Kemner zusammengestellten Daten nicht hoch genug einschätzen. Sie geben Auskunft über das „historische Handeln“ von Personen, die im sozialen System der spanischen Kolonie eine hervorragende Stellung einnahmen, aber im Nachhinein in der Republik viel zu wenig berücksichtigt wurden. Die Aneignung von Kenntnissen des Rechtssystems war offensichtlich weit verbreitet, obwohl es an Schul- und Studienmöglichkeiten fehlte. Öfters benennt Kemner dieses Phänomen als „Freiheitswille“, als Antriebskraft, sich in diesem System soziale Anerkennung zu verschaffen.

Gleichzeitig macht er mit seiner historischen Akribie auch die Grenzen seiner Interpretation deutlich. Durch die Fülle

der Daten ist das Buch schwer lesbar für Nicht-Spezialisten, und es fehlt ein Index sowohl für Namen als auch für Fachbegriffe. Auch greift der Autor oft auf die Geschichte Kubas außerhalb des von ihm untersuchten Zeitraums zurück, was die Lektüre nicht gerade einfacher macht. Man findet auf einer einzigen Seite (S. 337) Zuschreibungen wie „weiße Landbevölkerung“, „mulattische und schwarze Bauernfamilien“, „einfache farbige Landbevölkerung“, „militärisch farbige Führungsgruppe“ oder „freie farbige Bevölkerung“. Die Gefahr, sich von dieser zeitgenössischen Terminologie einfangen zu lassen ist groß und heutige Literaturwissenschaftler und Schriftsteller bemühen sich sehr darum, diese Begriffe möglichst kritisch zu verwenden. Kemner ist sich dieser Problematik durchaus bewusst und zitiert Romane und Theaterstücke aus dem 19. Jahrhundert, in denen diese „farbige“ Logik auf parodisierende Weise interpretiert wird.

Diese Bemerkungen schmälern die Leistung dieser Forschung nicht, sondern verstehen sich als Ansätze zu einem Dialog, zu dem Zeuske in seinem Vorwort und Kemner selbst aufrufen. Es gibt noch kein zusammenhängendes Bild über die Rolle der „freien Farbigen“ in der Karibik in Zeiten der Unabhängigkeitskämpfe in Haiti, Lateinamerika und Kuba. Die Frage nach der Existenz von regionalen Strategien ist noch offen. Im Zusammenhang mit Antonio Maceo fällt es zum Beispiel auf, dass dieser General lange Zeit im karibischen Exil weilte (Kingston, Panama, Honduras, Costa Rica), bevor er sich den Vorbereitungen für den zweiten Unabhängigkeitskrieg Kubas gegen Spanien (1895–1898), in dem er sein Leben verlor, anschloss. Auch war

Maceo in ganz Kuba, nicht nur in Santiago de Cuba der beliebteste Kriegsheld, was für die Mentalität der Inselbevölkerung aufschlussreich ist. In diesem Sinne wäre die Rolle Santiagos als Hafenstadt näher zu beleuchten. In welchem Zusammenhang stand sie mit karibischen und anderen Handelsnetzen? Ein Indiz ihrer Relevanz könnte sein, dass eine reiche „freie“ Frau Santiagos, Adela Lescaille, Hotelbesitzerin war und ihre Tochter Adela Francisca Lescaille (eine sogenannte *morena*) sogar als reichste Frau des östlichen Teils von Kuba galt. Oder auch, dass karibische Einwanderer die Schulen zum Unterricht in der Stadt unterhielten. Kemner selbst schreibt der Funktion des Hafens eine wichtige Rolle für den Lebensstandard der „Freien“ zu (S. 441-443), untersucht dies jedoch für Santiago de Cuba nicht im Einzelnen. Für solche künftigen vergleichenden Untersuchungen ist der Band eine wichtige und unverzichtbare Quelle, und seine Verbreitung wäre auch im nicht-deutschen Sprachraum zu begrüßen.

Anmerkung

- 1 Dabei handelt es sich um frei geborene und freigelassene Personen.

Ori Preuss: Bridging the Island. Brazilians' Views of Spanish America and Themselves, 1865–1912 (= *Tiempo Emulado. Historia de América y España*, Bd. 12), Madrid: Iberoamericana Vervuert, 2011, 237 S.

Rezensiert von
Sebastian Dorsch, Erfurt

Ori Preuss diskutiert mit seiner gut lesbaren Studie über die Wahrnehmung von (einigen) Brasilianern von Spanisch- bzw. Lateinamerika eine Kernfrage der historischen Brasilienforschung. Im betrachteten Zeitraum des späten Kaiserreichs (seit 1822) und der frühen *Primeira República* (ab 1889/91) stellte sich vor dem Hintergrund eines zunehmenden atlantischen sozio-ökonomischen und technologischen Zusammenwachsens die Frage der brasilianischen Selbstverortung immer vehementer. Dazu trugen nicht nur trans- und internationale Faktoren wie Einwanderung, (Kaffee-)Exporte, intensiviertere, auf neuen Technologien basierende Kommunikationswege und neue imperiale Machtkonstellationen bei. Auch innerbrasilianische Aspekte wie die wachsende Infragestellung der brasilianischen Sonderstellung in den ehemals iberisch regierten Gebieten Amerikas spielten eine zentrale Rolle. Das hier behandelte Thema ist ein umfassendes, die Dissertation von Preuss dafür eine wichtige Einführung, der nicht nur in der wieder intensivierten deutschen Brasilienhistoriographie¹ eine Leserschaft zu wünschen ist.

„The focus is on men who combined national thought and political action in the nineteenth-century Latin America tradition of the ‚writer-statesman““ (S. 23) – der methodische Zugang erscheint als klassisch ideengeschichtlich – mit dazu passendem Material (öffentliche und private Schriften der Protagonisten sowie Bildmaterial aus Periodika). Allerdings intendiert Preuss (nicht immer überzeugend) – so die kurze Einleitung – seine ‚Quellen‘ auch als „psychological responses to situational triggers and attempts to create order in the social universe“ (S. 24) zu lesen, also seine Protagonisten nicht nur als abstrakte Denker, sondern auch als leidende Menschen zu fassen.² Ansatzweise versucht er, „the difficult issue of a broader reception“ (S. 25) zu integrieren.

Mit der im Titel verwendeten Insel-Metapher greift Preuss ein oftmals ver- und gewendetes (Selbst-)Bild Brasiliens auf. Insbesondere die in den Küstenstädten lebenden portugiesisch-brasilianischen Eliten pflegten eine intensive Verbundenheit mit Portugal und nach der Unabhängigkeit auch mit anderen europäischen Ländern. Gegenüber dem Rest Amerikas wurde die insulare „Otherness“ betont, spätestens mit den unterschiedlichen Wegen in die Unabhängigkeit im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts: Nachdem der portugiesische Hof 1807/08 auf der Flucht vor Napoleon nach Rio de Janeiro übersiedelte und ein Nachkomme der Braganças als Kaiser Pedro I. auch nach der (weitgehend gewaltfreien) Unabhängigkeit 1822 an der Staatsspitze blieb, ging aus den spanischen Besitzungen in Amerika in andauernden Bürgerkriegen eine Vielzahl von Republiken mit häufig wechselnden Regierungen hervor. In der Elite der einzigen

Monarchie des Kontinents galt deswegen „Brazil as a monarchical island of civilization[,] surrounded by a Spanish-speaking republican domain ... and-in-sum-barbarism“ (S. 31).

Dieses Deutungsmuster erhielt mit dem Sieg der Triple-Allianz (1865-1870) aus Brasilien, Argentinien und Uruguay gegen Paraguays Diktator Solano López erste stärkere Risse: Einerseits geriet die brasilianische Armee wegen schlechter Ausrüstung und Ausbildung und mit ihr der wenig national-partizipative Charakter des Reichs in die Kritik. Andererseits blickten viele nun verstärkt auf den Bündnispartner Argentinien, das den zivilisatorischen Kampf gegen den barbarischen Solano López überzeugender hatte führen können, insbesondere angesichts des Fortbestands der brasilianischen Sklaverei und wegen der nun wahrgenommenen Zivilisiertheit und Fortschrittlichkeit der ‚Yankees of the South‘. Das Alleinerkennungsmerkmal Brasiliens, so Preuss, war verschwunden, v. a. die republikanische und abolitionistische Opposition (Quintino Bocaiuva (1836–1912), Eduardo Prado (1860–1901), aber auch Joaquim Nabuco (1849–1910) nutzte dies zur Kritik am zurückbleibenden Kaiserreich.

Die Abolition 1888 und die Reaktionen auf sie sind das Thema des 2. Kapitels. Nach Preuss drücken die Feiern in Brasilien insbesondere die Freude über die „integration of the country into the civilized world“ (S. 47) nach der Abschaffung der Sklaverei durch die *Lei aurea* aus. Die Feiern in Argentinien, v. a. in Buenos Aires (mit 20.-40.000 Personen) überraschten in Brasilien, die *Revista Ilustrada* aus Rio verkündete ein „laço fraternal entre a nação Argentina e a Brasileira“ (S. 51). Nach

Ende der Sklaverei stellten viele die Gemeinsamkeiten mit Argentinien in den Mittelpunkt, dessen Europäisierung- und Einwanderungspolitik zu Bewunderung und Nachahmungsversuchen führte. Bocaliua titulierte den südlichen Nachbarn als „pride of the *Latin race in America*“ (S. 68), zusammen mit Chile galt er als Beweis für das „unfounded stigma of political disability“ (S. 68), das die Lateiner im Vergleich mit den Angelsachsen besaßen. Das „*Latinité*“-Konzept fungierte in Brasilien aber nicht nur zur Betonung von Gemeinsamkeiten, sondern – so Preuss überzeugend – auch als Abwehrkonzept intern gegen die Rassenmischung und extern gegen die nordatlantischen Hegemonieansprüche.

Im nächsten Kapitel behandelt Preuss das Jahrzehnt nach der Abschaffung der Monarchie 1889 und damit die des zweiten „institutional exoticism in America“ (S. 75). In dieser von politischer Instabilität geprägten Zeit wird Spanisch-Amerika bei den meisten hier behandelten Protagonisten (Nabuco, Rui Barbosa (1849–1923), die vornehmlich aus dem monarchistischen Lager stammen, zum „negative reference point“ (S. 96, 114). Nach E. Prado ist die Situation sogar noch dramatischer, nachdem sich insbesondere Argentinien und Chile stabilisiert hatten: „Brazil had become like what they used to be“ (S. 106), nämlich eine von „*Caudillos*“ geführte, unzivilisierte, zurückbleibende Republik.

Die 1900er Jahre waren intern von Stabilisierung und wirtschaftlichem Aufschwung geprägt, nach außen von Internationalisierung. Sie standen unter dem Eindruck des wachsenden Einflusses der USA nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg 1898. Rui

Barbosa beschreibt diese Bedrohung und das Zusammenwachsen „*Latein*“-amerikas, wobei diejenigen Spanisch-Amerikanischen Länder Bewunderung erhielten, die als „successful copy of North Atlantic models“ (S. 140) galten, also eben nicht deren „Latin characteristics“ (S. 141). Höhepunkte sind die gegenseitigen brasilianisch-argentinischen Staatsbesuche, deren Choreographie ausführlich beschrieben und analysiert wird: „Virility, order, and progress“ (S. 142) sollten demonstriert werden. Insbesondere bei und nach der Panamerikanischen Konferenz in Rio 1906 stellte sich nach Preuss die Frage nach der Positionierung Brasiliens. Nabuco tendierte als erster Botschafter in Washington zum „*Amerikanismus*“ „under the tutelage of the United States“ (S. 164), Oliveira Lima (1867–1928) stand für eine stärkere Abgrenzung gegenüber dem „materialist utilitarian Other“ (S. 173) und für den lateinamerikanischen Weg.

José Maria da Silva Paranhos Jr., Baron von Rio Branco (1845–1912) schließlich prägte als Außenminister zwischen 1902 und 1912 die „*Luso*“-amerikanische Positionierung Brasiliens als friedliche Vormacht des Südens (Kap. 5). Preuss beschreibt die erfolgreiche Arrondierung des brasilianischen Territoriums (Missões; Französisch-Guyana; Acre) durch Rio Branco, wobei er – wie er betont: erstmalig – die symbolische Ebene in den Vordergrund stellt: Brasilien wurde so (wieder) zur Insel, zu „a powerful, proud, and peaceful island, an island with bridges“ (S. 210). Dieses Bild prägt – wie Preuss zeigt – bis heute die internationale Positionierung Brasiliens.

Preuss konzentriert sich in seiner Studie auf relativ wenige, wenn auch auf politisch-in-

tellectueller Ebene zentrale Figuren. Das ermöglicht ihm einerseits eine sehr intensive und weitgehend gelungene Auseinandersetzung mit deren Ansichten in ihren Schriften und in einigen Abbildungen über sie. Insbesondere zur Auseinandersetzung mit dem „*Latinité*“-Konzept in Brasilien trägt er, wenn auch eher implizit, wichtige Debatten zusammen. Andererseits hat dieser eliten- und begriffsgeschichtlich orientierte Ansatz zur Folge, dass einige (nicht aufgeworfene) Fragen offen bleiben, wie die Einstellungen in Regionen außerhalb des offiziellen Regierungsdiskurses,³ in anderen Sozialschichten oder auch Alltagspraktiken mit Bezug auf „*Latein*“-Amerika (Konsum, Sport, Öffentlichkeit, Kunst ...). Aber wie er eingangs feststellte, war das auch nicht sein Ziel, das vielmehr darin bestand, „to trace some major shifts and continuities“ (S. 23). Das Buch ist also eine gute Einführung in eine wichtige Thematik der historischen Brasilienforschung, die verständlicherweise und ausdrücklich einige (nicht benannte) Fragen offen lässt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. bspw. den Tagungsband zur Konferenz *Brazil no Contexto global – Brazil in Global Context (1870–1945)*, Lateinamerika Institut, FU Berlin, 27.-29. Oktober 2011, erscheint (voraussichtl. Ende 2012) als Sonderheft in: *História, Ciências, Saúde – Manguinhos*, Rio de Janeiro.
- 2 Vgl. ausführlich mit einem stärkeren Fokus auf Alltagspraktiken den Ansatz einer „veralltäglichen und akteursbezogenen Ideengeschichte“: S. Dorsch, *Verfassungskultur in Michoacán (Mexiko). Ringen um Ordnung und Souveränität im Zeitalter der Atlantischen Revolutionen*, Köln 2010 (Einleitung).
- 3 Bspw. der Beitrag zur Positionierung von São Paulo von S. Dorsch „Os paulistanos, ‘os ianques do sul’, e a doença moderna neurastenia (c. 1870–1930)“ (Anm. 1).

Michael Zeuske: *Simón Bolívar. Befreier Südamerikas. Geschichte und Mythos*, Berlin: Rotbuch Verlag, 2011, 173 S.

Rezensiert von
Andrés Otálvaro, Köln

Die Geschichte Venezuelas in den letzten 200 Jahren lässt sich nicht ohne Simon Bolívar verstehen. Er ist Mensch, Kult und Mythos. Das zeigt Michael Zeuske in seinem neuen Buch. *Simón Bolívars (1783–1830) politische und militärische Führerschaft* genügt nicht, um die Bedeutung der Figur, seiner Handlungen und seines Heldentums für die Geschichte dieses Landes zu begreifen. Es gilt die Dimension des Kultes und des Mythos um Bolívar zu analysieren. Der Bolívar-Kult ist ohne Zweifel der Eckstein einer Art ritualisierter Zivilreligion in Venezuela, die man „Bolivarismus“ nennen könnte. Sowohl das reale Leben dieses revolutionären Aristokraten als auch die Entwicklung des Bolívar-Kult-Mythos hatten wesentliche Auswirkungen auf die Konstruktion der venezolanischen Nation.

Das Buch besteht aus 176 Textseiten: Einleitung, vier Kapitel, Bibliographie und 34 Seiten Anmerkungen. Das erste Kapitel erläutert die historischen Grundlagen des Aufbaus einer Nation namens Venezuela. Im Fokus der Analyse sind „viele der eklatanten Brüche, Gegensätze und Mentalitätsunterschiede“ sowie Strukturen und menschlichen Praktiken, die sich seit der *Conquista* und während der Kolonie ge-

stalteten: Razzien- und Sklavereiwirtschaften, Schmuggel, Gewalt und Rassismus sind starke Traditionen, die die heutigen venezolanischen Territorien strukturell prägten.

Nach dem heterogenen, fragmentierten und instabilen Zeit-Raum-Komplex der *Independencia(s)* (1810–1821/23), als die prominente Figur Bolívar ins Licht der Geschichte trat, wurden diese großen Prozesse nicht abgeschafft, aber ihre Ausdrücke und Stilformen haben sich verändert. Diese Traditionen sind die Basis für die Entwicklung der venezolanischen Nation, das Erscheinen Simón Bolívars und die Verwirklichung seines Kultes. Hinzu kommen andere langfristig wirkende Faktoren der venezolanischen Geschichte wie die rudimentäre Institutionalisierung, die Freihandelsmentalität der Eliten, der *Caudillismo* und seine Verwandtschaftsstrukturen, die Rebellionstradition in der Landbevölkerung, die Macho-Rituale, die Gewaltkultur und die Radikalität der venezolanischen Anführer.

Die Konstruktion des venezolanischen Nationalstaates nach dem liberal-eurozentrischen Muster ist eine komplizierte Problematik. Vor allem im Kontext der Kolonie, aber auch unter den verschiedenen republikanischen Staatsversuchen der venezolanischen Eliten entwickelten sich das Gemeinschaftsgefühl und das Nationalbewusstsein unzureichend und unregelmäßig. Dazu kommt ein dramatischer Mangel an soliden Institutionen, territorialer Einheit, Rechtswesen, Steuersystem und Staatsbürgerschaft. Die Konsolidierung einer stabilen Nation blieb dementsprechend eine unerfüllte Aufgabe. Die Bedeutung Bolívars soll in dieser Hinsicht betrachtet werden: Ohne Bolívar kann

sich die venezolanische Nation nicht konzipieren; die Überhöhung des Mannes und sein Mythos (bei der die offiziellen Interessen der Eliten sowie die unendliche „Kraft der Volksphantasie“ der Unterschichten eine dynamische Rolle gespielt haben) hat gleichzeitig die rational-liberale Entstehung einer Nation nach dem zivilisatorischen Vorbild Europas verhindert. So ist der Bolívar-Faktor eine paradoxe Kraft für die venezolanische Nation.

Im zweiten Kapitel befasst sich Zeuske mit dem tatsächlichen Leben von Simón Bolívar, seinen Ahnen und Zeitgenossen: die Kindheit, Verwandte, Freunde und Mitkämpfer der Unabhängigkeitskriege werden beschrieben. Hier gewinnen die Sozialanthropologie, die Wirtschaftsanthropologie und die Wirtschaftsgeschichte viel Gewicht. Interessante historische Ereignisse, Zufälligkeiten, Absichten und soziopolitische Verhältnisse verflochten sich, damit Bolívar endlich 1813 als *Libertador* und Generalkapitän seitens der *Independencia* von Cristóbal Mendoza (1872–1829) – Sklavenhalter und mächtiger Aristokrat – ernannt werden konnte.

Wichtig ist es zu betonen, welcher elitärer Status Bolívar prägte, denn „grundsätzlich hat sich Bolívar vom Habitus seiner Klasse nicht gelöst – er dachte, kleidete sich, schmeckte, roch und redete wie sie [also die *Mantuanos*, die weiße Oligarchie]“ (S. 74). Dazu kamen die Strukturen der Sklaverei und der Latifundienwirtschaft, welche trotz aller Anstrengungen, Dekrete und Aussagen Bolívars und der *Patriotas* zwecks der Emanzipation und der Abschaffung der kolonialen „Extraktionsmaschinerie“ nach 1830 wiederaufgebaut wurden: die Rechtsfigur der *Manumisión* in der Verfassung von Cucutá (1821)

funktionierte als eine maskierte Strategie für die Fortsetzung der Sklaverei. Das ist ein dramatisches Beispiel der Heuchelei der Eliten, die Bolívar unterstützten.

Im zweiten Kapitel wird auch die Entstehung und Entwicklung des Bolívar-Kults analysiert. Als „eine Art profanes Institutionen-Theater“ oder offizielle Aneignung des Raumes ist der Bolívar-Kult in unterschiedlicher Weise von allen venezolanischen Präsidenten seit José Antonio Páez (1790–1873) bis Hugo Chávez (*1954) vorangetrieben, verstärkt und im Dienst der staatlichen Legitimation kapitalisiert worden. Zahlreiche Staatsfeste, Erinnerungsorte, Militärparaden, die nationale Ikonographie, offizielle Aufführungen, Gesten und Zeremonien sind notwendige Komponenten dieses Kultes. Zeuske meint, die vielfältigen Dimensionen des Kultes seien wenig untersucht. Auch der renommierte „Urvater des Bolívar-Kults“, Germán Carrera Damas (*1930), hätte sich vor allem mit dem Mythos beschäftigt. Mehr Forschungsprojekte über den Aufbau des Kultes im Rahmen der politischen Geschichte und im Kontext der alltäglichen Praktiken der Unterschichten sollten unternommen werden.

Parallel zum Bolívar-Kult entwickelte sich der Bolívar-Mythos, der auf einer breiten kulturellen Grundlage fußt: auf Schriften (*Archivo*: Briefe, Dekrete, Diskurse, Reden, *Memorias*...), Bildern, Märchen, Lieder, Witzen, Gesten und Denkmälern, die historisch entweder direkt oder indirekt Bolívar betrafen. Für die Analyse dieser mythischen Dimension, ist es relevant, die Entstehungsverhältnisse, die offiziellen Diskurse und die Absichten der politischen Akteure sorgfältig zu betrachten. Man kann zwei komplexe Leitlinien

definieren: den „romantisch-konservativ-nationalistisch-positivistischen Bolívar“, im historischen Dienst des Officialismus und der venezolanischen Eliten, und den „Volks-Bolívar“ der Oralkultur der Unterschichten, welcher die sozialrevolutionäre Facette des *Libertador*, die Widerstandskämpfe der Bauernbewegungen, die mystisch-esoterische Religion um Maria Lionza und die mutmaßlichen schwarzen Vorfahren Bolívars legitimiert. Beide Leitlinien des Mythos sind nicht widersprüchlich, sondern komplementär: „Oft verhielten sie sich symbiotisch. Der Volksmythos assimilierte und reinterpretierte in Alltagssprache die Begriffe des konservativen und des realrevolutionären Mythos, welche wiederum Elemente des Volksmythos aufgriffen. Was in keinen der Mythen Eingang fand und wenn doch, dann nur als Submythos vom ‚Reichen, der für die Armen kämpft‘, waren die oligarchische Herkunft und das weiterlaufende Interesse Bolívars an den Grundlagen dieses elitären Status.“ (S. 94-95). Dazu kommen andere Versionen des Mythos wie der „internationale linksrevolutionäre Bolívar“ des 20. Jahrhunderts.

Im dritten Kapitel wendet sich Zeuske einem der Submythen um Bolívar zu, welcher aufgrund der Begegnung zwischen Alexander von Humboldt und dem jungen Bolívar im Jahre 1804 in Paris entstanden ist. Zeuske dekonstruiert, was in der traditionellen Geschichtsschreibung lange als Faktum beachtet worden ist. Manche fiktive Konstruktion entsteht aus der oralen Überlieferung, und das ist der Fall bei dieser mythischen Begegnung, denn das „kanonisierte“ Gespräch ist eine Erfindung des Aristides Rojas (1826–1894) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Zeuske postuliert im letzten Kapitel des Buches die heutige Gestaltung eines „chavistischen Bolívars“ im Kontext der „bolivarianischen Revolution“ seit 1999. Die Überhöhung des *Libertador* setzt mit aktuellen Einzelheiten fort. Geboren in der Armutskultur von Sabaneta in den venezolanischen Llanos, kennt und repräsentiert Hugo Chávez den „plebejisch-mulattischen Volks-Bolívar“ und seine sozialrevolutionären Auswirkungen. Gleichzeitig repräsentiert er als Präsident der Republik sowohl den konservativ-romantischen als auch den positivistisch-nationalistischen Bolívar. Allerdings zeigen die soziopolitischen Tendenzen der letzten zehn Jahre, dass der heutige Bolivarianismus nicht nur nach Personalismus (bzw. Populismus) und Militarismus, sondern auch nach einer tiefergehenden Umgestaltung der gegebenen Verhältnissen strebt. Bezüglich der gegenwärtigen venezolanischen Geschichte und als erfahrener Historiker behauptet Michael Zeuske: „Mit der Arbeit von Historikern oder Sozialwissenschaftlern hat das alles viel zu tun: Phasen politischer Umgestaltung und Polarisierung sind allerdings noch nie Zeiten kontemplativer historischer Forschung gewesen“ (S. 127). Venezuela ist also fruchtbares Terrain für interessante Sozialforschungen und für akademisch-politisches Engagement.

Heinz Duchhardt (Hrsg.): Russland, der Ferne Osten und die „Deutschen“ (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 80), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009, 123 S.

Rezensiert von
Kristina Küntzel-Witt, Lübeck

In diesem Sammelband sind die deutschen Beiträge von zwei deutsch-russischen Konferenzen veröffentlicht, die im Dezember 2007 und im September 2008 in Mainz und Moskau stattfanden und der Frage nachgingen, welche Rolle Deutschstämmige in russischen Diensten bei der Erschließung des Fernen Ostens durch das Russländische Reich spielten. Die Tagungen sind von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Russischen Fonds für Geistes- und Sozialwissenschaften (RGNF) gefördert worden. Zu Recht betont Heinz Duchhardt in der Einleitung, dass es an einer größeren systematischen Abhandlung über die Beteiligung von deutschstämmigen Gelehrten und Administratoren an der Eroberung und Erschließung des russischen Fernen Ostens fehlt und mit der vorliegenden Publikation eine Forschungslücke geschlossen wird. Gleichzeitig verweist er darauf, dass die Autoren vor methodischen Problemen standen, wie mit dem Begriff des ‚Deutschen‘ umzugehen sei, da die ‚deutsche‘ Identität etwa bei Deutschbalten oder deutschen Gelehrten in Diensten der Petersburger Akademie der Wissen-

schaften sehr heterogen ausgeprägt war. Letztendlich wird die Frage, inwieweit ihre Protagonisten sich über ihre deutsche Herkunft definierten, den einzelnen Autoren überlassen.

Die sechs Beiträge sind chronologisch geordnet und beginnen mit einem Artikel von Christine Roll zur russischen Kartographie über Sibirien und den Fernen Osten und den Beitrag Deutscher daran (S. 5-30). Zunächst wird dem Leser ein komprimierter Überblick über den Forschungsstand zur Kartographie und zum ‚spatial turn‘ angeboten, anschließend fährt Roll mit einem Abriss der russischen Eroberung Sibiriens fort und präsentiert dann die Besonderheiten der russischen Kartenerstellung (sog. čertež = Skizze) in der Zeit vor Peter I. (S. 12). Danach stellt sie kurz die wichtigsten Karten aus westeuropäischer Produktion vor und konzentriert sich dabei stark auf Herbersteins berühmte Karte, darüber hat sich zuletzt Annina Cavelti auch ausführlich geäußert.¹

Es folgt eine Analyse der Karten bzw. čerteži, die Sibirien und sogar die Grenzgebiete zwischen Russland und China festhalten, wobei die meisten aus der Werkstatt von Semen Remezov und seinem Vater Uljan stammen (S. 17 f.). Die Verfasserin bezieht sich auf die Forschungen von Valerie Kivelson.² Roll stellt fest, dass, nachdem der Grenzverlauf im Vertrag von Nerčinsk 1689 festgelegt wurde, auch das Interesse an Karten zum Grenzgebiet rasch versiegte. Erst im ersten russischen Atlas von 1745 finden sich Karten europäischen Stils, die erneut die Grenzgebiete festhalten. In ihrem Fazit kommt Roll zu der Erkenntnis, dass man in Bezug auf die Kartenherstellung im Russland der Frü-

hen Neuzeit weniger von einem Anteil der ‚Deutschen‘ daran sprechen kann, vielmehr spielten dabei viele Ausländer unterschiedlicher Herkunft eine gewichtige Rolle.

Im anschließenden Beitrag setzt sich Dittmar Dahlmann mit den russischen Beziehungen zu China vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auseinander (S. 31-47). Genauso wie in Westeuropa gab es in Russland im Mittelalter nur spärliche Informationen über China, das änderte sich erst mit der Eroberung Sibiriens ab 1582 durch die russischen Kosaken. Im 17. Jh. kam es dann zur direkten Kontaktaufnahme zwischen russischen Abgesandten und dem chinesischen Hof, die sich durchweg als sehr schwierig herausstellte. Für die chinesischen Herrscher war das Russländische Reich kein gleichwertiger Verhandlungspartner sondern ein tributpflichtiger Nachbar, der sich in zeremonieller Hinsicht unterwürfig zu zeigen hatte, was die russische Seite nach allen Kräften zu verhindern suchte. Außerdem fehlte es beiden Seiten an geeigneten Dolmetschern, so musste der wichtige Friedensvertrag von Nerčinsk in lateinischer Sprache von Jesuiten festgehalten werden (S. 41)! Dahlmann betont die weite Verbreitung der Reiseberichte von Eberhard Isbrand Ides und Adam Brand in Westeuropa, die Sibirien auf einer Gesandtschaft nach China 1692–1695 bereist hatten. So wurden die Reiseberichte ausgiebig von Leibniz rezipiert, was nicht zuletzt diesen dazu angeregt haben mag, später Peter I. zu ersuchen, den Fernen Osten intensiver zu erforschen. Weiter zeigt sich in dem Beitrag, wie umkämpft das Amurgebiet bereits im 17. Jh. war, ein Konflikt, der zweihundert Jahre später vehement wieder aufbrach.

Es folgt eine Abhandlung von Eugenia Massold über ethnologische Forschungen im Gebiet des Altaj im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (S. 49-77). Der Altaj ist eine sibirische Grenzregion, über die relativ kontinuierlich berichtet wurde. Die ersten zuverlässigen Nachrichten stammen von Nikolaj Spafarij (Spatharij), der 1675 als russischer Gesandter nach China geschickt wurde und auf seinem Weg den Altaj bereiste. Später folgten im 18. Jh. die Berichte der deutschstämmigen Gelehrten J. G. Gmelin und G. F. Müller von der zweiten Kamtschatkaexpedition, nach ihnen waren es vor allem P. S. Pallas und J. G. Georgi, die auf ihrer Expedition 1771 den Altaj ausgiebig erkundeten. 1829 bereiste schließlich Alexander von Humboldt das Altajvorland (S. 52). Auch Gelehrte aus dem Umfeld der Dorpater Universität wie z. B. Carl Friedrich Ledebour 1826 oder später Alexander von Middendorff bereisten den Altaj.

Im Altaj leben verschiedene turksprachige Ethnien, „Altajer“ ist somit nicht mehr als eine Sammelbezeichnung (S. 54). Gemeinsam ist ihnen, dass sie Anhänger schamanistischer Naturreligionen sind, über die sehr wenig in deutscher Sprache publiziert wurde (S. 55/57). Zu sowjetischer Zeit waren Feldforschungen von Ausländern in Sibirien schlicht verboten und so hat sich hier nach 1991 ein breites Forschungsfeld eröffnet. Massold weist wohlbegründet darauf hin, dass auch nach 1991 die meisten russischen ethnologischen Publikationen ausgesprochen russozentristisch ausgerichtet und in methodischer Hinsicht häufig wenig gewinnbringend sind (S.59). Nach diesem Überblick über den Forschungsstand folgt eine Analyse der wichtigsten Berichte von Gmelin, Georgi, Grigorij

Spasskij, Alexander von Bunge und Petr A. Čičačev über die Bewohner des Altaj, wobei nach der Meinung der Autorin im Laufe des 19. Jahrhunderts die Beschreibung der indigenen Völker immer abwertender und negativer wurde, was sie nicht zuletzt auf den sich ausbreitenden russischen Nationalismus zurückführt.

Es schließt sich daran ein Artikel von Diana Ordubadi zu Carl Heinrich Merck und der Erforschung des russischen Nordostens im Rahmen der Billings-Saryčev-Expedition von 1785–1795 an (S. 79-96). Merck (1761–1799) war ein deutscher Arzt aus Darmstadt, der eher zufällig an der genannten Expedition teilnahm und die Aläuten, die Halbinsel Čukotkas und die Südküste von Alaska erstmals intensiv erforschte. Seine Forschungen waren sowohl naturwissenschaftlicher als auch ethnologischer Art und bekannt wurde er mit seiner Schrift über die Čukči (S. 90). Da Merck wegen seines unerwartet frühen Todes seine Reiseberichte nicht mehr veröffentlichen konnte, geriet er schnell in Vergessenheit. Rein zufällig sind seine Aufzeichnungen in den Besitz des Archivs der Familie Merck gelangt und mittlerweile wurde ein erster Teil seines Tagebuchs veröffentlicht.³ Aus dem Fundus der sehr ertragreichen Aufzeichnungen skizziert Ordubadi das Bild eines Forschers, der sich sehr bemühte, persönliche Wertungen zurückzuhalten und möglichst umfassend und nicht pejorativ zu berichten. Insgesamt bietet der Artikel einen fundierten Überblick über Leben und Werk des ansonsten bislang von der Forschung vernachlässigten Gelehrten.

Heinz Duchhardt widmet seinen Artikel (S. 97-102) dem ebenfalls wenig bekannten deutschen Arzt Joseph Rehmann

(1779–1831), der 1806 mit der Golovkin-Gesandtschaft nach China reiste, Peking allerdings nie erreichte, weil die Gesandtschaft die chinesische Grenze wegen Streitigkeiten bezüglich des Protokolls nicht passieren durfte. Rehmanns Verdienst liegt weniger in seiner Rolle als Begleiter der Gesandtschaft begründet, sondern vielmehr war er der erste Arzt, dem es gelang, Impfungen bei den sibirischen Ethnien durchzusetzen und er war ein wichtiger Wissensvermittler. Rehmann war mit dem preußischen Freiherr vom Stein gut bekannt und versorgte diesen mit Informationen über Sibirien und den Fernen Osten. Außerdem weckte er an der Moskauer Universität, wo er ab 1810 lehrte, das Interesse an der Erforschung Chinas und der Mongolei (S. 99). Nicht zuletzt ist er in Vergessenheit geraten, weil eigenständige Publikationen von ihm fehlen.

Der abschließende Artikel von Jan Kusber setzt sich mit Leben und Werk von Fedor P. Litke (1797–1882) auseinander (S. 103–117). Zunächst beschäftigt sich Kusber mit der Vielfalt der ‚Deutschen‘ im Russländischen Reich. Die Familie seines Protagonisten Friedrich Benjamin Lütke/Fedor Petrovič Litke lebte bereits in der dritten Generation in St. Petersburg, der Großvater war stellvertretender Rektor des Gymnasiums der Akademie der Wissenschaften. Litke selbst trat in die Marineakademie ein und begleitete Vasilij Golovnin auf seiner Weltreise von 1817–1819, danach erforschte Litke Novaja Zemlja. Es folgte eine weitere Weltreise unter seiner Leitung, deren Ergebnisse Litke in seiner Beschreibung „Eine Reise um die Welt, 1826–1829“ vorstellte und die ihn berühmt machte (S. 108). Litke übernahm als Vizepräsident de facto die Leitung der

Russischen Geographischen Gesellschaft, die er 1845 mitgegründet hatte und der offiziell Großfürst Konstantin Nikolaevič vorstand, dessen Erzieher Litke gewesen ist. 1864 wurde Litke zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt und blieb es bis 1881. Zum Abschluss des Artikels vergleicht Kusber Litkes Selbstverständnis als Gelehrter und Entdecker mit dem des nicht weniger berühmten Kollegen Petr Semenov-Tjan-Šanskij und kommt zu dem Schluss, dass letzterer einen neuen Gelehrtentypus verkörpert, der sein Werk viel stärker auf politische Zielsetzungen ausrichtete, während Litke von einem Reichspatriotismus erfüllt gewesen sei (S. 114).

Abgerundet werden die Beiträge durch ein Personenregister und ein Autorenverzeichnis.

Insgesamt fasst der sorgfältig edierte Tagungsband viele Erkenntnisse über die Rolle der deutschstämmigen Gelehrten bei der Eroberung und Inbesitznahme des russischen Fernen Ostens zusammen, darunter befinden sich auch neue Forschungsergebnisse wie zu Merck oder dem Altaj. In einigen Beiträgen wird klar zum Ausdruck gebracht, dass die Deutschen keineswegs immer eine dominante Rolle spielten. Über die Bedeutung ihrer deutschen Herkunft für diese Gelehrten erfährt der Leser vor allem Näheres in den Artikeln von H. Duchhardt und J. Kusber.

Anmerkungen

- 1 A. Cavelti, Was Karten über die Vergangenheit erzählen. Herberstein und Jenkinson kartographieren Russland, in: J. Happel / Ch. Von Werdt (Hrsg.), Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe (= Osteuropa Bd. 3), Münster 2012, S. 133–154.

- 2 Ch. Roll, *Cartographies Of Tsardom. The Land And Its Meanings In Seventeenth-Century Russia*, Ithaca 2006.
- 3 C. H. Merck, *Das sibirisch-amerikanische Tagebuch aus den Jahren 1788–1791*, hrsg. von D. Dahlmann, A. Friesen, D. Ordubadi, Göttingen 2009.

Karl Schlögel (Hrsg.): *Mastering Russian Spaces. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte (= Schriften des Historischen Kollegs, Bd. 74)*, München: Oldenbourg Verlag, 2011, 314 S.

Rezensiert von
Denis Sdvizkov, Moskau

Wie es sich für einen „wohl temperierten“ Sammelband gehört, ist sein Titel Programm. Diesem liegt ein Gleichgewicht der Widersprüche zugrunde: Einerseits wird der Raumbegriff durch die „Pluralisierung der Räume“ (S. 16-17) de-ontologisiert und sein Konstruktionscharakter betont. Andererseits werden die multiplen Räume durch ihre Phänomenologie verbunden, denn sie sind eben *Russian*.

Der Herausgeber Karl Schlögel thematisiert diese Dialektik in seiner Einführung: Der Zusammenbruch der ehemaligen Pax Russica/Sovietica und ihre Re-Imaginierung wecken in der Russlandforschung Interesse an Raumkonstruktionen. Gleichzeitig ist die Raumgeschichte eine Reaktion auf das Verdrängen des „Lokalen und Körperlichen“ (S. 10ff.) in der strukturalistischen Version der Geisteswissenschaften. Die Zusammenfassung verortet

den Sammelband „nach dem spatial turn“, und mit Recht: Ist die Dekonstruktion Antithese zu „großen Narrativen“, so muss irgendwann auch die Synthese folgen, die detailgetreue Rekonstruktion des Lokalen, wie auch des Einmaligen.¹ Es ist daher nur zu begrüßen, dass der neue Band aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln den Versuch unternimmt, dieses Potential einer neuen Raumgeschichte auszuloten.

Der englische Titel lässt einen ehemaligen sowjetischen Schüler auch an den Sinnpruch des „neuen Menschen“ Bazarov aus Ivan Turgenevs Roman „Väter und Söhne“ denken, der jedes Klassenzimmer schmückte: „Die Natur ist kein Tempel, sondern Werkstatt (*masterskaja*), und der Mensch hat darin zu arbeiten“. Unter *mastering spaces* wird ja auch die moderne „Verwandlung der Welt“ verstanden (S. 24-25). Abweichende Beispiele werden erst dann angeführt, wenn es gilt, das Defizitäre und Unmoderne bei der Raumbewältigung aufzudecken – so Carsten Goehrke über den Unterschied zwischen der russischen und der US-amerikanischen *frontier*-Erfahrung (S. 42), so Susi K. Frank und Roland Cvetkovski über die spezifisch russischen Raumkonzepte (S. 73-108), so auch Klaus Gestwas Schlussvergleich des orientalistischen Modells der „hydraulischen Gesellschaft“ nach K. A. Wittfogel mit der sowjetischen Hydroenergetik der Nachkriegsjahre (S. 279-280).

Space matters aber beiderseits: die mentale Topografie der Historiker (wie sicher auch der Rezensenten) spielt eine eigene Rolle.² Hier betrifft es die „europäische“ Wahrnehmung der Disproportion russischer Räume – des Imperialen und des Öffentlichen, des Natur- und des Sozialraumes. So schreibt Carsten Goehrke in erster Linie darüber,

was die russischen Räume *nicht* sind: sie sind nicht natürlich, sondern ein Ergebnis der imperialen Expansion. Diese blockiert ihrerseits die Entfaltung des öffentlichen Raums. Nur in einem solchen geschichtlichen Kontext tritt dann auch der physische Naturraum in seine Rechte ein (S. 43). Diese Optik führt unweigerlich zur Frage nach dem Sonderweg, zum „Quo vadis, Russia?“ – an dem einzig möglichen Rom vorbei (S. 40).

Marc Bassin analysiert die Lösungsversuche dieser Aporien bei zwei Generationen der sogenannten „Eurasier“: Statt der nationalen nahmen diese eine räumliche/territoriale Identität als Grundlage für das Gemeinwesen an. Dabei sollte die „Aufrechterhaltung des Staates in seiner Macht- und Raumgröße“ (Katharina II.) aus der imperialen zur öffentlichen Aufgabe werden.

Die beiden anschließenden Beiträge beschäftigen sich mit der historischen Semantik des „russischen Raums“ in den Konzepten des „Nomadisierens“ (*stranničestvo* bei Susi K. Frank) und der „Wegelosigkeit“ (*bezdorozje* bei Roland Cvetkovski). Beide Begriffe verdeutlichen, wie sich russische Räume immer wieder gegen die disziplinierende *Policey* sträubten. In dem ersten Fall entsteht ein *Hort der Freiheit* (S. 106) durch eine staatlich nicht kontrollierte Mobilität, in dem zweiten umgekehrt durch die Immobilität. Die Entwicklung wird aber unterschiedlich bewertet: Das *Nomadisieren* wird nach S. Frank im entstehenden russischen Nationaldiskurs positiv umgedeutet, indem es jetzt die imperiale Expansion rechtfertigt (S. 84). Die *Wegelosigkeit* enthält dagegen ein fatalistisches Moment, indem sie ein Verweis auf die „staatsfernen Ort autochthoner immobilier

russischer Kultur“ und die fehlende Kommunikation im russischen Raum (S. 106-107) bleibt.

Bei aller Virtuosität der Interpretation gelten meine Zweifel vor allem der Reinheit des Obertons: Ist der Konflikt des Nomadismus jeder Art mit dem *Policeystaat*, so wie dieser etwa bei Michel Foucault dargestellt wird, nicht immanent und universal? Wie auch der Konflikt des Irdisch-häuslichen, des „Langsam ist sicher“-Prinzips mit der überwiegend christlich besetzten Metaphorik des *Weges*? Sprechen die rasant steigenden Passagierzahlen in den niederen Klassen der Eisenbahn im ausgehenden Zarenreich aus dem nachfolgenden Artikel von Frithjof B. Schenk dagegen nicht schon eine andere Sprache (S. 117-118)? Denn die Zahlen und Wirtschaftsargumente der „klassischen“ Sozialgeschichte reimen sich durchaus mit den „flotten kulturgeschichtlichen Betrachtungsweisen“ (Klaus Gestwa, S. 282). Auch die *Wegelosigkeit* bezeichnete im Bauernlexikon ja vor allem die Schlammzeit im Frühjahr und Herbst, die eine Unterbrechung der lokalen Kommunikation mit sich brachte und die mit der fortschreitenden Vermarktung der Bauernwirtschaft immer wichtiger wurde, also ein Defizitbegriff durch und durch. In dieser Perspektive sehen die Proportionen des „spezifisch Russischen“ dann doch anders aus.

Die zum großen Teil durch die russischen Diskurse selbst bewirkte Übertreibung der *Russianness* ist eher zu bewältigen, wo es primär um die Geschichte des Raums, und nicht um die Geschichte(n) über den Raum geht. Als überzeugende Beispiele der ersten Variante sind im Sammelband der erwähnte Beitrag von Frithjof Benjamin Schenk über die russische Eisenbahn

(S. 109-128) oder der Aufsatz von Susan E. Reid über das „Kommunalwesen“ (*kommunalnyj byt*) unter Chruščev (S. 149-186) zu nennen. Durch die Lokalisierung und Detailtreue gewinnt man einen tieferen Einblick in die Transformation älterer und die Produktion neuer Räume, die immer als dynamische Interaktion unterschiedlicher Akteure und Zusammenhänge zu verstehen sind.

Ein eigener Mehrwert ergibt sich auch durch die Gegenüberstellung einzelner Beiträge, besonders im „sowjetischen“ Teil des Sammelbandes, der verständlicherweise vor allem mit der Utopie und ihren Schattenseiten arbeitet – ganz im Geiste der unlängst erfolgten Synthese des Herausgebers.³ Dabei reicht das Spektrum von der „Utopie im Hinterhof“ bei Susan Reid bis zur Utopie im größeren Maßstab wie bei den Visionen des „neuen Moskaus“ im Kino und anderen Medien bei Oksana Bulgakova, sowie in der „Heterotopie“ des sowjetischen Musterkurorts Sochi, der zur Projektion dieses neuen Moskaus im exotischen Süden werden sollte (Christian Noack, S. 187-198).⁴

Eine Antiutopie schildern die Aufzeichnungen von Katharina Kucher über den – in diesem Fall eher *diabolus* als *genius loci* – von Norilsk, der sowjetischen Neugründung hinter dem Polarkreis, die von den GULAG-Häftlingen erbaut und von den Lagern umschlossen war. Der Beitrag von Wladislaw Hedeler rekonstruiert die personalisierte Topografie des Terrors. Es ist eine Art Negativ des „lichten Weges“ aus der Peripherie ins Zentrum (Bulgakova) – in Hedelers Artikel führen die Wege aus der Wohnung gegenüber dem Kreml zum namenlosen Grab an der Stadtperipherie. Die „dichte Beschreibung“ des Lokalen

fordert aber auch eine nahezu anthropologische Akribie. Die eindrucksvolle Schilderung der symbolischen Topografie des „neuen Moskaus“ bei Oksana Bulgakova verfehlt manchmal die Anbindung an die reelle Topografie und Stadtgeschichte. So werden aus einem Stadttor zwei (Iverskie/Woskresenskie, S. 261) oder: die Montage (der ersten goldenen Variante, übrigens) der Kremlsterne 1935 hatte mit der Verwerfung der Baupläne für den Palast der Sowjets nichts zu tun (S. 273). Im Gegenteil sollte der Kreml dadurch dem gerade angenommenen Projekt des Palastes als eine Station der Stalinschen Variante der Berliner „Ost-West-Achse“, Lenin-Prospekt, angepasst werden.

Am Schluss gelingt es Klaus Gestwa anhand der Archivalien und der Wirtschaftsliteratur ein erstaunlich lebhaftes Bild der sowjetischen Raumbewältigung mit seinen unüberwindbaren Widersprüchen zwischen dem Triumphalismus der Nachfahren des Turgenev'schen Bazarov und den Realitäten der „großen Baustellen des Kommunismus“ zu rekonstruieren.

Fazit: Wenn auch das Phänomenale der russischen Räume beim Sammelband im Mittelpunkt steht und er mit diesem Fokus durchaus neue Perspektiven und Erkenntnisse liefert, wäre hier auch an Gegengewichte zu denken gewesen, vor allem an den Vergleich mit den nicht-russischen, wie auch mit den „europäischen“ russischen Räumen. Die Eisenbahn wäre eine Möglichkeit. Aber auch der universitäre Raum oder die sozial-kulturelle Landschaft der adligen Güter, sowie die interimperialen Parallelen des *space mastering* könnten dieses Vergleichsmaterial liefern, zumal es sich dabei um populäre und mittlerweile gut erforschte Themenbereiche

handelt. Die so profilierten feinen Unterschiede mit ihrer Vielfalt der Grautöne wären wohl vielsagender als schwarz-weiße Binaritäten.

Doch *Desiderata* gehören zum klassischen Genre der Rezension. Zurück aus dem Utopia auf die Erde kann man den Herausgeber und die Beiträger zum erfolgreichen empirischen und methodologischen Mastering der russischen Räume nur beglückwünschen und: *v dobryj put'*.

Anmerkungen

- 1 Siehe dazu das Plädoyer von V. M. Živov, *Gumanitarnye nauki: čem my stradaem i kak lečitsja*, in: *Desjat' otzyvov na stat'ju Kevina Platta*, in: NLO, 2010, Nr. 6, (<http://magazines.russ.ru/nlo/2010/106/gu5.html>, letzter Zugriff 23.01.2012).
- 2 Zu den Raumkonstruktionen im historischen Denken: N. Koposov, *De l'imagination historique*, Paris 2009.
- 3 K. Schlögel, *Terror und Traum. Moskau 1937*, München 2008.
- 4 Lohnend wäre darüber hinaus ein Vergleich mit der jüngsten Umwandlung von Sochi zum Modellraum der angekündigten „Modernisierung“ Russlands im Vorfeld der Olympischen Winter-spiele 2014.

Charlotte E. Henze: *Disease, Health Care and Government in Late Imperial Russia: Life and Death on the Volga, 1823–1914*, London: Routledge, 2011, 232 S.

Rezensiert von
Lutz Häfner, Göttingen

„Unsere Stadt versinkt im Dreck.“ Mit diesen Worten beschrieb der Saratover Bürgermeister A. N. Epifanov 1895 die

unhygienischen Lebensbedingungen in der sog. „Hauptstadt des Wolgagebiets“, deren Bevölkerung sich zwischen 1890 und Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor allem durch Arbeitsmigranten auf etwa 250.000 Einwohner verdoppelte. Eine Folge der Verstädterung sowie der unzureichenden „Städtetechnik“ war eine extreme Sterblichkeit, die auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch bei etwa 40 je 1.000 Einwohner lag. Lokale Ärzte argumentierten, dass (Arbeits-)Migranten zu einem gut Teil für die hohe Mortalität in der Stadt verantwortlich seien – und tatsächlich waren es Matrosen und Reisende aus Astrachan', die 1892 zu den ersten Cholerakranken in der Stadt zählten (S. 43). Die Wolga war eine der Haupteinfall- und Verbreitungsrouten dieser Krankheit im Zarenreich. Seuchenprohibition und Städteassanierung waren Schlagworte, die in der Wolgametropole über Dezennien auf kein Echo stießen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts endeten epidemische Erkrankungen in Saratov nicht, sie wechselten einander lediglich ab.

Vor diesem Hintergrund ist Henzes Konzeption, die sechs Cholerapandemien, die zwischen 1823 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs Europa und das Zarenreich im Besonderen heimsuchten, als Fallstudie des Transithandelszentrums Saratov zu untersuchen, plausibel. Das Werk besteht aus fünf Kapiteln, die mit Ausnahme des zweiten und vierten chronologisch gegliedert sind. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Choleraepidemien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sowie ihrem neuerlichen Auftreten 1871/2. Henze verdeutlicht, dass der Staat als Hauptakteur weniger der Prävention als vielmehr auf die Einschränkung der Freizügigkeit der

Bevölkerung vertraute: ein *Cordon sanitaire* galt ihm als das Mittel schlechthin. Die Quarantänegesetzgebung unterlag allerdings im Laufe der Jahrzehnte der Veränderung. Zwar implementierte der Staat mit bemerkenswerter Rigidität eine Quarantäne 1878 im Zusammenhang mit der Pest, insgesamt aber seien Tendenzen „liberaleren“, weniger strikten Handels – insbesondere durch ein neues Gesetz aus dem Jahr 1886 – zu beobachten gewesen, die für das Ausmaß der Choleraepidemie 1892 mitverantwortlich zu machen seien (S. 25). Der zweite Teil legt die lokalen Rahmenbedingungen Saratovs, nämlich die städtische Topographie, die Bevölkerungs- und Beschäftigungsstruktur, die lokale Selbstverwaltung sowie die unzureichenden hygienischen Verhältnisse dar. Herzstück der Untersuchung ist die Choleraepidemie des Jahres 1892, die mit landesweit fast 268.000 Toten zwar weniger Menschenleben als 1848 forderte, vor allem aber beträchtliche soziale Spannungen, wie Henzes These lautet, verstärkte und offenbarte. Diese entluden sich in den sog. Choleraunruhen Ende Juni 1892. Eine Verfügung des städtischen Magistrats, den Verkauf von frischen Lebensmitteln einzuschränken, um dadurch die weitere Verbreitung der Choleravibrionen zu verhindern, fügte einerseits den Händlern ökonomischen Schaden zu. Andererseits drohten der Bevölkerung Versorgungsengpässe. Etwa 2.000 Menschen – animiert durch Gerüchte, Menschen würden in den Krankenhäusern vergiftet und zum Teil lebendig und ohne kirchliche Riten begraben – reagierten darauf mit Übergriffen auf Uniformierte, machten förmlich Jagd auf Angehörige der *intelligencija*, insbesondere auf Ärzte. Sie

befreiten die Choleraerkrankten aus einem Hospital und verwüsteten es. Mehrere Menschen fielen den Unruhen zum Opfer. Erst nach einem Tag gelang es dem eilig herbeigerufenen Militär, den Aufruhr mit Waffengewalt zu beenden. Folgerichtig behandelt der vierte Abschnitt die Konsequenzen der Choleraepidemie. Das Interesse gilt der medizinischen Profession, dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn sowie letztlich dem Triumph der Bakteriologie Robert Kochs und anderer über die auch im Zarenreich sehr populäre sozialmedizinische Miasmentheorie Max v. Pettenkofers (S. 119). Weiter werden die Reaktionen der russischen gebildeten Gesellschaft, der Petersburger Regierung sowie der städtischen Selbstverwaltung Saratovs in Bezug auf Seuchenprophylaxe und Hygienepolitik betrachtet. Das letzte Kapitel behandelt die Choleraepidemien in den Jahren 1907 und 1910, die weniger in Saratov als vielmehr in den benachbarten Gouvernements Samara und Astrachan' zu massenhaften Erkrankungen und zum Tod führte. Wenngleich Henze die Saratover Stadtverwaltung im Vorfeld, während, teils auch im Nachgang der Choleraepidemie 1892 schwerer Versäumnisse zeihet, so weist sie doch dem Staat und seiner Administration die Hauptverantwortlichkeit für das beträchtliche Ausmaß der Epidemie zu (S. 138f.). Dass Saratov die Wiederkehr der Cholera im 20. Jahrhundert relativ glimpflich überstand, kann als Erfolgsnachweis für die von der lokalen Stadtverwaltung ergriffenen Maßnahmen betrachtet werden (S. 116 f., 146 ff., 151). Mit Blick auf diese Stadt ist der These, die Cholera sei auch für das Zarenreich eine große Modernisierererin gewesen, durchaus beizupflichten.

Gleichwohl hinterlässt das Buch einen zwiespältigen Eindruck. Angesichts der Vielzahl der Ungenauigkeiten, Nachlässigkeiten und Fehler, insbesondere in den Anmerkungen und dem Literaturverzeichnis, erscheint es zweifelhaft, ob dieses Buch jemals lektoriert wurde. Einleitend verweist die Verfasserin darauf, dass Akten des Saratover Gebietsarchivs ausgewertet wurden, die zwar vereinzelt in den Anmerkungen zu finden sind, nicht aber im Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Kriterien der Auflistung der Archivalien aus dem Russländischen Staatsarchiv sind opak: weder arithmetische noch alphabetische Prinzipien sind erkennbar. Im Übrigen sind Verweise auf Archivalien ohne Blattangabe wenig hilfreich (S. 188, Anm. 35).

Mit Goethe gesprochen ist Name Schall und Rauch. Wer auf der Basis des Literaturverzeichnisses dieser Monographie bibliographiert, der wird es schwer haben: So heißen Verfasser Häffner, Hildermeier oder Paroch statt Häfner, Hildermeier oder Poroch. Nicht nur dass Aufsatztitel anderen Autoren – statt Heiko Haumann Guido Hausmann – zugeordnet werden oder keine Aufnahme in das Literaturverzeichnis erfahren haben wie z. B. von Thomas Fallows; sie erscheinen zum Teil in einer bemerkenswerten Variationsbreite nämlich von „Politische Partizipation und sozialpolitischer Diskurs im Spiegel städtischer Sanierung an der städtischen Peripherie von Saratov, 1860–1914“ über „Lebst Du nicht im Graben, fressen Dich die Raben“ bis hin zu „Leben sie im Graben fressen sie die Raben“ (S. 189, 213). Ebenso überrascht, dass Henze die neueren deutschsprachigen Monographien K. Bönkers über Saratover Kreisstädte oder

L. Häfners über die Gouvernementsstädte Kazan' und Saratov nicht berücksichtigte und stattdessen immer wieder auf ältere, anglophone Literatur rekurriert. Daher straft sich die Verfasserin Lügen, wenn sie einleitend beklagt, dass mit Blick auf die radikalen Traditionen der Stadt vor allem eine politische Geschichte Saratovs geschrieben worden sei (S. 6). Angesichts solcher Mängel überrascht es kaum, dass Seitenangaben von in den Fußnoten erwähnten Beiträgen nicht mit denen des Literaturverzeichnisses übereinstimmen oder auch die Titel von Zeitungen schlicht verwechselt werden. So gibt die Verfasserin als Fundort den *Saratovskij Vestnik* für das Jahr 1892 an, obwohl die Zeitung erstmalig 1906 und regelmäßig im Jahr darauf erschien (S. 181, Anm. 138, S. 190, Anm. 81).

Die vorliegende Studie beruht weniger auf umfangreicher Archivrecherche. Wohl sind das Russländische Staatsarchiv in St. Petersburg und auch das Saratover Gebietsarchiv besucht worden, doch finden sich Archivalien in den Quellenbelegen selten. Auch benutzte die Verfasserin in Saratov weder die ebenso einschlägigen wie materialreichen Fonds 79 der Medizinischen Abteilung der Gouvernementsverwaltung respektive 383 des Städtischen Krankenhauses, dafür aber den unbedeutenden Fond 576 des karitativen Komitees des Saratover Gouvernements. Zugegeben: mit 150 Seiten Text ist diese Untersuchung keineswegs umfangreich. Manches wird lediglich erwähnt, nicht aber mit der gebührenden Tiefenschärfe beleuchtet. Dies gilt vor allem auch für die Choleraunruhen. Hier hätte die Verfasserin nicht exemplarisch vorgehen dürfen, sondern unbedingt die Saratover Ereignisse mit

denen in Astrachan' und andernorts vergleichen müssen, um einerseits die lokalen Spezifika herauszuarbeiten und andererseits auf einer breiteren Grundlage zu generalisierbaren Aussagen zu gelangen.

Diese Einwände bedeuten allerdings nicht, dass die Materialbasis zu schmal sei. Im Gegenteil zeigt Henze, die annähernd drei Dutzend Periodika ausgewertet hat, wie umfangreich sich die zeitgenössische Öffentlichkeit mit der Cholera auseinandergesetzt hat. Nicht nur die Tagespresse der von der Cholera betroffenen Gouvernements berichtete intensiv. Allerdings hat Henze nur die Tageszeitungen Saratovs, nicht aber der Kreisstädte wie z. B. Caricyns oder der benachbarten Gouvernements wie Astrachan' oder Samara herangezogen, so dass die Überschrift mehr suggeriert als die Monographie tatsächlich einzulösen vermag. Die Cholera avancierte landesweit zu dem die Schlagzeilen bestimmenden Thema schlechthin. Dass sich die medizinische Publizistik diesem Thema annahm, verdient keine besondere Erwähnung. Diese mediale Präsenz illustriert nachhaltig, welche tiefen Spuren das vielmalige Erscheinen dieser hochgradig virulenten Geißel im kollektiven Gedächtnis insbesondere der städtischen, aber auch der Gesellschaft des Zarenreichs insgesamt hinterlassen hat.

Am Ende der Lektüre bleibt ein zwiespältiger Eindruck. Die Verfasserin hat sich eines wichtigen Themas angenommen; aber nicht mit der ihm gebührenden Differenziertheit der Argumentation respektive des Urteils und vor allem auf eine sehr nachlässige Art und Weise. Zu begrüßen ist, dass das Buch mit mehreren Schaubildern, Statistiken, Photographien und Karten versehen wurde. Henze lässt jedoch

partiell eine angemessene Interpretation vermissen. So zeigt zwar die Karte (S. 35) die Quartale mit der höchsten innerstädtischen Mortalität, erwähnt wird jedoch nicht, dass in einem das Krankenhaus der ländlichen Selbstverwaltung lag, was diese Angabe in einem anderen Licht erscheinen lässt. Wer sich aber mit der Cholera im Zarenreich beschäftigt, kommt an dieser – ungeachtet diverser Wiederholungen und aller übrigen Kritik – durchaus spannenden Darstellung nicht vorbei.

**Wayne Dowler: Russia in 1913,
DeKalb: Northern Illinois University
Press, 2010, 351 S.**

Rezensiert von
Lutz Häfner, Göttingen

Ende Januar 1913 hielt der Petersburger Professor N. S. Kogan im Polytechnischen Museum Moskau vor einem großen Auditorium einen Vortrag über Leben und Tod in der zeitgenössischen Literatur. Dabei kam der Redner auf die im Zarenreich obwaltende Zensur zu sprechen. Den Bestimmungen entsprechend forderte der anwesende Polizist Kogan auf, nicht von seinem Manuskript abzuweichen. Als der Vortragende zum Schluss seiner Ausführungen auf Friedrich Nietzsche zu sprechen kam, unterbrach ihn der Ordnungshüter erneut. Nach einem kurzen Wortwechsel erklärte der Polizist den Vortrag und die ganze Veranstaltung für beendet. Als das Auditorium die Gründe für dieses abrupte Ende erfahren wollte, war

eine Stimme zu vernehmen: „Aus dem Grund, weil wir in Russland im Jahre 1913 leben.“

Mit dieser viel sagenden Episode beginnt die vorliegende Untersuchung, die vor allem zwei Ziele verfolgt: Einerseits versucht sie, die ganze Komplexität des politischen, sozioökonomischen und kulturellen Lebens im *Ancien régime* im letzten Kalenderjahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs aufzuzeigen. Zum zweiten möchte die Studie das Entwicklungspotential des Zarenreichs, aber auch die Hemmnisse seiner Realisierung über diesen engen Zeitrahmen hinaus thematisieren (S. vii). Die Idee, Russland im letzten Friedensjahr zu thematisieren, ist nicht neu.¹ Während der Schweizer Kulturwissenschaftler Ingold aber das Jahr 1913 als Epochenbruch betrachtete, steht bei Dowler die Perspektive einer umfassenden Konsolidierung im Vordergrund. Seine Darstellung verlässt wiederholt den Zeitrahmen des Jahres 1913 und greift zurück, beispielsweise auf demographische oder auch wirtschaftliche Entwicklungsprozesse partiell seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem aber seit den 1890er Jahren.

Auf den ersten Blick scheint Dowlers Monographie auf tönernen Füßen zu stehen; denn die Quellen schöpft die Darstellung hauptsächlich aus zwei Moskauer Tagenszeitungen, den professoralen und liberalen *Russkija Vedomosti* sowie den (erz)konservativen *Moskovskija Vedomosti*. Die Materialbasis wird durch russische Archivalien aus den zwei großen US-Archiven der Columbia University in New York und der Hoover Institution in Stanford sowie durch eine umfangreiche Auswertung der russischen und anglophonen Forschung ergänzt.

Als die Darstellung strukturierende analytische Kategorie rekurriert der Verfasser auf die Zivilgesellschaft, die bei einem Drittel der insgesamt sechs Kapitel in der Überschrift Erwähnung findet. Nach zwei grundlegenden Kapiteln zur Bevölkerung und Wirtschaft sowie zu Ständen und Klassen thematisiert das dritte Kapitel eine bedeutsame Ressource der Zivilgesellschaft, nämlich die soziale Integration. Der folgende Abschnitt ist der expandierenden Zivilgesellschaft gewidmet. Das vorletzte Kapitel thematisiert das Verhältnis von Staat und Gesellschaft und das abschließende untersucht verschiedenste Diskurse.

Über Jahrzehnte haben zwei *Master narratives* die Historiographie über das späte Zarenreich geprägt: Die Optimisten, zu denen Dowler zu zählen ist, und die Pessimisten. Diese hätten, so lautet seine Kritik, die politische Krise, die soziale Instabilität, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten im industriellen Sektor ebenso wie in der Landwirtschaft, dem Handwerk und dem Handel überzeichnet. Vielmehr habe das Zarenreich sich auf einem guten Weg befunden, deutliche Fortschritte gemacht, innere und äußere Hemmnisse zu überwinden und einen liberaldemokratischen Entwicklungspfad wie die Staaten des Westens zu beschreiten. Die integrativen Faktoren und Kräfte hätten Oberhand gewonnen. Dem von Leopold Haimson Mitte der 1960er Jahre aufgestellten Paradigma einer doppelten Polarisierung von Staat und Gesellschaft einerseits und liberaler Gesellschaft und (sozialistischer) Arbeiterschaft andererseits misst Dowler keine Erklärungskraft mehr bei. Dowler attestiert Haimson eine reduktionistische Perspektive. Haimson habe die Entfremdung

von Arbeitern und Liberalen als Folge von deren Verrat im Oktober 1905 ebenso wie die negativen Folgen des Lena-Massakers 1912 für das bilaterale Verhältnis überzeichnet und darüber hinaus die soziale Komplexität russischer Städte jenseits der beiden Kapitalen aus dem Auge verloren. Vielmehr habe sich im *Ancien régime* nach der Russischen Revolution von 1905 nicht nur in Ansätzen der Massenkonsum entwickelt. Während nicht wenige zumeist aus der *intelligencija* stammende zeitgenössische Stimmen heftige Konsumkritik übten und die Auffassung vertraten (S. 114, 124), dass die Marktmechanismen folgende Konsumkultur für zahlreiche Suizide verantwortlich zu machen sei, hebt Dowler auf die gesellschaftliche Integration durch den Konsum und vor allem durch eine umfassende und damit breitenwirksame Massenkultur ab (S. 113, 130, 139, 171, 188). Ferner habe die innergesellschaftliche Kommunikation über Standes- und Klassengrenzen ebenso wie über unterschiedliche Interessen hinweg zugezogen, weil alle politischen Akteure, mit Ausnahme einiger weniger Radikaler in den jeweiligen Lagern, Gesprächsbereitschaft und Kompromissfähigkeit an den Tag gelegt hätten. Als Beispiel nennt er die Verabschiedung des Gesetzes zur Krankenversicherung, an dem die unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen seit 1904 gedeihlich zusammengearbeitet hätten. Der von den *bolševiki* initiierte Boykottversuch der Wahlen der Arbeiterdelegierten zum Leitungsgremium der Krankenversicherung in der größten Petersburger Fabrik, den Putilov-Werken, endete in einem Fiasko. Nur etwa ein Viertel folgte der Partei, die Übrigen gingen an die Urnen. Dieser insgesamt überaus Er-

folg versprechenden Entwicklung hätten aber der Krieg seit 1914 und vor allem die Revolution seit 1917 den Garaus bereitet (S. 97, 107 f., 111, 279).

Einerseits weist Dowler auf das bemerkenswerte Potential der nach dem Oktobermanifest von 1905 erst zur vollen Blüte gelangten Öffentlichkeit hin. Andererseits übt der Autor plausible Kritik an der von der liberalen *intelligencija* stammenden, in einem guten Teil der Forschung ebenso populären wie simplifizierenden binären Konstellation von Staat versus Gesellschaft (S. 13, 91 f., 190f.). Dowler nimmt weder Staat noch Gesellschaft als monolithisch wahr, sondern argumentiert wesentlich nuancierter, indem er nicht nur die Differenzen zwischen den unterschiedlichen Ministerien darstellt, sondern auch die beträchtlichen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Beamten eines Ressorts verdeutlicht. Im Wesentlichen folgt er aber der Argumentation seines amerikanischen Kollegen Joseph Bradley und vertritt die Auffassung, dass das pluralistische Ideal der Zivilgesellschaft und die Kooperation unterschiedlicher soziopolitischer Akteure im Jahre 1913 erfolgreich soziale Diskrepanzen und Antagonismen zu überwälzen imstande gewesen sei. Die Anzeichen verdichteten sich, dass neue Werte wie der Individualismus ungeachtet weit verbreiteter Vorbehalte gegenüber dem Kapitalismus und seiner Trägergruppe, der Bourgeoisie, so Dowler, auf breitenwirksame Akzeptanz in der Bevölkerung stießen (S. 14 ff., 94, 118, 135, 156, 170, 259). Auch hebt er die Kooperation von Staat und Gesellschaft im Rahmen der umfangreichen Modernisierungsagenda hervor (S. 71, 208). Insgesamt schreibt der Verfasser sich in das optimistische Narrativ ein, indem er

den Wandel und dessen Geschwindigkeit betont (S. 18). Die Frage ist, ob seine Darstellung der alltäglichen Wirklichkeit im *Ancien régime* angemessen ist. Wenn er beispielsweise ausführt, dass der Ministerrat im Mai 1913 Aktiengesellschaften verbot, deren Kapital mehrheitlich in jüdischer oder ausländischer Hand lag (S. 63), dann war das nicht nur ein Verstoß gegen den rechtsstaatlichen Gleichheitsgrundsatz. Angesichts der im Zarenreich verbreiteten Behördenwillkür und der daraus resultierenden fehlenden Rechtssicherheit stellt sich doch die grundsätzliche Frage, ob die von Dowler als in den Städten „etabliert“ [well established] charakterisierte und auf das flache Land vordringende, aber weitgehend noch rudimentäre Zivilgesellschaft tatsächlich über ein sicheres Fundament verfügte (S. 140, 151, 170). Die Entwicklung seit Herbst 1917 mag hieran Zweifel nähren. Diesen Einwand dürfte Dowler allerdings als eine klassische ex post Argumentation zurückweisen.

Insgesamt hat Dowler eine facettenreiche Monographie verfasst, deren fesselnde Lektüre glänzend in das gesellschaftliche Kaleidoskop des Zarenreichs am Vorabend des Ersten Weltkriegs einführt. Zugegeben: Nicht alle Passagen dieser *tour d'horizon* sind gelungen. Der Versuch, in einer sehr gerafften Darstellung ein so komplexes Phänomen wie die Stadt im Imperium adäquat abzuhandeln, kommt einer Quadratur des Kreises gleich. Unzulänglichkeiten der Darstellung städtischer Geschichte jenseits der Kapitalen dürfen daher nicht wunder nehmen. Gleichwohl gelingt es dem Verfasser immer wieder überzeugend, einerseits seinen Stoff differenziert darzustellen, andererseits aber auch generalisierende Aussagen zu treffen. Ein

Glossar, mehrere Abbildungen und ein Register komplettieren dieses Werk. Zu dieser wirklich beeindruckenden Leistung ist dem Verfasser nachdrücklich zu gratulieren.

Anmerkung

- 1 Rossija 1913 god. Statistiko-dokumental'nyj spravočnik. Otv. red. Avenir P. Korelin, S.-Pb.: Blic, 1995; F. Ph. Ingold, Der große Bruch. Rußland im Epochenjahr 1913. Kultur, Gesellschaft, Politik, München 2000.

Iris Schröder: Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790–1870, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2011, 411 S.

Rezensiert von
Isabel Voigt, Leipzig

„Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Geographie [...]“ (S. 261) – so der Befund der Historikerin Iris Schröder, die sich in ihrem Buch der „Neuerfindung der Geographie“ im frühen 19. Jahrhundert widmet. Das Werk versteht sich zugleich als Wiederentdeckung der Geographie für die Geschichtswissenschaften sowie als Geschichte einer sich wissenschaftlich etablierenden Geographie. Die Autorin spürt darin dem Einfluss der Geographie und den sich ab den 1790er Jahren wandelnden Wahrnehmungen globaler Raumbezüge nach. Ausgehend von einer gesellschaftsübergreifenden Kultur der Geselligkeit um 1800 entstanden im westlichen Europa zahlreiche Vereine, Gesellschaften und Organisationen, denen

an der Beschreibung der gesamten Welt, vor allem der „unbekannten“ Erdteile – zu anfangs speziell Afrika – gelegen war. Gelehrte aus Adel und Bürgertum trafen hier wie im Falle der ab 1821 neu gegründeten geographischen Gesellschaften aufeinander, debattierten über die neuesten Erkenntnisse und entwarfen Pläne für zukünftige Unternehmungen. Das Reisen spielte dabei eine wichtige Rolle, schließlich konnten auf Expeditionen nicht nur wertvolle Einsichten gewonnen werden, sondern die Verarbeitung der Erlebnisse in Reisewerken, Karten und Bildern trug zu einer spezifischen „verräumlichten“ Vorstellung von der Welt innerhalb breiter Gesellschaftsschichten bei. Das Wissen von der ganzen Welt entwickelte sich so zu einem allgemeinen Bildungsgut, das über die zeitgenössischen Medien transportiert wurde. Gleichzeitig, so die These der Autorin, war eine solche „Verräumlichung“ entscheidend für eine vom westlichen Europa ausgehende neue territoriale Ordnung der Welt, die sich ganz massiv anhand der wachsenden Herrschaftsansprüche über andere Erdregionen manifestierte und damit ein teils bis heute andauerndes, oft unhinterfragtes Eigenleben entwickelte.

Methodisch knüpft das Werk zum einen an Überlegungen zum *practical turn* an. Die jeweiligen Akteure werden zusammen mit ihren geographischen Expertisen und raumbezogenen Repräsentationen genau unter die Lupe genommen. Im Mittelpunkt stehen dabei sowohl soziale Praktiken, die das Handeln und Denken der Akteure bestimmten, als auch Praktiken geographischer Arbeit wie das Messen, Beobachten, Aufzeichnen, Vergleichen, Auswerten, Schreiben etc. – von Schröder als „Arbeiten am Raum“ bezeichnet. Zum

Anderen versteht sich die Studie im Sinne einer durch Werner & Zimmermann (2002) vertretenen *histoire croisée*, indem sie versucht Verflechtungen zwischen einzelnen Wissenszentren, Akteuren, Zeiten, Wissenswegen und -repräsentationen empirisch aufzuzeigen. Ziel ist es, Geographie und Raum in ihrer Konstruiertheit zu erfassen.

Das Werk untergliedert sich in vier aufeinander aufbauende Teile, die von einer ausführlichen Einleitung und einer eingehenden Zusammenfassung am Schluss eingerahmt werden. Das erste Kapitel „Paris – London – Berlin. Geographie zwischen Wissenschaft und Geselligkeit“ steckt das soziale als auch wissenschaftliche Umfeld des Untersuchungszeitraums ab. Eingangs werden Paris, London und Berlin als herausragende alte und neue Orte des Wissens für die Geographie porträtiert und die dort entstandenen geographischen Gesellschaften als Ausgangspunkte für die weiteren Betrachtungen miteinander verglichen. Geselligkeit wird im Rahmen des Gesellschaftslebens besondere Bedeutung beigemessen. Schließlich gingen mit dieser verschiedene Leitbilder einher, die an das Ideal einer Gelehrtenrepublik anknüpften und die die Praktiken geographischer Arbeit ganz besonders beeinflussen sollten. Hervorgehoben wird hierbei vor allem das Ideal einer neuen bürgerlichen Männlichkeit oder einer sogenannten „gentlemanly science“, welche Tugenden aus der Zeit der Aufklärung wie Integrität, Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit aufgriff und die Praxis des Reisens als empirische Grundlage geographischer Expertise auffasste.

Im zweiten Kapitel geht die Historikerin der Frage nach, inwieweit die Geographie im frühen 19. Jahrhundert neu erfunden

wurde und sich zu einer Wissenschaft erhob. Sie setzt sich damit dezidiert von den Trajektorien der traditionellen geographiehistorischen Forschung ab, welche eine Aufbruchsstimmung für die Geographie zuvorderst mit den Figuren Alexander von Humboldts und Carl Ritters verbucht. Schröder erkennt dagegen drei Haupttendenzen, in denen das Projekt einer Verwissenschaftlichung und damit Neuerfindung der Geographie zu dieser Zeit sichtbar wird. Allen liegt der Fortschrittsgedanke als treibende Kraft zugrunde. Zu Anfang stehen deshalb die neu aufgekommenen sogenannten Universalgeographien im Zentrum der Analyse. Anhand eines jeweils britischen, französischen und deutschen Beispiels – von John Pinckertons *Modern Geography* über Conrad Malte-Bruns *Précis de la géographie universelle* zu Carl Ritters *Allgemeine vergleichende Erdkunde* – sieht die Autorin den Versuch, die überaus heterogenen Wissensbestände der damaligen Zeit über die einzelnen Weltteile auf eine neue Art und Weise zusammenzuführen. Bewusst hoben sich die zeitgenössischen Gelehrten dabei von früheren geographischen Kompendien ab, welche sich stark auf antike Quellen beriefen und eine Kontinuität zum Heute darstellten. Vielmehr bezogen sie die neuesten, auf Entdeckungsreisen gewonnenen, vielfältige Bereiche umfassenden Erkenntnisse ein und variierten Betrachtungsmaßstäbe, wobei die Geographie Europas, so der Befund, stets als Messlatte für den Rest der nunmehr meist kontinental eingeteilten Welt gelten sollte. Daran schließt eine Betrachtung des damaligen Diskussionszusammenhangs an, der zu einer neu zu entwickelten Systematik oder laut Schröder zu einer vereinheitlichten „Sprache der Geographie“

(S. 87) führte. Die Debatte drehte sich vor allem um die Entwicklung allgemeingültiger Begrifflichkeiten sowie die Normierung von Messdaten, die besonders in Hinblick auf die zunehmende Wichtigkeit der Kartographie von Bedeutung erschienen. Abschließend wird erörtert, inwieweit durch die enge Verknüpfung zur „Kunst des Reisens“ ein Paradigmenwechsel in der geographischen Forschung im frühen 19. Jahrhundert stattfand. Schröder spricht gar von „der neuen Geographie im Feld“, die sich auf das Primat der unmittelbaren Anschauung mit dem Ziel der Natur- bzw. Welterkenntnis stützte (S. 106 f).

Das dritte und vergleichsweise längste Kapitel „Globale Geographien Afrikas – ein Kontinent wird besichtigt“ greift die Idee der „neuen Geographie im Feld“ auf und versucht diese anhand des kritischen Studiums von ausgewählten Afrikareiseberichten und bildlichen Repräsentationen eingehender zu prüfen. Der zentrale Teil des Kapitels ist deshalb in die drei Abschnitte „Vor der Reise“, „Auf der Reise“ und „Nach der Reise“ gegliedert. Die Praxis des Reisens mit Betrachtungen zu Vor- und Nachbereitungen, wissenschaftlichem Arbeiten im Feld und der Ergebnisverarbeitung und -präsentation wird hier näher analysiert. Abgerundet wird das Kapitel durch Überlegungen zu sich mehr und mehr etablierenden Herrschaftsfantasien und Imperialeuphorien auf europäischer Seite, die allesamt auf eine „europazentrierte Metageographie“ (S. 264), also auf Europa als allgemeiner Bezugspunkt für ein neues globales Raumgefüge hinweisen und aus einer durch die Neuerfindung der Geographie entstandenen „Verräumlichung“ zu erklären sind. Das vierte Kapitel „Globale Geographien Europas“ ist

als Kontrast zum vorhergehenden Kapitel konstruiert. Hier zeigt Schröder schließlich, dass trotz der allen Texten inhärenten Bedeutung Europas der eigene Kontinent bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus der von Geographen am wenigsten erforschte blieb und Afrika im Gegensatz dazu als geographisches Experimentierfeld erscheint. So führt sie diesen Zustand auf die damals teils lähmende Kontroverse unter Geographen zurück, ob Europa-geographien eher entlang naturräumlicher oder politischer Kriterien zu schreiben seien. Damit hängt die vorherrschende Vorstellung eines Europas der Nationen zusammen, dessen politische Gestalt sich aufgrund der sogenannten „Raumrevolution“ ständig veränderte und so eine synthetisierende Beschreibung, wie für Afrika möglich schien, erschwerte.

Schröder resümiert, dass als Ausgangspunkt für eine ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert einsetzende Wahrnehmung globaler Räumlichkeit die Anerkennung immenser Wissenslücken in Bezug auf das Wissen der ganzen Welt ausmachte: „In epistemischer Sicht stand also statt der allseits gefeierten Überwindung des Raumes im Zuge der Raumrevolution und des wachsenden Verkehrs ein anderes Motiv am Anfang aller Verräumlichung: Entscheidend war die Erfindung der erst jetzt denkbar gewordenen räumlichen Leere“ (S. 262). Während diese Lücken für ausgewählte Erdregionen zunächst mit einem breit angelegten Wissen im Zusammenhang mit ausgiebiger Reisetätigkeit gefüllt wurden, kam es im Zuge der Verwissenschaftlichung der Geographie zunehmend zu einer Verengung der Raumwahrnehmung. Diese machte es zum Beispiel möglich, lokales geographisches Wissen in seiner Bedeutung für

die geographische Forschung durch europäische Reisende zurückzudrängen und Raum als vom Menschen unabhängige Untersuchungseinheit zu abstrahieren.

Genau hierin liegt aber auch eine Schwachstelle der Studie. Während die Autorin zwar immer wieder und vor allem im Kapitel zu „Globale Geographien Afrikas“ betont, lokale Gegebenheiten und insbesondere afrikanische Informanten seien an der Genese globalen geographischen Wissens beteiligt gewesen, bleibt sie in Dichotomien wie Zentrum und Peripherie verankert. Wenn die so genannte „neue Geographie“ im Feld stattfand, dann läge es nahe, dass diese dort auch wesentlich mitbestimmt wurde und Afrika oder „das Feld“ nicht als Peripherie konstruiert werden kann sondern ebenfalls als zentraler Ort des Wissens.¹ Dazu kommt, dass im dritten Kapitel zwar ausführlich auf die Reisepraxis eingegangen wird (S. 128-181), der Leser, der mit kritischen Betrachtungen zur Entdeckungsliteratur des 19. Jahrhunderts wie beispielsweise den Werken von Mary Louise Pratt² vertraut ist, aber kaum Neues erfährt. Dieser Umstand lässt sich gewiss damit erklären, dass ausschließlich gedrucktes Material als Quellen konsultiert wurde.

Auch bleiben zentrale Begriffe wie „Verräumlichung“ und „Arbeiten am Raum“ in ihrer Konzeptualisierung diskutabel. Einerseits möchte die Autorin ‚Raum‘ als soziales und wissenschaftliches Konstrukt darstellen, andererseits bleibt ihr Verständnis von Raum teilweise in alten Mustern verankert. Unter Verräumlichung versteht sie die historisch bedingte Herausbildung bzw. Formung einer Wahrnehmung der Welt, bei der das Denken in ‚Räumen‘ die zentrale Bezugsgröße darstellte. „Arbeiten

am Raum“ sind demzufolge beides: Praktiken geographischen Handelns, die Raum als Kategorie voraussetzen und damit zugleich reproduzieren, sowie Repräsentationen des Räumlichen, wie zum Beispiel in Form von Texten, Karten und Bildern. Die teils verschiedenartige Verwendung dieser Begriffe im Textverlauf lässt allerdings vermuten, dass sie entweder – wie der Begriff „Arbeiten am Raum“ andeutet – Raum trotz allem als gegebene Entität voraussetzt oder dass sie sich selbst manchmal über die Bedeutung der Kategorie ‚Raum‘ uneins ist.

Allgemein richtet sich das Fachbuch mit seinem translokalen Ansatz an ein wissenschaftliches Publikum im Überschneidungsbereich einer global gedachten europäischen Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Kategorie ‚Raum‘. Der zu Beginn sehr detailliert dargestellte Forschungsstand (S. 11–22) eröffnet vor allem Studenten einen umfangreichen Überblick über aktuelle Forschungsansätze im Bereich Globalgeschichte, historischer Wissenschaftsforschung und fächerübergreifender Beiträge im Zuge des *spatial turn*. Obgleich die breitgefächerten, vielsprachigen Quellen, die das Werk untermauern, zum Bedauern des Lesers selbst nur selten zu Wort kommen, sondern vielmehr von den Interpretationen der Autorin überlagert werden, bietet ihr flüssiger Schreibstil und die klare Strukturierung der Arbeit einen sowohl facettenreichen als auch gewinnbringenden Lesestoff.

Während vorausgegangene Studien zur Geographiegeschichte überwiegend in nationalen Rahmen verankert bzw. sehr punktuell blieben oder erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetz-

ten, schlägt Schröders Studie eine Brücke zwischen der Zeit der Aufklärung und der Zeit des späten Imperialismus. Insgesamt schließt das Werk eine längst fällige Forschungslücke, mit der nicht nur eine gesellschaftsübergreifende Geschichte der Geographie gelingt, sondern die vor allem eine aufhellende historische Analyse über die Entstehung von Deutungsmustern der Welt liefert, wie wir sie teils bis heute noch wahrnehmen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. z. B. D. Lambert, 'Taken Captive By the Mystery of the Great River'. Towards an Historical Geography of British Geography and Atlantic slavery, in: *Journal of Historical Geography* 35 (2009) 1, S. 44-65.
- 2 M. L. Pratt, *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London 1992; J. Fabian, *Out of Our Minds. Reason and Madness in the Exploration of Central Africa*, Berkeley 2000.

**Beate Weghofer: Cinéma Indochina.
Eine (post-)koloniale Filmgeschichte
Frankreichs, Bielefeld: Transcript,
2010, 256 S.**

Rzensiert von
Frederik Holst, Berlin

Das Medium Film hat im Rahmen der postkolonialen Studien schon seit einiger Zeit eine feste Position als Analysekategorie, wobei der filmische Text dabei ähnlich wie in den Literaturwissenschaften sowohl eine Perspektive über als auch aus den (post-)kolonialen Gesellschaften bietet. Was den regionalen Fokus anbelangt, ist jedoch auffällig, dass der Raum Indochina

mit den Ländern Vietnam, Kambodscha und Laos diesbezüglich lange Zeit ein weitestgehend weißer Fleck zu bleiben schien. Selbst in der ersten Hochphase der postkolonialen Theorie, Anfang/Mitte der 1990er Jahre, blieben auch in den Filmwissenschaftlichen Analysen mit einem Fokus auf diese Region eher rar, zumindest im Vergleich zu den Gesellschaften Afrikas oder des Nahen Ostens. Dies trifft auch für Frankreich als ehemalige Kolonialmacht zu, wo ebenfalls lange Zeit eine intensivere Auseinandersetzung mit dem filmischen Werk aus der und über die Region ausblieb. Erst Mitte der 1990er Jahre erschien mit Panivong Norindr's „Phantasmic Indochina“ (1996) eine Beschäftigung mit den Repräsentationen Indochinas in Frankreich im Umfang einer Monografie, die zumindest zu einem Teil auch die filmischen Repräsentationen behandelt.

Beate Weghofer hat diese noch immer lückenhafte Auseinandersetzung ein Stück weiter vorangetrieben, indem sie mit einer umfangreichen Studie die postkoloniale Filmgeschichte Frankreichs in einem historisch weit gefassten Zeitraum von 1895 bis 1975 untersucht. Während diese große Zeitspanne zuerst Skepsis erzeugt, ob in solch einem breit angelegten Rahmen überhaupt genügend in die Tiefe gegangen werden kann, so erweist sich die gleichzeitige Fokussierung auf einen ebenfalls wissenschaftlich bisher vernachlässigten Aspekt als sinnvolle Kombination: Weghofers besonderes Augenmerk gilt den Filmschaffenden, die als „Grenzgänger“, als „hybride Individuen“ zwischen kolonisierter und kolonisierender Gesellschaft *displaced* sind, durch wechselnde Lebensmittelpunkte, Funktionen oder Migration, und die diese postkolonialen

Verortungserfahrung filmisch umsetzen. Neben dedizierten FilmemacherInnen wie Resnais oder Godard zählen dazu auch Kameraleute der französischen Armee oder die Exilerfahrungen diasporischer Filmemacher_innen.

Eingerahmt wird diese Perspektive in das Konzept der räumlichen *turns* der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, zu dem das vorliegende Buch einen Beitrag leisten möchte. Weghofer positioniert sich dabei im Kontext des *topographical turn*, der Raum nicht primär als zentrale Kategorie von Macht wahrnimmt, sondern vielmehr als Ergebnis von sozialen und technischen Praktiken der Kulturgeschichte. Aufbauend auf den Theorien von Lefebvre gilt ihr Forschungsinteresse den filmischen Repräsentationstechniken und -formen des kolonialen und postkolonialen Kulturraums Indochina.

Das Zusammenspiel der Perspektive film-schaffender „Grenzgänger“ einerseits und der Frage nach den Repräsentationen des (post-)kolonialen Raumes andererseits zeigt wichtige und teilweise bisher unbeachtete Elemente, aber auch Widersprüche auf, darunter die Dekonstruktion sowohl einer angenommenen politisch-ideologischen wie ästhetischen Homogenität des Films während der Kolonialzeit, als auch des kolonial Imaginierten durch die persönlichen und widersprüchlichen Einflüsse der eigenen Erfahrungen der Filmemacher_innen und ihrer „Geographie der kulturellen Unsicherheit“. Gleichzeitig ermöglicht die übergreifende Fragestellung der Autorin, eine thematische Klammer zu setzen, die auf den ersten Blick disparate Filmgenres und -epochen miteinander in Verbindung bringt, darunter auch den frühen Film, Dokumentar- oder Experimen-

talfilme. Eine Auswahl dieser Filme wird nach den theoretischen und historischen Hinführungen, die in Art und Umfang noch spürbar den Charakter der diesem Buch zugrunde liegenden Dissertation tragen, im Hauptteil des Buches untersucht. Den Anfang machen die Werke zweier Kameramänner, die im Auftrag französischer Filmunternehmen in Indochina koloniale Unternehmungen in Bildern dokumentarisch begleiten sollten. Während diese frühe Form des Films oftmals nur am Rande behandelt wird – und dann meist nur mit einer kursorischen Referenz auf die ideologisch-propagandistische Prägung –, zeigen die Filme von Gabriel Veyre und Léon Busy neben diesem Aspekt im Subtext auch eine Darstellung, die sich distanzierter mit den Umständen in der Kolonie und dem darunter liegenden System auseinandersetzt. Statt den Voyeurismus und die exotisierende Neugier des Publikums zu befriedigen, herrschen vom Realismus geprägte Darstellungen vor, die zwar keine Auflehnung gegenüber dem kolonialen System bedeuten, jedoch im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Filmen nicht die gleiche Qualität an ideologischen Festschreibungen erkennen lassen, wie Weghofer herausarbeitet.

Anders sieht dies bei dem Gros der Spielfilme aus, die Bilder aus und über die Kolonien vermitteln sollten. Die darüber transportierte pro-koloniale Propaganda war dabei sowohl relevant, um den Menschen in der Metropole die Bedeutung der Kolonien deutlich zu machen, diente aber auch dazu, die Größe der Nation zu unterstreichen, um das nationale Bewusstsein zu verstärken. Der dargestellte Raum der Kolonie bekommt dabei eine stärkere Bedeutung. Im Gegensatz zu den frühen

Filmen, in denen die landschaftlichen und architektonischen Besonderheiten eher im Hintergrund bleiben, bekommt die topographische Darstellung der Kolonie im weiteren Verlauf eine besondere Bedeutung: Die „Wiederentdeckung“ historischer Stätten, wie z. B. der Tempelstadt Angkor, wird zu einer zentralen Legitimation der kolonialen Präsenz, die sich die Funktion des Bewahrens zuschreibt, die auch durch die filmische Darstellung der früheren Größe unterstrichen werden soll. Weghofer zeigt auch hier Brüche in Darstellung und Umsetzung auf, jedoch bleibt fraglich, inwieweit ihre Interpretationen zu optimistisch sind, die besagen, dass Filme über Angkor, wie *Sous l'œil de Bouddha*, durch die Einbindung indigener Darsteller_innen und einiger geschichtlicher Bezüge als „Anstrengung, die Ruinen in – vulgarisiertes – lokales Wissen einzubinden“ zu werten sind, die „den Respekt, den Frankreich den traditionellen Kulturen [...] entgegenbrachte“ (S. 92) reflektieren sollte.

Der lange Dekolonialisierungsprozess Indochinas, der durch die zwei großen Indochinakriege gut 30 Jahre umfasst, hat auch im Film sehr unterschiedliche Einflüsse hinterlassen. In Abgrenzung zu Filmen, die zum Zweck der Propaganda oder geschichtlicher Schönfärberei produziert wurden, rücken bei Weghofer Filme in den Vordergrund, die wiederum die Zerrissenheit sowohl der Thematik als auch der Filmemacher widerspiegeln. Die Betrachtungen des Ersten Indochinakrieges werden beispielhaft an Pierre Schoendoerffers Film *La 317e section* analysiert, der als Kolonialkriegsfilm zwar die Absurdität des Krieges aufzeigt, jedoch den Fokus auf den individuellen Schicksalen der

Soldaten belässt. Ähnlich Schoendoerffers eigener Biographie als Soldat während jenes Krieges und seinem späteren Betätigungsfeld als Kriegsreporter, kommen hier autobiographische Elemente zum Vorschein, die die Desillusionierung und das individuelle Schicksal hervorheben, sich aber aus den konkreten politischen Debatten eher heraushalten. Ganz anders die spätere Befassung mit dem Zweiten Indochinakrieg durch Alain Resnais und Jean-Luc Godard in *Loin du Vietnam*: Gegenüber dem „Kino der Erläuterung“ setzt das „Kino der Intervention“ die Positionierungen ungleich politischer ein und erschafft im Gegensatz zu kolonialen Repräsentationen Räume, die es laut Weghofer zum einen ermöglichen, geteilte historische Erfahrungen zu parallelisieren, wie z. B. die Besatzungszeiten Frankreichs und Vietnams. Zum anderen beginnen die Filme dieser Zeit, den Raum in einer Form zu öffnen, der über die Projektionsfläche der eigenen Geschichte hinausgeht. Im Gegensatz zu den meisten US-amerikanischen Filmproduktionen, so Weghofer, in denen Vietnam nur den Hintergrund für die eigene historische Erzählung darstellt, wird in Filmen wie *Hoa Binh* von Raoul Coutard versucht, diesen Eindruck zu vermeiden – was Weghofer nicht ganz unproblematisch als eine „Rückerstattung des Raumes an die indigene Bevölkerung“ (S. 200) bewertet.

Das Ende des Untersuchungszeitraums markiert 1974 *India Song* von Marguerite Duras, die von den behandelten Filmemacher_innen durch ihre Ver- und spätere Entwurzelung in der Kolonie wohl am stärksten in die „Grenzgänger“-Kategorie fällt. In *India Song* entdeckt Weghofer die Suche nach der Erinnerung an die Kolo-

nie, die nicht mehr existiert, und dabei heterotope Orte schafft, sowohl in Asien wie auch in Paris, welche die Verortungserfahrungen Duras' widerspiegeln.

Ob mit diesen Verortungserfahrungen der *topographical turn* vollzogen ist, wie die Autorin in ihrem Fazit schreibt, sei einmal dahingestellt. Festzuhalten ist, dass Beate Weghofer mit *Cinéma Indochina* eine umfangreiche Studie vorgelegt hat, die durch die Einbeziehung der Repräsentationen von Raum in den untersuchten Filmen, Genres und Strömungen eine besondere Komponente aufweist, die über an sich schon anspruchsvolle Filmanalysen hinausgeht. In Verbindung mit der Perspektive der Filmemacher_innen als „Grenzgänger“ zeichnet sie eine „Geographie der Unsicherheit“, aus der eine spezifische imaginäre Geographie des (post-)kolonialen Raumes entsteht, die die klassischen Imaginierungen der Kolonie durchbrechen und eine Heterogenität aufzeigen, die bis zu den frühen Filmen zurückreicht. Während diese Leistung des Buches hervorzuheben ist, bleiben an manchen Stellen Fragezeichen. Diese betreffen nicht nur die mitunter zu positiven Einschätzungen über die Rolle und Funktion der Filmemacher_innen; vielmehr fällt dabei die zu oberflächliche Behandlung der Produktionen aus der südostasiatischen Diaspora auf, obwohl deren Relevanz in der Einleitung noch betont wird. Der Blick bleibt größtenteils beschränkt auf eine Filmgeschichte Frankreichs aus und über Indochina, die zwar das *displacement* und die daraus hervorgehenden Umgangsformen der französischen Cineasten detailliert aufzeigt, aber dem eigenen holistischen Anspruch nur bedingt gerecht wird. Mit dieser Fokussierung ist die Arbeit für Romanist_innen und Film-

wissenschaftler_innen mit Schwerpunkt Frankreich sicherlich empfehlenswert, in anderen Disziplinen, wie z. B. den postkolonial orientierten Regionalwissenschaften mit Südostasienbezug, wird dies wohl nicht in gleichem Maße der Fall sein.

Stephan Truninger: Die Amerikanisierung Amerikas. Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2010, 212 S.

Rezensiert von
Susanne Hilger, Düsseldorf

Die Auseinandersetzung mit dem Modell „Amerika“ lässt sich in Europa bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Im Hinblick auf seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit avancierten die USA als „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ (Ludwig Goldberger) spätestens im frühen 20. Jahrhundert einerseits zu einem Modell für die Industriestaaten des Westens. Andererseits blieb es immer auch ein Kulminationspunkt von Überfremdungängsten und Anti-Amerika-Polemik. Daher erscheint es kaum verwunderlich, dass die Diskussion darüber, ob sich Europa im 20. Jahrhundert einer wachsenden amerikanischen Beeinflussung ausgesetzt sah, die sich als Amerikanisierung sinnvoll umschreiben lasse, bis heute kontrovers geführt wird.

Dabei ist von der historischen wie auch kulturwissenschaftlichen Forschung be-

reits hinlänglich herausgearbeitet worden, dass dieser Diskurs mehr über Eigenwahrnehmungen, Erwartungen und Ängste der Europäer aussagt als über die tatsächlichen amerikanischen Einflüsse in Europa selbst oder über die Frage, wie diese denn beschaffen sein könnten. Somit steht der Amerikanisierungsbegriff in der historischen Forschung längst nicht mehr für einen linearen Transferprozess in West-Ost-Richtung denn als Moment komplexer transnationaler Interaktion.¹

Vor diesem Hintergrund erweist sich auch die Ausgangsthese Truningers von der „Eingleisigkeit der Modernisierung“ (S. 15) als dem aktuellen, inzwischen hochgradig inflationär zu nennenden Forschungsstand zum Thema wenig angemessen.

Weitgehend also ohne die inzwischen über Jahrzehnte angewachsene, reichhaltige geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschung zum Thema zu berücksichtigen, verfolgt die soziologische Dissertation von Stefan Truninger die bislang kaum aufgeworfene Frage nach einer „Amerikanisierung Amerikas“. Den Fokus auf die Sozialgeschichte der US-Gesellschaft richtend bleibt der Autor denkbar vage, was die Begriffsfixierung angeht. „Amerikanisierung“ versteht Truninger als „die Durchsetzung allgemeiner Prozesse bürgerlicher Gesellschaft“ (S. 15). Diese Definition wird auf das Werk des Ökonomen und Philosophen Thorstein Veblen (1856–1929) projiziert, nach Auffassung des Autors „der Chronist und Theoretiker der Amerikanisierung Amerikas“ (S. 23). Um „Amerikanisierung“ als inneramerikanischen Prozess fassen zu können, gliedert Truninger seine Arbeit in fünf Hauptkapitel, die das Werk Veblens, allesamt wenig aussagekräftig überschrieben, auf poli-

tische Impulse, gesellschaftliche Praxis, soziale Nivellierung wie auch historische wie kulturelle Traditionen der USA untersuchen. Der „sportsman“ etwa, als Ausdruck des Ethnien und soziale Schichtungen überschreitenden Individuums, trete hier als „Motor der Amerikanisierung“ hervor (S. 37 und 97), ähnlich wie die herausgehobene Bedeutung von Bildung und Sport in der Freizeit (S. 63–66) oder die neue Rolle der Frau („new women“), mit der sich Veblen auseinandergesetzt habe.

Dabei kann die „Missachtung wissenschaftlicher Konventionen“, die der Autor seinem Untersuchungsobjekt Veblen unterstellt, auch für Truninger selbst gelten (S. 26). In methodischer Hinsicht ist die stark subjektivierte Herangehensweise äußerst fragwürdig. Selbst das Vorhaben, „die behandelten Texte ... in ihren wissenschafts- und sozialhistorischen Entstehungskontext“ einzubetten und einer „immanenten Kritik“ unterziehen zu wollen, entbehrt jeder Grundlage. Die mehrfach geäußerte Überzeugung, mit dem gewählten Vorgehen die „Archäologie neuer Mittelschichten entschlüsseln zu können“ (S. 32, 70, 96) erweist sich fernab jeglicher fachwissenschaftlichen Methode. Dabei wäre eine Arbeit über das Werk Thorstein Veblens, das mit Pierre Bourdieus Distinktionsforschung seit den 1980er Jahren ein Revival erlebt hat, eine eingehendere Betrachtung wert. Dass Truninger indessen die reichlich vorhandene Literatur zur „Amerikanisierung“ und das eigene Vorgehen nur oberflächlich reflektiert, gehört ebenso wie die fehlende Kontextualisierung zu den offenkundigsten Versäumnissen der Arbeit, die insgesamt eher einen philosophisch-essayistischen, stellenweise sogar naiven Eindruck hinterlässt und zu-

dem gespickt erscheint mit Redundanzen und wortgenauen Paraphrasierungen einer nur vermeintlich gedankenscharfer Thesenbildung. So kann beispielsweise die Erkenntnis, dass „wer heutige Amerikanisierungsprozesse adäquat bestimmen“ wolle, die „Tradition“ der bürgerlichen Gesellschaft begreifen“ müsse, den Historiker/die Historikerin wenig überraschen. Ebenso ist die geäußerte Überzeugung, dass „ohne die Vergangenheit ... auch die Zukunft nicht begriffen und ergriffen werden“ könne (S. 43), an Plattheit kaum mehr zu überbieten. Eine Aneinanderreihung von Platitüden (und Stereotypen) ist von Hans Dieter Gelfert zuletzt in einem Bändchen für den Beck-Verlag (Typisch amerikanisch, München 2002) wesentlich unterhaltsamer präsentiert worden.

Wenig Neues arbeitet Truningers Dissertationsarbeit heraus, etwa wenn es um die Genese der bürgerlichen Gesellschaft in der Neuen Welt oder die Auseinandersetzung mit der ‚meltingpot‘-Tradition geht, mehr noch, bereits vor Jahren und Jahrzehnten geführte Diskurse, etwa zur Akkulturationsforschung, werden ignoriert. Was also soll uns dieses Werk sagen? Für die eingehende, nicht aber sehr tiefgehende Analyse von Veblens Werk unter dem Blick der „Amerikanisierung“ verdient Stefan Truningers Arbeit Beachtung. Wie man indessen die vorgelegte Arbeit als wissenschaftliche Qualifizierungsarbeit einreichen und akzeptieren kann, bleibt das Geheimnis der beteiligten Akteure. Dass es jedenfalls keinesfalls damit getan sein kann, eine vermeintlich erkenntnisfördernde Hypothese „mantraartig“ zu wiederholen, unterstreichen die auffälligen Redundanzen (etwa auf S. 15, 67, 69, 73, 79, 94, 121, 123, 169, 181, 187, 197, 198,

199). Die Fragen nach den Bedingungen, den Einflussfaktoren und Akteuren von „Amerikanisierung“ in den USA muss darum unbeantwortet bleiben. Mit einer positivistischen Werkanalyse Thorstein Veblens allein ist diese komplexe Fragestellung nicht abzuhandeln.

Anmerkung:

- 1 Zuletzt noch einmal für die deutsch-amerikanischen Beziehungen: Volker Berghahn, *Industriegesellschaft und Kulturtransfer. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen im 20. Jahrhundert* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 182), Göttingen 2010.

**Stefan Paulus: Vorbild USA?
Amerikanisierung von Universität
und Wissenschaft in Westdeutsch-
land 1945–1976 (= Studien zur Zeit-
geschichte, Bd. 81), München:
R. Oldenbourg, 2010, 617 S.**

Rezensiert von
Mitchell Ash, Wien

Dieser massive Band (617 Seiten inklusive umfangreiche Quellen-, Literatur und Namensverzeichnisse) ist die gekürzte (!) und überarbeitete Fassung einer an der Universität Augsburg im Jahre 2004 abgeschlossenen Dissertation. Der Autor schickt sich an, den im Untertitel genannten Prozess in seiner Gesamtheit bis zur Einführung des Hochschulrahmengesetzes in der Fassung von 1976 erstmals nachzuzeichnen. Die Rede Philipp Gasserts von „Amerikanismen“ erlaubt es ihm, selbst eine nur teilweise Übernahme von Einzelmerkma-

len US-amerikanischer Hochschulen als „Amerikanisierung“ zu beschreiben. Wesentlich beim Transferprozess selbst ist das Primat der deutschen Importeure als Wahrnehmungs- und Auswahlinstanz, gemäß einer weiteren Festlegung Gasserts: „Keine Amerikanisierung ohne Germanisierung“ (S. 26). Auf dieser Grundlage stellt der Autor die starke These auf, dass zentrale Elemente der US-amerikanischen Universität – Präsidial- statt Rektoratsverfassung, Department- statt Fakultätsstruktur, Assistenz-Professor, Forschungssemester, Hochschulrat und Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit – bereits in den 1960er Jahren in das bestehende westdeutsche System übernommen worden seien. Insofern handelt es sich um eine Strukturgeschichte klassischer Prägung. Auch wenn das Wort „Wissenschaft“ im Titel steht, ist von einer „Amerikanisierung“ der Themenwahl, der Begrifflichkeiten oder der Forschungspraktiken westdeutscher Wissenschaften im genannten Zeitraum nicht die Rede.

Die Untersuchung stützt sich auf ein sehr umfangreiches Quellenkorpus: herangezogen werden vor allem relevante Ministerialakten der Bayrischen und der Baden-Württembergischen Landesarchive, die Unterlagen der US-Militärregierung (OMGUS) im Institut für Zeitgeschichte in München sowie Archivalien der Fulbright-Kommission in Bonn. Dass die genannten OMGUS-Mikrofilme in München eine Auswahl aus dem wesentlich umfangreicheren Gesamtbestand darstellen, bleibt unerwähnt. Paulus behauptet, dass die Akten der beiden genannten Staatsarchive ausreichen, um sich ein hinreichendes Bild von bundesweiten Entwicklungen machen zu können. Immerhin geben die dort aufbewahrten Rundschrei-

ben und Sitzungsunterlagen beispielsweise der bundesweiten Rektoren- und Kulturministerkonferenzen indirekte Einblicke in das Gesamtfeld. Möglicherweise liegt es am oben genannten Abschlussdatum der Dissertation, dass der Autor die Literatur zum Themengebiet bis 2000 sehr extensiv, einschlägige Werke späteren Datums leider nicht mehr berücksichtigt (Beispiele werden weiter unten genannt).

In der Einleitung referiert Paulus knapp die Aufstiegsgeschichte zunächst der deutschen und dann der amerikanischen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die wesentlichen Merkmale des deutschen Modells und seine Ursprünge an mehreren Orten werden korrekt wiedergegeben, doch leider wird die alte Zuschreibung des Ganzen auf Wilhelm von Humboldt weiterhin tradiert – dies trotz der hier leider nicht genannten Arbeiten von Sylvia Paletschek (2001, 2002), meiner Wenigkeit (2004) und anderen zu Recht hervorgehobenen Tatsache, dass Wilhelm von Humboldt als Universitätsreformer im 19. Jahrhundert gar nicht bekannt war und der mythische Nimbus um ihn erst im 20. Jahrhundert – mit problematischen Folgen – propagiert wurde. Bezüglich der USA werden neben den seit Jahrzehnten bekannten Fakten über die Einführung wesentlicher Aspekte der deutschen Forschungsuniversität durch private Eliteneinrichtungen wie Johns Hopkins University erfreulicherweise auch andere Aspekte betont, beispielsweise die eigenständige Rezeption der Agrar- und Technikwissenschaften an den staatlich finanzierten Land-Grant-Colleges. Erst am Ende des Kapitels hebt Paulus zu Recht hervor, dass die Ausbildung an den neuen US-Hochschulen wegen der Beibehaltung

der Bachelor- und Master-Abschlüsse vor dem Doktorat von Anbeginn an eine wesentlich andere Struktur als die der deutschen Universitäten aufwies. Somit ist hier nach Paulus eine „Verschmelzung“ und kein Import geschehen. Dass gerade die Beibehaltung vor allem des Bachelor das Berufsbild der amerikanischen Professoren zugunsten der Lehre bis heute stark beeinflusst hat, erwähnt er hingegen nicht; stattdessen spricht er an einer Stelle merkwürdigerweise von einer Annäherung an das deutsche Ordinariat.

Im 2. Kapitel bespricht Paulus die hochschulpolitischen Konzepte und Maßnahmen der amerikanischen Besatzungsmacht. Dass solche Belange keine hohe Priorität der Besatzer waren, stellt er im Rahmen seiner differenzierten Wiedergabe der zuweilen sehr alten Sekundärliteratur zu Recht fest; systematische Vergleiche mit der Lage in den anderen Besatzungszonen fehlen. Dass die in der US-Zone zunächst streng gehandhabte Entnazifizierung an den Hochschulen durch die parallele Entnahme deutscher Wissenschaftler, Patente usw. durch andere Instanzen durchkreuzt wurde, erwähnt Paulus in einem späteren Kapitel, aber hier nicht. Weitaus interessanter ist seine Diskussion der verschiedenen Gespräche unter reformorientierten deutschen Hochschullehrern auf Initiative der Besatzer. Hier belegt er überzeugend einen direkten Zusammenhang zwischen internen Positionspapieren der Amerikaner und Stellungnahmen im viel zitierten „Blauen Gutachten“ von 1947.

Im 3. Kapitel zeichnet Paulus die westdeutsche Hochschulreformdiskussion bis zum Ende der 1950er Jahre nach. Etwas bemüht wirkt der Versuch, jedenfalls eine indirekte Vorbildwirkung früherer Stel-

lungnahmen der US-Besatzungsoffiziere oder gar eine deutsche Annäherung an Grundpositionen des angelsächsischen (wohlgemerkt – nicht allein des US-amerikanischen) Hochschulwesens wie das „College“-System und die Idee der „General Education“ nachzuweisen.

Im 4. Kapitel resümiert Paulus nochmals bereits weithin Bekanntes zum erkennbaren hochschulpolitischen Erbe der amerikanischen Besatzung – die Einführung der Fächer „Political Science“ als „Demokratiewissenschaft“ und Amerikastudien, sowie die Gründung der Freien Universität (FU) Berlin. Die neuen Fächer wurden zwar an mehreren Orten, aber keineswegs flächendeckend etabliert; die FU fungiert in dieser Darstellung als Gegenbild zur dominanten Ordinarienuniversität. An sich müssten gerade diese Punkte selbst die These einer teilweisen „Amerikanisierung“ in Frage stellen; man könnte mit gleicher Berechtigung von Innovationen am Rande des Gesamtsystems sprechen. Sehr wichtig, weil breiter gestreut waren hingegen die bedeutenden materielle Hilfen sowohl der US-Regierung als auch der großen amerikanischen Stiftungen an mehrere bundesdeutsche Hochschulen (und nicht nur die FU) zu dieser Zeit; Paulus erwähnt diese an einer Stelle, geht aber leider nicht näher darauf ein.

Im 5. Kapitel behandelt Paulus die zahlreichen Besuche westdeutscher Studierende und Wissenschaftler in den USA in den 1950er und frühen 1960er Jahren, mit Schwerpunkt auf das Fulbright-Programm. Auch hier wird weithin Bekanntes referiert, doch gelingt es Paulus, aufgrund ausführlicher, gut gewählter Zitate aus den Erfahrungsberichten der Beteiligten die Erfahrungen und sehr differenzierten Auf-

fassungen plastisch werden zu lassen. Die Erfahrungen der ersten Austauschstudierenden wurde in einer – hier leider nicht zitierten – Monographie von Karl-Heinz Füssl (2004) bereits ausführlich besprochen. Auch nicht einbezogen wird die Arbeit von Marita Krauss (2004) über Emigranten der Nazizeit als Gastprofessoren an westdeutschen Universitäten.

Im 6. Kapitel folgt ein knappes Resümee der westdeutschen Reformdiskussion nach 1955. Hier wie auch im vorigen Kapitel kann Paulus zeigen, dass schon im Vorfeld der großen Reformdebatten der 1960er Jahre eine verstärkte Sensibilisierung westdeutscher Hochschulangehöriger und -politiker für die Stärken des amerikanischen und somit auch für die Schwächen des westdeutschen Systems gegeben war. Die Frage danach, ob der Generationswechsel in der Professorenschaft und auch in den Verwaltungen, der zu jener Zeit einzusetzen begann und sich in den 1960er Jahren beschleunigte, in diesem Prozess eingewirkt haben mag, wird leider nicht thematisiert.

Erst im 7. Kapitel dieses langen Buches kommt Paulus zur konkreten Behandlung der Grundthesen der Arbeit. Dass wesentliche Elemente der amerikanischen Universitäten in das westdeutsche System bereits in den 1960er Jahren eingefügt wurden, belegt er jedoch nur in modifizierter Form: denn er zeigt, dass viele davon an einigen, aber doch nicht an allen bundesdeutschen Universitäten eingeführt worden sind. Dies gilt für die Präsidialverfassung sowie die Department- oder Fachbereichsstruktur, aber auch und noch mehr für die Einrichtung des Universitätsbeirates (Board of Trustees/Regents). Im Falle der Assistenzprofessur verschwand diese bald wieder

aus dem deutschen Stellenplan, doch dies schreibt Paulus nicht hier, sondern erst am Ende der Arbeit. Dass ohnehin niemals von Tenure-Track-Stellen (also Assistenzprofessuren mit Aufstiegschance) die Rede war, bleibt unerwähnt. Eine breitere Übernahme anderer Einrichtungen wie das Forschungssemester für Professoren und Büros für Öffentlichkeitsarbeit kann Paulus nachweisen; doch selbst in solchen Fällen fand die Übernahme nur mit wesentlichen Modifikationen statt.

In den nächsten beiden Kapiteln bespricht Paulus zwei weitere, durchaus wichtige Aspekte des Themas: Bibliothek und Campus-Universität. Bezüglich der ersten Einrichtung behauptet er jedenfalls für amerikanische Kenner des Themas Erstaunliches: so sei die Zentralbibliothek jedenfalls an den neu gegründeten westdeutschen Universitäten seit den 1960er Jahren als das Herz der Einrichtung anerkannt und gegenüber zerstreute Seminar- und Institutsbibliotheken gestärkt worden. Wer als Amerikaner an deutschen Hochschulen zu jener Zeit und danach studiert hat – wie der Autor dieser Zeilen an der FU Berlin in den späten 1970er Jahren – kennt die begrenzte Sammlungsstärke und insbesondere die sehr begrenzte Öffnungszeiten der Zentralbibliotheken jener Zeit und weiß daher von den Grenzen dieser „Amerikanisierung“. Dass der amerikanische Campus als Vorbild im Raumdesign vieler Neugründungen der 1960er und 1970er Jahre gegolten hat, kann Paulus belegen, doch ebenso überzeugend ist seine Feststellung, dass selbst hier die Übernahme des Modells nur in begrenzter Form geschah. Die Lage der neuen Reformgründungen am Rande der jeweiligen Städte, das Fehlen hinreichenden Wohn-

raums vor Ort und das sehr begrenzte, mit dem Leben eines amerikanischen „Student Unions“ kaum vergleichbare Freizeitangebot erweisen sich bis heute als Probleme dieser „Campuseinrichtungen“.

Damit und nicht nur in den letzten Kapiteln zeigt dieses Buch, dass das Fragezeichen im Haupttitel sehr berechtigt ist. Im Schlusskapitel hält Paulus als Fazit – weit aus klarer als in der Einleitung – fest, dass nicht von einer weit reichenden „Amerikanisierung“ der westdeutschen Hochschulen in diesen Jahren, sondern vielmehr von einer sehr bedingten, stark modifizierten und mit Ambivalenzen behafteten Aufnahme einiger weniger Strukturmerkmale aus den USA – und somit eigentlich von einer starken Widerständigkeit der bundesdeutschen Institutionen – gesprochen werden muss. Damit stellt sich die Frage nach den Ursachen dieser eben nicht ganz gelungenen oder gewollten „Amerikanisierung“. Die vielen, vor allem im Empirischen sowie in der Synthese vieler Einzelentwicklungen gegebenen Verdienste dieser Arbeit sind zweifelsohne anzuerkennen, doch scheint Paulus über weite Strecken vor lauter Detailversessenheit der Blick fürs Wesentliche abhanden gekommen zu sein. Als Barriere gegen eine weiter reichende „Amerikanisierung“ der bundesdeutschen Hochschulen steht wie eine Mauer in der Brandung nicht allein der Machtwillen der Ordinarien, wie Paulus zu Recht betont, sondern das Fundamentalprinzip, dass Universitäten des Staates und nicht der Gesellschaft sind, weshalb Professoren Beamte und keine Angestellte sind und auch sein sollen. Von der amerikanischen Seite her gesehen ist die wesentliche Folge der Zuordnung der dortigen Hochschulen zur Gesellschaft und nicht allein zum Staat

eine Vielfalt der Trägerschaften dortiger Universitäten und Hochschulen – neben privaten Stiftungen und den Bundesstaaten sind hier die Städte und auch die Kirchen zu nennen. Dies bringt wiederum mit sich, dass die US-amerikanischen Hochschulen keinem einheitlichen Strickmuster folgen müssen und sich vom Anfang an je nach lokaler Bedarfslage eher lehr- und ausbildungs-, eher forschungsorientiert oder (wie in Berkeley, Madison, Ann Arbor oder Austin) als „Multiversitäten“ mit allem zusammen ausrichten konnten und können. Diese Differenzierung und die damit zusammenhängende Fähigkeit, einen sehr breiten Zugang zu den Grundstudien einerseits und Forschung von Weltklasse andererseits, manchmal aber nicht unbedingt an derselben Institution, realisieren zu können, ist das eigentliche Erfolgsgeheimnis des amerikanischen Hochschulwesens. Dies scheint Paulus nicht erwogen zu haben.

**Mark Mazower: Hitlers Imperium.
Europa unter der Herrschaft des
Nationalsozialismus, München:
C. H. Beck 2009, 660 S.**

Rezensiert von
Juliane Wetzel, Berlin

Der an der Columbia University in New York lehrende Historiker Mark Mazower hat mit „Hitlers Imperium“ eine umfangreiche Darstellung des Dritten Reiches und seiner Besatzungspolitik vorgelegt, in

der er die bisherigen Forschungsergebnisse zusammenfasst und sich auf bereits publizierte Quellen bezieht; eigene Forschungen liegen dem Band nicht zugrunde. Die Leistung dieses Bandes ist es, die inzwischen vorliegende umfassende Literatur zum NS-Regime, zu den Ereignissen in den besetzten Gebieten bzw. den mit Deutschland verbündeten Staaten gesichtet und zu einer Gesamtgeschichte geformt zu haben, deren Schwerpunkt auf einer Analyse der imperialen Vorstellungen der Nationalsozialisten liegt. Marzower kommt zu dem Ergebnis, dass diesem Streben nach imperialer Hegemonie planloses, improvisiertes und irrationales Verhalten entgegenstand, das schließlich zu einem Scheitern der hochgesteckten Ziele führen musste.

Marzower diskutiert Fragen der Besatzungspolitik, vor allem auch die ökonomischen Aspekte, die Ausbeutung der besetzten Länder und das Verhältnis zu den Verbündeten. Thematisiert werden neben Widerstand und Partisanenbewegung auch Kollaboration und Eigeninitiative bei der Ermordung der jüdischen Bevölkerung durch die jeweiligen Regime wie etwa jenes von Antonescu in Rumänien, dem nahezu die gesamte jüdische Bevölkerung Transnistriens zum Opfer fiel. Frankreich widmet Mazower eine ausführliche Darstellung, die am Beispiel Jean Cocteaus die Paradoxien des kulturellen und politischen Lebens aufzeigt. Zu Recht wird auch der „Mythos des braven Italieners“ entlarvt, der nach dem Krieg eine Blüte erlebte, so Mazower (S. 325). Thematisiert wird der Rassismus der italienischen Armee in Jugoslawien, allerdings werden zwar die „Politik der verbrannten Erde“ und der Gaseinsatz im Abessinienkrieg Mitte der 1930er Jahre erwähnt, aber auf die rassistische

Ausrichtung dieser Politik geht der Autor nicht ein. Der Abessinienkrieg war nicht nur der Prolog des Weltkonflikts, sondern er führte in Italien selbst zu einer Radikalisierung latent vorhandener rassistischer Ideen. Die Bewohner der italienischen Kolonien in Afrika wurden zu minderwertigen Menschen erklärt, gegen die sich das Volk der Kolonialmacht auflehnte. Bereits damals erhielt der Mythos vom „braven Italiener“ empfindliche Einbußen. Im Unterschied zur nationalsozialistischen Rassenpolitik, die sich zuallererst gegen die Juden richtete, ergriff etwa der italienische General Roatta, Kommandeur der Zweiten Armee in Slowenien und Dalmatien, drastische Maßnahmen zur Bekämpfung der „Guerilla“, ließ ganze Bevölkerungsgruppen internieren und die gefangenen Partisanen sofort erschießen, aber er stellte sich schützend vor die Juden und weigerte sich, sie an die Deutschen auszuliefern. Diese Komponente findet in den Ausführungen Mazowers erst im Kapitel „Endlösung“ Erwähnung (S. 369 ff.). Auf diese Weise sind Zusammenhänge nur schwer erkennbar. So wie überhaupt im gesamten Band manchmal die klaren Linien und der systematische Zugriff ein wenig verloren gehen. Mazower springt nicht nur in zeitlichen, chronologischen Bezügen, sondern auch allzu häufig zwischen den einzelnen Schauplätzen hin und her; Personen tauchen auf und verschwinden wieder.

Ausführlich beschreibt Mazower in dem Kapitel „Endlösung“ die allmähliche Radikalisierung der NS-Vernichtungspolitik, erwähnt allerdings nur am Rande das Euthanasieprogramm – die T4-Aktionen –, die nicht nur ideell, sondern auch personell als Erprobungsphase der Judenvernichtung zu sehen sind. Nach Beendigung der T4-Ak-

tionen Mitte 1941 wurde das freiwerdende Personal in den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhardt“ eingesetzt, unter Leitung von Odilo Globocnik, dem SS- und Polizeiführer des Distrikts Lublin. Nachdem mehr als eine Million Menschen dort ermordet worden waren und Himmler die Aktion abbrach, wurde Globocnik mit anderem Personal der „Aktion Reinhardt“ in seine Geburtsstadt Triest versetzt, wo er das Polizei- und Durchgangslager „Risiera di San Sabba“ (Reismühle) errichtete, in dem vor allem Juden bis zu ihrer Deportation in den Osten untergebracht wurden. Mazower behauptet, dort sei die einzige Gaskammer auf italienischem Boden errichtet worden (S. 362). Dieser Fehler ergibt sich wohl aus der bis heute häufig – auch unter Wissenschaftlern – kolportierten Meinung, die Risiera di San Sabba, die als einziges Lager in Italien ein Krematorium besaß, sei ein Vernichtungslager gewesen.

Am Ende eines jeden größeren Abschnitts („Der Weg nach Großdeutschland“: Die Neue Ordnung“; „Ausblicke“) befindet sich jeweils ein Bildteil. Im Bildteil I werden viele der Hauptprotagonisten (z. B. Frank, Seyß-Inquart, Globocnik, Himmler, Best, Heydrich) vorgestellt. Etwas unverständlich bleibt das Problem, dass Fotografien wie die einer Dame mit dem Untertitel „Mode in Longchamp, 1941“ oder die Illustration „Hitzewelle in Paris: Abkühlung am Pool des Pré Catelan, 1941“ allzu seicht daneben stehen. Zumal die letzten beiden Photographien über einer Abbildung zur „Ausstellung ‚Die Juden und Frankreich‘ im Palais Berlitz, Paris 1941“ (S. 243) plaziert sind. Es gibt keine Erklärung dafür. Will der Autor uns die Gegensätze zwischen den harmlosen Som-

merillustrationen aus Paris und der antisemitischen Hetzausstellung vor Augen führen oder ist es unbedarfter Zufall?

Störend wirkt – vor allem zu Beginn des Bandes, aber auch ab und an im weiteren Verlauf – der blumige Schreibstil, wenn etwa von Flüchtlingen aus Ostpreußen die Rede ist, die sich „Kilometer für Kilometer durch den Schnee schleppten“ mit Decken über „eingekrümmten Schultern“ und die Straßen „verstopften“ (S.7), oder wenn „der morbide Otto Ollendorf“ als ein melancholischer, getriebener, selbstgerechter Preuße“ (S. 235) und Vichy als „schläfriger Badeort“ (S. 387) bezeichnet wird.

In der deutschen Übersetzung wäre es wünschenswert gewesen, den Begriff „Nazis“ durch „Nationalsozialisten“ zu ersetzen und für das 16. Kapitel „Hitler kaputt!“ hätte man sich auch einen weniger verharmlosenden Titel gewünscht.

Trotz aller kritischen Anmerkungen ist Mazowers Geschichte Europas unter nationalsozialistischer Herrschaft ein lesenswertes Buch, das Einblicke in die verschiedenen Facetten des NS-Regimes, aber auch der beteiligten Länder gibt und schließlich am Ende Fragen der „neuen Ordnung“ nach dem Krieg und die Entstehung eines jüdischen Staates in Israel erörtert.

Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock. Übersetzt von Peter Oliver Loew, Błażej Białkowski, Andreas Warnecke, Köln: Böhlau-Verlag, 2011, 440 S.

Rezensiert von
Felicitas Söhner, Dillingen

Das vorliegende Buch stammt aus der Feder des mehrfach ausgezeichneten Historikers Maciej Górny, Assistent am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Der wohl kenntnisreichste jüngere polnische Experte zur Historiographieggeschichte Ostmitteleuropas forscht derzeit als Fellow am Imre Kertész Kolleg in Jena zu „Rassenwissenschaften und Völkerpsychologie im Ersten Weltkrieg in Mittel- und Osteuropa“.

Der Band wurde mit mehreren polnischen Fachpreisen gewürdigt und ist Teil der renommierten Reihe „Schriften der Stiftung Ettersberg“ zu vergleichenden Forschung europäischer Diktaturen und deren Überwindung. Górnys Arbeit ist damit erstmals in deutscher Übersetzung zu lesen, nachdem sie bereits 2007 in polnischer Sprache erschienen ist.¹ Umfassend analysiert der Autor darin die ostdeutsche, polnische und tschechoslowakische Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg und widmet sich insbesondere den historischen Diskursen, jeweils im wissenschaftspolitischen Kontext des kommunistischen Zeitgeistes. Die Publikation soll weniger als Darstellung der Epoche des Stalinismus verstanden werden, vielmehr

leistet sich einen Vergleich der Historiographien der drei Volksrepubliken.

In einem einleitenden Geleitwort geht Klaus Zernack auf die beiden inhaltlichen Schwerpunkte des Verfassers ein: die komparative Erkundung nationalgeschichtlicher Horizonte in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die Tauglichkeit des Marxismus-Leninismus als Methodologie der Geschichtswissenschaft (S. 9). Hinzukommt die Frage, „ob und inwieweit (...) überhaupt Chancen für eine (...) marxistische, geschichtspolitische und weltanschaulich gemeinte Alternative bestanden“ (ebd.).

Im einleitenden Kapitel zu Themen und Forschungsmethoden äußert sich Górný zu den Geschichtskonzeptionen der „kleinen Völker“ Ostmitteleuropas und legt seine Absichten dar, nämlich „die Frage zu beantworten, in welcher Weise die marxistischen Historiker (...) die nationalen historischen und historiographischen Traditionen nutzten“ (S. 18) und damit den Versuch zu unternehmen, „eine andere, (...) vollständigere Perspektive der marxistischen historische Wissenschaften in Ostmitteleuropa dazustellen“ (S. 19). Dabei betont er jedoch den bewusst zur Diskussion einladenden Charakter seiner Forschung, die als Anregung und nicht als Abschluss einer Debatte zu verstehen sei. Der folgende Teil befasst sich mit den geschichtspolitischen Folgen des Zweiten Weltkriegs. Hier werden vergleichend die Historiographien Ostmitteleuropas in den ersten Nachkriegsjahren sowie deren spätere Sowjetisierung und Stalinisierung erörtert. Górný stellt die Bedingungen des Wiederaufbaus wissenschaftlicher Institutionen nach 1945, die Proletarisierung der Hochschulen sowie die Varianten der

Annäherung zwischen Geschichtswissenschaften und Politik dar. Großes Augenmerk legt er auf das Eindringen der marxistischen Historiographien in die nationalen Diskurse und Traditionen sowie der Dynamik dieser Entwicklung. Er konstatiert, dass sie „nur in dem Maße Einfluss auf die kollektiven Geschichtsvorstellungen erlangen konnten, in dem sie auf Fragen antworteten, die Polen, Deutsche, Tschechen und Slowaken interessierten, nicht aber auf Fragen, mit denen sich die sowjetischen Historiker beschäftigten“ (S. 174). Der Autor stellt zudem fest, dass es der marxistischen Historiographie darum ging, eine neue Interpretation der Nationalgeschichte vorzulegen und eben nicht den Gegenstand historischer Forschung grundlegend zu verändern.

In den weiteren Abschnitten stellt Górný einzelne marxistische Historiker und deren Denktraditionen dar, die in die Aufklärung, die Romantik oder den Historismus zurückführen. Den Orientierungsrahmen bieten die allgemein anerkannten Interpretationen der jeweiligen nationalen Geschichtsschreibungen, die der Autor am Beispiel derjenigen Autoren illustriert, die von zentraler Bedeutung für die marxistischen Historiographien Osteuropas waren (vgl. S. 137ff). Insgesamt arbeitet er Brüche in zahlreichen Aspekten der geschichtswissenschaftlichen Arbeit heraus und zeigt, dass der Geschichte eine zentrale politische Rolle zugeschrieben wurde. Górný unterstreicht, dass „die neue Wissenschaftspolitik, Zentralisierung, Planung, politische Säuberung, strenge ideologische Kontrolle, das Wiederholen von Formeln der marxistischen Klassiker, die Nichterforschung bestimmter Themen, das verstärkte Interesse für gelegentlich

künstlich kreierte Anzeichen historischer Klassenkonflikte (...) die Situation in den 1950er Jahren von der Zeit zuvor“ unterschieden (S. 174).

Im weiteren Verlauf demonstriert der Historiker anhand fallbezogener marxistischer Interpretationen die Wichtigkeit der Beziehung der marxistischen Geschichtsschreibung zu den nationalen historiographischen Traditionen, welche sich vor allem im 19. Jahrhundert etabliert hatten. Er wertet diese Nationalhistoriographien als „Teil breiterer Nationalbewegungen, durch die sich die Nationalkulturen im östlichen Teil Europas in erheblichem Maße konstituierten“ (S. 324).

Abschließend stellt Górný die Existenz einiger gemeinsamer Züge der behandelten marxistischen Historiographien fest, wie beispielsweise die grundlegende Bedeutung des deutschen Historismus. Vor allem spricht der Autor den marxistischen Geschichtsbildern eine Unterordnung gegenüber nationalen Sichtweisen zu, vor allem in Tschechien und der Slowakei (S. 385). Gleichzeitig bemerkt er Differenzen in ihrer marxistischen Auslegung sowie eine erhebliche Zahl an Kontroversen zwischen der Interpretation in der DDR oder Polen. Górný betont, dass sämtliche in dieser Untersuchung beschriebenen Merkmale der marxistischen Geschichtsschreibungen in unterschiedlichem Maße auch auf andere Staaten des Ostblocks übertragen werden können. Unter ihnen zeichneten sich wiederum die strukturellen und organisatorischen Ähnlichkeiten am deutlichsten ab (S. 393), wobei auch einige spezifischere inhaltliche Ähnlichkeiten zu verzeichnen seien. Die konstatierten Ähnlichkeiten erklärt er durch die Gemeinsamkeiten u. a.

in der geopolitischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg sowie sich in den daraus ergebenden politischen Zwängen (S. 397). Auch ist seiner Ansicht nach die These einer ‚antinationalen‘ stalinistischen Historiographie nicht aufrechtzuerhalten (S. 396).

Im Fazit kommt Górnýs noch einmal auf sein zentrales Argument von einer „vieltimmigen Kontinuität von Inhalt und Form, und zwar vor und nach der so genannten methodologischen Wende“, zurück (S. 398). Sie sei gepaart gewesen mit einem institutionellen Wandel sowie einem „besonders katastrophalen Wandel in der Art und Weise, wie wissenschaftliche Diskussionen geführt“ (ebd.) wurden.

Das besprochene Buch bietet dem Leser eine eingehende Charakterisierung marxistischer Historiographien in drei Ländern Ostmitteleuropas. Anhand prägnanter polnischer, tschechoslowakischer und ostdeutscher Beispiele werden deren Hauptmerkmale beleuchtet und das Spannungsfeld zwischen Nationalismus und Kommunismus aufgezeigt. Eindrücklich führt sich vor Augen, dass die führenden Historiker in den drei Ländern keinesfalls dem gleichen Kurs folgten, sondern dass vielmehr eine beachtliche Vielfalt verschiedenster Geschichtsinterpretationen existierte. Es handelt sich um ein richtungweisendes Buch, das nicht nur für die postsowjetische Marxismus-Debatte und Gesellschaftsforschung eine wesentliche Bereicherung bietet. Denn die nun auch in deutscher Sprache zugängliche Arbeit ermöglicht einem breiten Leserkreis, sich mit Entwicklungsvorgängen und -hintergründen der marxistischen Historiographien in Ostmitteleuropa nach 1945 aus-

einanderzusetzen. Ohne jeden Zweifel hat Maciej Górny ein ausgesprochen vielfältiges und zu einem konstruktiven Diskurs anregendes Buch vorgelegt, welches der historischen Forschung Ostmitteleuropas zahlreiche neue Impulse geben kann.

- 1 M. Górny, *Przed wszystkim ma być naród. Marksistowskie historiografie w Europie Środkowo-Wschodniej* [An erster Stelle muss das Volk stehen. Marxistische Historiographie in Ostmitteleuropa], Warszawa 2007.

Andrea Glauser: Verordnete Entgrenzung. Kulturpolitik, Artist-in-Residence-Programme und die Praxis der Kunst, Bielefeld: transcript Verlag, 2009, 300 S.

Rezensiert von
Juliane Scholz, Leipzig

Reisestipendien stellten schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein wichtiges Mittel nationaler Kulturförderung dar. Neuerdings hat sich dafür der Begriff „Artist in Residence“ eingebürgert. Seit den 1960er Jahren konnten New Yorker Künstler ihre Studios mit einer Art Sondererlaubnis als Arbeits- und Wohnstätte nutzen, wenn sie am Gebäude ein Schild mit der Aufschrift „Artist in Residence“ anbrachten. Seit den neunziger Jahren wurde der Begriff dann zum Leitmotiv diverser institutionalisierter Kunstförderungen, die heimische Künstler in Kunstmetropolen der Welt entsandten. Andrea Glauser zeigt mit ihrer explorativen Studie, die Bedeutung von Atelierstipendien für die künstlerische und

berufliche Praxis sowie für die Arbeits- und Lebenswelt schweizerischer Künstler haben. Sie haben auch in der Schweiz eine lange Tradition, wurden bereits Ende des 19. Jahrhunderts eingeführt, um der „Rückständigkeit der schweizerischen Kunst“ entgegenzutreten (S. 124). Glauser interessiert sich dabei dafür, warum private Stiftungen und die öffentliche Hand in diese Art der Kulturförderung seit den 1990er Jahren verstärkt investieren. Zudem möchte sie bestimmen, ob und inwiefern Reisestipendien das „künstlerische Subjekt“ und „Künstlerdasein“ beeinflussen und formen. Dazu hat sie Fallstudien zur Schweizer Kulturförderung unternommen und diverse Künstlerbiografien untersucht. Sie stützt sich auf Reiseberichte und Interviews der Stipendiaten, auf Selbstauskünfte und Programmbeschreibungen der Stipendienggeber, um das komplexe institutionelle Geflecht der Kulturförderung zu beleuchten. Damit betritt Glauser Neuland, denn Reisestipendien und Artist-in-Residence-Programme sind bisher kaum erforscht.

Glauser versucht sich an einer Landkarte der kulturpolitischen Förderungspraxis als „Soziologie der Kunst“¹ für die Schweiz, wobei sie ihr Hauptaugenmerk auf die Auswirkungen der herrschenden „Regeln der Kunst“², legt, also auf die Akteure, ihre Arbeitsweisen und Selbstbilder. Im Mittelpunkt steht die Vorstellung der Dynamik des „künstlerischen Feldes“ mit seinen sozialen Praktiken und den Effekt auf die ästhetische und professionelle Praxis der Kunstproduzenten. Glauser arbeitet also mit der „Theorie des künstlerischen Feldes“ von Pierre Bourdieu, die den gesellschaftlichen Kontext als maßgeblich für die Arbeitsweise und die Identität des Künstlers

bestimmt und von dem „ökonomischen Feld“ abgrenzt. Künstler werden zu zentralen Akteuren, deren Habitus, spezifische Handlungs- und Arbeitspraxis und Position sich aus diversen gesellschaftlichen und ökonomischen Ressourcen speist. Ökonomisches wie auch symbolisches Kapital erlangen die Kunstproduzenten durch Kulturförderinstrumente wie den Reisestipendien, die ihnen den ersten Schritt in das global verflochtene Feld der Kunst erleichtern. Typischerweise entstammen diese Programme privaten Förderinstitutionen oder der öffentlichen Hand und sind uneinheitlich organisiert. Methodisch nähert sich Glauser dem Thema im Sinne der *Grounded Theory* unter Zuhilfenahme nicht standardisierter, themenzentrierter und qualitativer Interviews.

Der Hauptteil der Studie umfasst zwei Themenkomplexe: zum einen die Betrachtung „institutioneller Muster“, welche die „prekäre“ Profession Kunst in die Feldstruktur der Kunst einordnet und zusätzlich einen kurzen Überblick internationaler Künstlerstätten bietet; zum anderen geht es um die Frage nach verschiedenen Positionierungen der Künstler innerhalb der diversen Artist-in-Residence-Programme in der Schweiz. Vier Dimensionen werden aufgeworfen: Erstens wird das Verhältnis der Atelierstipendiaten zu ihrer räumlichen Umgebung und die Auswirkungen auf ihr künstlerisches Schaffen untersucht. Ein zweiter Teil setzt sich mit dem Bildungsideal „Horizontenerweiterung“ auseinander. Der dritte Abschnitt wendet sich Mobilitätsmustern und den Motivationen der Künstler zu. Die vierte Dimension widmet sich dem Thema „Beziehungsarbeit“ und der Frage, ob Atelierstipendien ein taugliches Mittel für „Networking“ und dem

künstlerischen Durchbring zweckdienlich sind. Der Schlussteil betrachtet die Selbst- und Fremdwahrnehmung des „Artist in Residence“, wobei die Sicht der Kulturpolitik wieder in die Überblicksdarstellung mit einfließt.

Glauser zeichnet in der ersten gut gelungenen sozialgeschichtlichen Abriss die Entwicklung und Entstehung des modernen Künstlertypus anhand dreier historischer Künstlertypen nach. Im Laufe des 15. Jahrhunderts entstand der Handwerkerkünstler, der die Kunst noch in ihrem antiken Verständnis ganz im Sinne einer *téchne* begriff. Abgelöst und überlagert wurde er von dem Hof- und Auftragskünstler, der als Vorläufers des modernen Künstlers angesehen werden kann. Der moderne Ausstellungskünstler entwickelte sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Zuge der Verschiebung hin zu einer „bürgerlichen Kunstöffentlichkeit“. In diesen Zeitraum entstehen erste internationale Kunstausstellungen, Biennalen sowie künstlerischer Akademien. An Kunstwerke wurden nun vorrangig Kriterien wie Originalität, Wahrhaftigkeit und Subjektivität geknüpft. Der Kunstmarkt des 20. und 21. Jahrhunderts sei zunehmend von Internationalisierung und Entgrenzung geprägt. So befinden sich die Zentren des internationalen Kunsthandels in West- und Mitteleuropa sowie in Nordamerika. New York gilt seit den 1930er Jahren als wichtigste Kunstmetropole.

Die Profession des Künstlers kann als prekär aufgefasst werden, da sie durch uneinheitliche Aufstiegsmechanismen, wirtschaftliche Unsicherheit und relativ offenen Zugang zur Profession charakterisiert ist. Es fand im Laufe der historischen Entwicklung keine professionelle Schlie-

ßung des Berufszugangs statt, sodass heute durchaus diplomierte Künstler neben Autodidakten auf dem Markt nebeneinander bestehen können. Als zentrale Strategie, um diesen wirtschaftlichen Unsicherheiten zu entgehen, kann die Gründung von Künstlergruppen angesehen werden.³ Erste internationale Künstlerresidenzen der Schweiz waren das 1965 etablierte „Cité des Arts in Paris“, und die SPACE-Studios in London. Glauser sieht hierbei, bei den frühen wie auch den gegenwärtigen Reisestipendien, die Vernetzung und die Entgrenzung als zentrale Elemente der verschiedenen Artist-in-Residence-Programme (S. 63-67).

Die vierte Dimension illustriert mittels Fallstudien schweizerischer Künstler die nationalen Entwicklungstendenzen der Kulturförderung. Residenzprogramme seien seit den 1960er Jahren eine Konstante der schweizerischen Kulturförderung gewesen und hätten sich in der städtischen bzw. kantonalen Kunstförderung spätestens seit den neunziger Jahren als zentrales Element etabliert und auch im ländlichen Raum institutionalisiert. Gegenwärtig besitze jedes Kanton und jede größere Stadt der Schweiz Ateliers im Ausland (S. 89f.). Es werden mögliche Probleme, Zweck und Sinn der Auslandsaufenthalte und das Auswahlprozedere diskutiert. So seien die Stipendiaten aufgrund von Wettbewerben, Werkbeiträgen und auf Grundlage ihres Heimatortes, Staatsbürgerschaft und Wohndauer am Ort bzw. Gebiet der Bewerbung für die Stipendien ausgewählt worden. Ihre Entsendungen erfolgten meist nach Paris, London, Berlin oder New York City, wobei bei den Künstlern wie auch den Stipendiengebern letztgenannte Metropole als „Hauptpreis“ oder

„Ritterschlag“ angesehen werden könne. Neuerdings verschiebe sich der Trend allerdings von reinen Atelierstipendien hin zu Geldstipendien, weil man die festgelegten Ziele und mangelnde Selbstbestimmung der Künstler vielfach kritisch hinterfragt habe.

Im zweiten Kapitel des Hauptteils arbeitet Glauser die Sicht der Künstler auf die Atelierprogramme heraus. Zuerst wird das Verhältnis von „Text und Kontext“, also die Auswirkungen der Atelierumgebung auf die künstlerischen Produkte, das berufliche Selbstverständnis und die Position des Künstlers beleuchtet. Grundsätzlich seien Veränderungen und Verschiebungen in der Arbeitspraxis während des Aufenthalts ersichtlich, da die Künstler sich an ihrer Umgebung und an Kontexten orientieren. In Fallbeispielen werden die Erfahrungen etwa von Philippe Schwinger, Andreas Doderer und Frédéric Moser veranschaulicht, ihre Kunstkonzepte und Nutzung des Ateliers als Infrastruktur und zugleich relevante „Möglichkeitenbedingungen“ – samt der Probleme – dargelegt.

In einem zweiten Unterpunkt werden Bildungs- und Ausbildungssituation der Künstler betrachtet, die in hohem Maße die Ateliaraufenthalte beeinflussen würden. Der Ateliaraufenthalt würde unumstritten als „Bildungsmission“ eingeschätzt, die der „Horizontenerweiterung“ und Schaffung neuer Erfahrungen diene. Im Mittelpunkt stehe die künstlerische Selbsterkenntnis und so würden Artists-in-Residence als „Instrument der Künstlerwerdung“ im Sinne Baudelaires „Maler des modernen Lebens“ fungieren. Das künstlerische Subjekt vertrete antiakademische Autonomie und Originalität, anstelle einer bloßen spezialisierten Handwerkskunst.

Glaser folgt im dritten Unterkapitel „raumzeitlichen Konstellationen“, also den Bewegungs- und Mobilitätsmustern. Ortswahl, Motivation und Begründung der Künstler decke sich meistens nicht mit dem Anliegen der Stipendienggeber sowie den Orten der Ateliers. Grundsätzlich lasse sich das Artist-in-Residence-Phänomen nicht auf den Nenner „Vernetzung“ reduzieren. Typische „Anfängerdestinationen“ der heute vierzig-jährigen bildenden Künstler seien meist europäische Kunstmetropolen. Seit 2004 sind zudem asiatische Metropolen als Standorte mit vertreten. Glaser beschreibt folgend ein Künstler-Erfolgsmodell (S. 233 f.). Jene Erfolgs-Künstler hätten ihren Studienaufenthalt in der Schweiz absolviert und besäßen eine rege Ausstellungstätigkeit sowie mannigfaltige Galerieverbindungen in diverse europäische Länder und seien zudem auf Biennalen präsent. Diese Phase überschneide sich meist mit der Zeit der Atelierstipendien, deren Renommee zu symbolischem Kapital führe und weniger durch den tatsächlichen Verkauf der Kunst vor Ort geprägt sei. Grundsätzlich sei die in der Heimat Schweiz verbrachte Zeit von geringerem Umfang als die getätigten Reisen, wobei mit zunehmendem Alter der Bewegungsradius wie auch die Intensität der Mobilität zunehme. Im Kontrast zu diesem Erfolgsmodell stünden Künstlerbiografien in kleinräumigen Umgebungen. Oft handelt es sich dabei um eine nebenberufliche Tätigkeit, die von einem „Brotjob“ oder der finanziellen (ebenso wie emotionalen) Unterstützung eines Lebenspartners getragen werde. Im vierten Punkt wird die Effektivität der Atelierstipendien betrachtet. Jene scheinen keine Erfolgs- oder Durchbruchsfunkti-

onen zu besitzen. Dazu sei die Zahl der Programme zu groß und die Wahrscheinlichkeit höher ein Stipendium zu erhalten, als bei renommierten Galerie ausgestellt zu werden. Dennoch entstünden durchaus Kontakte und Vernetzungen mit weniger bekannten Galerien. Grundsätzlich knüpften Künstler jedoch meist an bereits bestehende Kontakte während ihres Auslandsaufenthalts an.

Zusammenfassend sieht die Verfasserin die Hauptfunktion der Artist-in-Residence-Programme in der Erzeugung mobiler, kosmopolitischer Künstler-Subjekte. Der „Artist in Residence“ entstamme demnach keinem einheitlichen Paradigma, sondern die Kulturförderprogramme seien auf die ganzheitliche (Weiter-)Bildung weltgewandter und mobiler Künstler ausgerichtet (S. 261 f.). Die Zunahme der Atelierstipendien führe dazu, dass Künstler mitunter als hypermobile Akteure und moderne Nomaden angesehen würden und sich selbst auch so definieren. Sie sollen und wollen mehr sein als Spezialisten ihrer Profession.

Die Dissertation „Verordnete Entgrenzung“ bietet einen guten, durch biografische Fallstudien gestützten Überblick zu neuesten Tendenzen der schweizerischen Artist-in-Residence-Szene. Bedauerlicherweise fehlen vergleichende Überlegungen und eine internationale Einordnung.

Anmerkungen

- 1 J. Beckert/J. Rössel, Kunst und Preise. Reputation als Mechanismus der Reduktion von Ungewissheit auf dem Kunstmarkt, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56 (2004) 1, S. 32-50; H.-P. Thurn, Kunst als Beruf, in: J. Gerhards (Hrsg.), Soziologie der Kunst. Produzenten, Vermittler und Rezipienten, Opladen 1997; N. T. Zahner, Die neuen Regeln der Kunst. Andy Warhol und der Umbau

- des Kunstbetriebes im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2006.
- 2 P. Bourdieu, Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt am Main 2001.
 - 3 W. Müller-Jentsch, Künstler und Künstlergruppen. Soziologische Ansichten einer prekären Profession, in: Berliner Journal für Soziologie 15 (2005) 2, S. 159-177.

Autorinnen und Autoren

Mitchell Ash

Prof. Dr., Universität Wien
E-Mail: mitchell.ash@univie.ac.at

Liliya Berezhnaya

Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Exzellenzcluster „Religion und Politik“,
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
E-Mail: lbere_01@uni-muenster.de

Sebastian Dorsch

Dr., Universität Erfurt
E-Mail: sebastian.dorsch@uni-erfurt.de

Lutz Häfner

PD Dr., Universität Göttingen
E-Mail: Lutz.Haefner@phil.uni-goettingen.de

Susanne Hilger

Prof. Dr., Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
E-Mail: hilger@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Frederik Holst

Dr., Humboldt-Universität zu Berlin
E-Mail: frederik.holst@staff.hu-berlin.de

Kristina Küntzel-Witt

Dr., Lübeck
E-Mail: kristina.kuentzel@t-online.de

Benjamin J. Landsee

Ph.D Candidate, University of Toronto
E-Mail: benjamin.landsee@utoronto.ca

Alexander M. Martin

Dr., Associate Professor, University of Notre Dame, Indiana
E-Mail: a.m.martin@nd.edu

Stephen Norris

Dr., Associate Professor, Miami University, Oxford, Ohio

E-Mail: norriss1@muohio.edu

Andrés Otálvaro

M.A., Universität Köln

E-Mail: aotalvar@smail.uni-koeln.de

Ineke Phaf-Rheinberger

Dr., Humboldt-Universität zu Berlin

E-Mail: phafrhei@cms.hu-berlin.de

Andreas Rathberger

M.A., Universität Wien

E-Mail: andreas.rathberger@univie.ac.at

Annemarie Sammartino

Prof. Dr., Oberlin College, Ohio

E-Mail: annemarie.sammartino@oberlin.edu

Juliane Scholz

M.A., Universität Leipzig

E-Mail: jscholz@uni-leipzig.de

Denis Sdvizkov

Dr., Deutsches Historisches Institut, Moskau

E-Mail: denis.sdvizkov@dhi-moskau.org

Felicitas Söhner

Dr., Dillingen

E-Mail: Feli.S@web.de

Isabel Voigt

M.A., Leibniz-Institut für Länderkunde, Universität Leipzig

E-Mail: I_Voigt@ifl-leipzig.de

Juliane Wetzel

Dr., Technische Universität Berlin

E-Mail: wetz0154@mailszrz.zrz.TU-Berlin.de

Martina Winkler

Dr., Lehrstuhlvertreterin Abteilung für Geschichte Osteuropas, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

E-Mail: mwink_01@uni-muenster.de